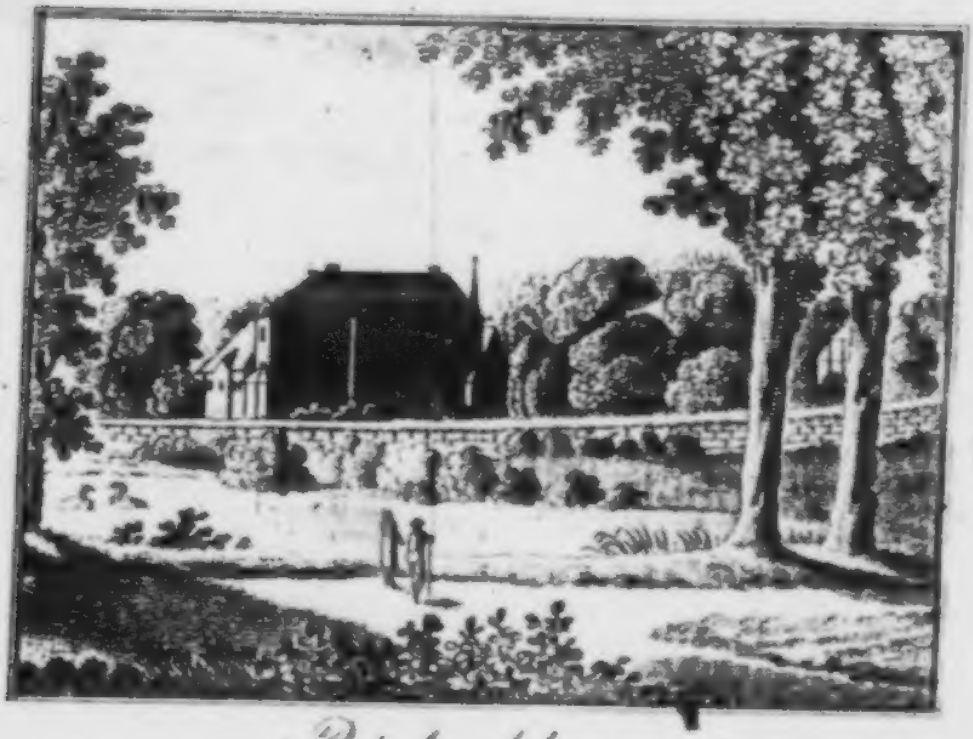
Die
drei Flämmchen
oder
die Gründung des Klosters Reinhardsbrunn.

Von
Ludwig Storch.



Reinhardsbrunn

Gotha.
Hennings'sche Buchhandlung.

(1826.)

Kgl. Bibl.
Berlin

Dem

Durchlauchtigſten, regierenden

Herzog und Herrn,

Herrn

Friedrich

von

Gotha und Altenburg,

seinem hochverehrten Landesvater, legt dieſen dramatiſchen Verſuch, geſchöpft aus vaterländiſcher Geſchichte, mit tiefſter Ergebenheit zu Füßen

untertänigſt

der Verfaſſer.

Prolog.

An

Sr. Durchlaucht,

Herrn Herzog

Friedrich.

In tauſend Formen waltet rings das Leben,
In tauſend bunten Szenen ſtellt ſich's dar;
Da nemen wir ein Bilden und ein Weben,
Dort ein Zertrümmern und Zerſtören war.
Vorüber treibt den Menſchen raſtlos Streben
In wilder Eile an der Brüder Schaar,
So auf des Lebens vielverſchlung'nen Wegen
Scheint ohne Ordnung Alles ſich zu regen.

Doch Eine Kraft muß Alle eng vereinen,
Der ſich der Menſchheit Höchſtes zugeſellt;
Wie auch verworren uns die Wege ſcheinen:
Dem Ungefähr iſt Nichts anheim geſtellt!
Im Großen ſehn wir hier, wie dort im Kleinen:
Nur durch Geſezzes Macht beſteht die Welt.
Und dieſe Macht, das Feindliche zu gleichen,
Sie ſehn wir in der Herrſchaft hohem Zeichen.

Und wenn der Bürger nun das Heil empfindet
Des Szepters, das ihn ſchüzzet und bewacht,
Wenn ſich der Kranz aus Liebesblumen windet,
Dem beſten Fürſten freudig dargebracht,
Wenn ſich das Herz dem Herzen gern verbindet,
Um auszudrükken der Gefüle Macht:
Dann mag ein Friedrich ſich uns huldreich neigen
Zum Liebeskranze, den wir heut Ihm reichen.

Und wenn der Vorwelt tragiſchen Geſtalten
Der Dichter kün des Scherzes Hülle leiht,
Wenn ſich in Spiel und Laune will entfalten,
Was her und ernſt uns die Geſchichte beut, —
Denn ewig ernſt iſt ja der Gottheit Walten,
Und nicht den Scherz zeigt uns das Buch der Zeit;
Nur in der Taggeſchlechter Frohgefülen
Entfaltet ſich die Luſt zu heitern Spielen; —

So wirſt Du gern dem Jünglinge verzeihen,
Der Frohes zu dem frohen Tage ſpann;
Es will das Herz ſich ganz der Freude weihen,
Dem jedes Trübſinn's Wolke heut zerrann.
O mög' auch heut uns Deine Huld erfreuen,
Die Huld, die Aller Herzen ſchon gewann,
Aus denen für dein teures Fürſtenleben
Viel heiße Wünſche zu dem Himmel ſchweben.

Aus heil'gen, alten, wunderbaren Sagen,

Nur leis vom Licht der Warheit überſtreut,

Siehſt Du den vaterländ'ſchen Helden ragen

Voll kühnen Sinn's und hoher Frömmigkeit.

Vom frommen Bau, den er in jenen Tagen

Ob ſchwerer Miſſetat dem Herrn geweiht,

Magſt heute Du den lang verklung'nen Mären,

Geliebter Fürſt, ein gütig Or gewären.

Die
drei Flämmchen
oder
die Gründung des Klosters Reinhardsbrunn.

Oper in drei Aufzügen.

In Musik gesezt
von
Friedrich Kohr.

Perſonen.

Ludwig, Graf in Türingen, genannt der Springer.
Adelheit, ſeine Gemalin, Wittwe des ermordeten Pfalzgrafs Friedrich von Sachſen.
Konrad Schenk, Voigt auf der Feſte Schauenburg und Jäger auf der Loibe.
Reinhard, ein Köler auf der Loibe.
Kätchen, ſeine Tochter.
Kurt, Kölergeſelle bei Reinhard.
Der Grubenmeiſter des nahen Bergwerks.
Abt des Stifts Fulda.
Ein Reitknecht } im Gefolge Graf Ludwigs.
Reiſige }
Erſter Bergknapp.
Zweiter Bergknapp.
Andere Bergknappen.
Köler.
Mönche.
Zimmerleute und Maurer.
Waldbewohner u. ſ. w.

Die Handlung fällt in das Jahr 1085.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Bergige Waldgegend. Auf der linken Seite der Eingang eines Stollen in den Berg. Eiſenſteine und Erde liegen neben demſelben aufgehäuft. Vor demſelben ſtehen die Bergknappen mit dem Grubenmeiſter. In der Ferne ſieht man das Schloß Schauenburg auf der Spizze eines Berges. Sobald der Vorhang aufgerollt iſt, ſingen die Bergknappen:

Hinab zu der Erde geheimſter Nacht
Erbaut der Bergmann ſich Straßen,
Wo die Waſſer mit ungeheurer Macht
Im Kampfe gegen ſich raſen,
Wo der blaue Berggeiſt in Flämmchen hüpft,
Und neckend am Knappen vorüber ſchlüpft.
Glükk auf! Glükk auf! Glükk auf!

Drei Flämmchen die flakkern ſo hell und klar,
Wo der Kobold die Schäzze gebunden;
Und wo das flammende Kleeblatt war,
Da wird die Aber gefunden.
Bekämpft durch des Meiſels mächtige Wucht
Entweichet der Berggeiſt in eilender Flucht.
Glükk auf! Glükk auf! Glükk auf!

Und die Blumen des Eisens von holder Gestalt,
Die seit Jartausenden schliefen,
Sie springen hervor, wenn der Schlägel schallt,
Und steigen empor aus den Tiefen;
Doch was sie schaffen am Sonnenlicht
Bekümmert den fröligen Bergmann nicht.
Glükk auf! Glükk auf! Glükk auf!

Während der lezten Sangzeilen ist Reinhard, der Köler, auf der rechten Seite hereingetreten; nach Beendigung des Gesangs gehen die Knappen einzeln in den Stollen mit Meiseln, Schlägeln, Karren und sonstigem Werkzeuge. Der Grubenmeister geht auf Reinhard zu.

Zweiter Auftritt.

Der Grubenmeister. Reinhard.

Reinhard.

Warlich all zu große Eile
Treibet euch im Sturmschritt doch
Wieder in das dunkle Loch,
Als gält's eurer Seelen Heile!
Kaum die Mittagsstunde schlug,
Hebt ihr hurtig das Geklekter
Wieder an. Daß euch das Wetter!
Unser Graf ist reich genug!

Grubenmeister.

Laßt mich meine Arbeit tun!
Ihr könnt selber nach Belieben
Euch im Besenschnizzen üben,
Oder auf dem Felle ruhn;
Was uns unser Herr gebeut,

Der mir so viel Lieb' erzeigt:
„In die finstern Stollen steigt!“
Das befolg' ich jederzeit.
Hat doch der Herr Graf so mild
Sonst sich gegen mich bewiesen,
Darf mich's jezt auch nicht verdrießen,
Wenn ihn Trübsinn oft umhüllt.
Sonst, wenn er nach Wartburg ritt,
Hemmte er des Pferdes Lauf,
Suchte uns am Stollen auf,
Und fur in die Grube mit;
Und da floß manch freundlich Wort
Wol von seinem gnäd'gen Munde,
Und dann rollte Stund' um Stunde
Allen Knappen freudig fort.
Aber Viel hat sich verkert!
Und seit einem ganzen Jar
Ist er nicht mer, was er war.

Reinhard.

Hab' so Manches auch gehört! —
Seit in's Schauenburger Haus
Ist die junge Frau gekommen,
Floh, wie leider man vernommen!
Aller Frohsinn auch heraus.
Wunderlich sind doch die Sachen,
Wenn man noch die Reise nimmt,
Was den Grafen wol bestimmt
Gar den Weg nach Rom zu machen.
Herr, ein hübsches Weibgesicht
Ist gar oft des Teufels Köter!

Grubenmeiſter.

Wär' das Kärvchen auch noch röter,
Solche Waare näm' ich nicht.

Reinhard.

Sagt mal, darf ich's anders wagen,
Euch zu fragen, wie's euch ſcheint,
Ob von unſerm Herrn ihr meint,
Daß den Pfalzgraf er erſchlagen?

Grubenmeiſter zutraulich.

Hört, der neue Voigt hat's jezt
Mir geſagt, als ich ihn traf;
Ihr kennt Konrad, den der Graf
Auf die Schauenburg geſezt?!

Reinhard zornig auffahrend.

'S' iſt ein arger, ſchlimmer Wicht!
Gar ein Unhold!

Grubenmeiſter.

Nur gemach!
Was jezt euer Mund da ſprach,
Iſt doch euer Ernſt wol nicht?
Denn der Voigt iſt noch nicht warm.
Niemand hört' ich ſich beſchweren;
Doch die Feinde und die Bären
Schlug dem Grafen ſchon ſein Arm.

Reinhard.

Beſſer kann der Köler ſchießen!
Nie verfelt mein Pfeil das Ziel,
Und Das kränkt ſein Ergefül,
Mag den Schlauen wol verdrießen.

Grubenmeiſter.

Seid mit eurem Stand zufrieden!
Kümmert um die Jagd euch nicht!
Jeder warte ſeiner Pflicht,
Jeder tu', was ihm beſchieden!

Reinhard.

Dieſer Voigt mit wildem Blikk
Brüllte: „auf der Schauenburg
Hauen dich die Knappen durch,
Schießt du noch ein einzig Stükk!"

Grubenmeiſter.

Keinen kann ſolch' Wort verdrießen,
Der nicht gute Warnung hört.
D'rum noch einmal: laßt das Schießen,
Seid ihr nicht zu arg betört.

Ab in den Stollen.

Dritter Auftritt.

Reinhard allein, ſieht dem Grubenmeiſter mit langen, ſtaunenden Blikken nach, ſchüttelt dann den Kopf, und ſingt:

Wie doch die Menſchen wendiſch ſind!
Der hängt den Mantel nach dem Wind.
Der Graf in Rom! Der Voigt die Macht! —
Das hat der Schmeichler ſich bedacht.
Doch aller Tag' iſt noch nicht Nacht!

Kommt Zeit, kommt Rat,
Es muß ſich Alles wenden,
Den Entſchluß zu vollenden
Zur Tat!

Die Rache wacht!
Wird sie auch lange schweigen,
Wird sie dich doch erreichen
Bei Nacht!

Er geht mit den Zeichen der größten Erbitterung ab.

Vierter Auftritt.

Konrad Schenk springt mit Jägerhorn, Bogen, Köcher und Spieß, in altdeutschem Jägerkleid auf die Bühne und singt:

Ich hab' ein freies, junges Blut
Und einen leichten Sinn.
Die schlanke Feder auf den Hut,
Den Bogen an das Kinn,
Den Jagdspieß in die starke Hand,
Durchzieh' ich weit und breit das Land.

Früh Morgens, wenn die Sonn' aufsteht,
Da bin ich auf den Beinen,
Und Abends, wenn sie niedergeht,
Muß sie mich noch bescheinen.
So jage ich den ganzen Tag
Dem edeln Waidwerk tapfer nach.

Den schmukken Dirnen schau' ich brav
Tief in das Aug' hinein;
Doch sagte mir einmal der Graf,
Ich sollte Eine frein,
So käm' die Wal mir sauer an,
Denn Allen bin ich zugetan.

Die Bären und die Füchse sind
Das Ziel bei meinem Streben,
Die Jagd nach einem hübschen Kind,
Betreib' ich nur daneben.
Husa! husa! das Horn erschallt!
Besiegt sind Hirsch' und Mädchen bald.

Er stürmt fort den Hut schwenkend und spricht:

Grünes Haus, sei mir gegrüßt!
Doch am liebsten in dem Schatten
Ruh' ich aus auf deinen Matten,
Von dem lauen Wind geküßt.
Ach, die Gräfin macht mir bange
Mit dem Weinen und dem Klagen;
Welcher Waidmann mag ertragen
Dieses Trauerleben lange!
Soll ich sehn die Holde stündlich
Tausend Paternoster leiern? —
Und daneben weltlich feiern
Wäre für den Christen sündlich.
Noch begreifen kann ich nicht,
Wie um eines Weibes wegen
Seinen Freund man kann erlegen
Wider alle Menschenpflicht.
Macht man's gleich dem David nach,
Der, verliebt in Batseba,
Ihrem tapfern Uria
Bald erlöst' vom Ungemach,
Mann des schönen Weibs zu sein?
Kann es einem Weib gelingen,
Dahin frommen Sinn zu bringen,
Renn' ich lieber keine mein.

Dieſer feſte Vorſazz bleibe! — —
Doch welch' niedlich Kind kommt da,
Das ich warlich noch nicht ſah,
Seit ich hier herum mich treibe?

Mit den Zeichen des Belauſchens ſtellt er ſich hinter einen Buſch.

Fünfter Auftritt.

Käthchen mit einem Graſekorb und der Sichel. Später Konrad. Sie ſezzt ſich an einen Hügel nieder und ſtüzzt ſchwermüthig den Kopf in die Hand, dann erhebt ſie ſich langſam und ſingt beklommen:

Wie meine Pulſe ſchlagen!
Wie pocht mein Herz ſo ſer!
Die Ruh' in frühern Tagen
Hab' ich ſchon lang nicht mer.
Ich ging ſo gerne ſonſt graſen
Weit in die Berge hinaus,
Und hörte die Hirten blaſen;
Jezt bleib' ich lieber zu Haus.
Jezt ſezz' ich in's Tal mich nieder
Beim alten Geſpenſterborn,
Und horche auf die Lieder,
Die bläſt ein Jägerhorn:

Ein Jäger zog bei früher Stund'
Weit in den Wald hinaus,
Und klopfte in dem Mülengrund
An eines Müllers Haus.

Des Müllers Tochter ſchlank und rot
Schaut ſchnell zum Fenſter raus,
Ihm einen guten Morgen bot,
Und nötigt' ihn in's Haus.

Ach, um den Jäger war's geſchehn,
Er wußte ſelbſt nicht wie.
Er hatt' ihr zu tief ins Aug' geſehn,
Und ſah und ſah nur ſie.

So oft der Tag im Oſten graut',
Und färbt' den Himmel bunt,
Da ſchlich der Jäger nach der Braut
Hin in den Mütengrund.

Ueber die Berge hin möcht' ich mich heben,
Möchte die blauen Lüfte durchſchweben!
Stürmiſch Herz, wo eilſt du hin? —
Iſt das ſtiller Jungfraunſinn?

Sie ſetzt ſich mit den Zeichen der größten Beklemmung wieder an dem Abhange nieder. Konrad lauſcht hervor.

Konrad noch hinten.

„Um den Jäger war's geſchehn!" —
Seit das Mädchen ich erblikkt,
Und mich ihr Geſang entzükkt,
Mag ich nicht von dannen gehn.
Mein Geſchikk hat ſie geſungen;
Von der Worte ſüßem Laut:
„'S' ſchlich der Jäger nach der Braut,"
Iſt mein ganzes Ich durchdrungen.
Schon ein Jar iſt's, daß dies Tal
Ich durchſtreif' und dieſe Höhen,
Alles hab' ich hier geſehen,
Doch dies Kind kein einzig Mal.

Wer muß dieſer Engel ſein? —
Wie ſie ruht da hingegoſſen
Ganz in Anmut, und umfloſſen
Von der Unſchuld Roſenſchein!
Das Geheimniß ſei enthüllt,
Wer die liebliche Geſtalt? —

Er tritt ſchnell hervor; Kätchen ſpringt erſchrocken auf; er tritt mit beſcheidener Verbeugung auf ſie zu.

Sei gegrüßt im grünen Wald!
Grün iſt ja der Hoffnung Bild.
Und ſo wag' ich auch zu hoffen,
Daß dem Grünen du geneigt,
Denn ſeit du dich mir gezeigt,
Hat ein Blizz mein Herz getroffen.
Biſt wol irr' gegangen hier
In den dichten Eichenwäldern?
Sag', wo wonen deine Eltern,
Und wer biſt du? Sag' es mir
Ohne Scheu.

Kätchen.

Herr Jäger, deutet
Es nicht ſchlimm, wenn ich verlegen
Eures ſchnellen Anblicks wegen,
Bin zur Antwort nicht bereitet.
Seit die Mutter heimgegangen,
Muß die Wirtſchaft ich beſorgen,
Und ſo leb' ich denn verborgen
In dem Hüttchen, wie gefangen.
Viel ſonſt bin ich ausgeflogen
Als ich kaum zehn Sommer alt;
Denn geboren in dem Wald
Bin ich, und drinn aufgezogen.

Konrad.

Sag', wo wonst du, liebes Mädchen,
Wohin für' ich meine Schritte,
Daß ich komm' zu deiner Hütte,
Und wie heißt du, Holde?

Kätchen.

Kätchen.
Unf're Hütte liegt im Grund
Rechts vom Hexenborn, im kleinen
Holz wird sie euch bald erscheinen,
Wollt ihr zu uns kommen, und
Köler ist mein Vater.

Konrad.

Was?!
Wird er Reinhard denn genannt?

Kätchen.

Ihr habt ihn wol lang gekannt.
Doch warum erschrekkt euch das?

Konrad.

Gott im Himmel, deinen Stral
Schleud're gütig auf mein Haupt!
Jede Hoffnung ist geraubt,
Und mir bleibt nur Höllenqual.
Meinen größten Feind nennt Vater
Dieser Wälder Königin!
Wiß', daß ich der Burgvoigt bin!

Kätchen.

O, dann eil' ich schnell, denn naht er
uns, nicht lebend käm' ich fort.

Wüßt' er, daß ein einzig Wort
Ich auch nur mit euch geſprochen,
Würd' es, ja ich ſchwör' euch zu,
Fürchterlich an meiner Ruh'
Und an meinem Glükk gerochen.

Konrad.

Du willſt mich verlaſſen?
Du flieheſt mich ſchon?

Kätchen.

Ich kann dich nicht haſſen,
Doch muß ich davon.

Konrad.

O, bleibe noch lange,
Du Liebliche, hier!

Kätchen.

Es iſt mir ſo bange,
So wol auch bei dir.

Beide.

Es iſt mir ſo bange;
So wol auch bei dir.

Konrad.

O laß dich erflehen,
Und bleibe im Wald.

Kätchen.

Wer kann widerſtehen
Der Bitte Gewalt?

Konrad.

Dich hab' ich gefunden,
Wie bin ich entzükkt!

Kätchen.

O, selige Stunden,
Wo Liebe beglükkt!

Beide.

O, selige Stunden,
Wo Liebe beglükkt!

Sie sinken sich zärtlich in die Arme.

Kätchen.

Doch ist es auch keine Sünde,
Daß mich Liebe dir vereint?
Ziemet wol dem guten Kinde
Lieb' zu seines Vaters Feind?

Konrad.

Lieb' steht über den Gesezzen,
Sich allein erkennt sie an.
Bleibst du treu auf ihrer Ban,
Wirst du keine Pflicht verlezzen.
Schranken, die sich Menschen sezzen,
Fallen vor ihr, wie ein Wan.

Kätchen beschäftigt sich mit ihrem Korbe, um aufzubrechen, blikkt ihn aber dabei verstolen an. Konrad zieht sie an die Brust.

Konrad.

Jezt magst du, Teure, mir verkünden,
Wo soll ich bald dich wieder finden?

Kätchen.

Ach, selten nur darf ich es wagen,
Die Schritte aus dem Tal zu tragen.

Konrad.

So laß die ſtille Nacht uns wälen,
Sie iſt die Freundin treuer Seelen.

Kätchen.

Die Liebe wird den Mut mir ſtälen,
Der Liebe Raſen reißt mich fort.

Konrad.

Engel, ſag', nach welchem Ort
Soll ich meine Schritte wenden?
Welche Pfade irr' mein Fuß,
Daß ich meinen Liebesgruß
Dir kann aus der Ferne ſenden?

Kätchen.

Unten in dem Kölergrunde,
Wo die Hexenquelle rauſcht,
Sei zur ſpäten Geiſterſtunde
Zärtlich Kuß um Kuß vertauſcht.

Konrad.

Doch wie ſoll ich dich erkennen?

Kätchen.

Hör', drei Kerzen ſollen brennen,
Zeigen dir durch ſtille Nacht,
Wo dein treues Mädchen wacht.

Konrad.

Doch man wird uns dort entdecken.

Kätchen.

Nein, die Lichter werden ſchrecken.
Niemand wagt ſich an den Ort,

Sieht er die drei Flämmchen dort.
Mir giebt Liebe Kraft und Mut.

Konrad.

Du biſt in guter Geiſter Hut!
Sie werden uns bewaren.

Kätchen.

Ich trozze den Gefaren.

Konrad.

Die Sonne ſinkt,
Der Abend winkt.

Kätchen.

So muß ich von dir ſcheiden.

Konrad. } zuſammen.
So mußt du von mir?

Kätchen. } zuſammen.
So muß ich von dir!

Beide.

Die Liebe wird uns leiten.

Beide zur linken Seite ab.

Sechſter Auftritt.

rt guckt auf der rechten Seite durch das Gebüſch, kommt nn näher und ſieht ſich nach der linken Seite um.

Huſch! was iſt das? huſch
Raſchelt's durch den Buſch!
Das war warlich Kätchen!
Lange blieb die Dirne aus,

Und der Alte paßt zu Haus
Auf's verdammte Mädchen.
Ei, und was noch seh' ich da?
Unser Junker Hopsasa
Schleicht sich durch die Hekken!
Grimmig zieht er das Gesicht!
Ich muß hören was er spricht,
Will mich drum verstekken.

Er legt sich hinter einen Baum, doch so, daß man sein Gesicht sehen kann, während des folgenden Auftritts horcht er sehr aufmerksam zu, und schneidet bei den Worten: „Drum wenn die Mitternacht sich naht", Gesichter.

Siebenter Auftritt.

Kurt. Konrad stürzt hastig herein.

Konrad.

Ihr Berge und Täler habt es vernommen,
Ihr säuselnden Lüfte habt es gehört!
Zur Stunde der Mitternacht soll ich kommen,
Da wird mir der Liebe Belohnung beschеert.

Ich weiß ein schönes, schlankes Reh
In diesem Tale gehen;
Wol jagt' ich lang von Höh' zu Höh',
Und konnt' es nicht erspähen;
Doch diese Nacht bei Fackelschein
Wird auch das Reh, das schönste, mein.

Drum wenn die Mitternacht sich naht,
Greif' ich nach meinem Horne,

Und eile auf dem steilen Pfad
Hinab zum Hexenborne,
Erwarte dort das Reh mit Schmerz,
Verwunde tief es in das Herz.

Er schwingt den Hut und stürzt fort.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Rechts etwas Wiese; links Wald, vor demselben Reinhards Hütte im Vordergrund.

Reinhard.. Kurt.

Kurt.

Ja Herr, das hat große Not;
Glaubt's beim Bonifazius,
Der mich selig machen muß!
Konrad schießt das Reh uns todt
Diese Nacht. Er will — — —

Reinhard.

Und Kätchen
Hast beim Voigte du erblikkt?

Kurt.

Nein! — Als ihr mich fortgeschikkt
In den Kornberg, sah das Mädchen
Ich, als ich in's Kolholz ging,
Wie sie weinend daher kam,
Und der Voigt den Reißaus nam

Dorthin. Wie's zuſammenhing,
Daß ſie beid' erzürnet waren,
Daß der Voigt dann wieder hüpfte,
Luſtig durch die Büſche ſchlüpfte,
Konnt' ich freilich nicht erfaren;
Aber doch hab' ich vernommen,
Als er tobte, lärmt' und ſchalt,
Daß es unſerm Rehe galt.

Reinhard.

Wollen ſchon zuvor ihm kommen!

Kurt.

'Siſt doch kaum ein Jar erſt alt;
Tät mir warlich herzlich weh,
Denn es iſt das ſchönſte Reh
In dem ganzen Loibewald.
Immer kommt's herab in's Tal,
Wenn ſich naht die Abendfriſt,
Stellt zu Kätchen ſich und ißt
Aus der Hand ihr jedes Mal. —

Reinhard ihn unterbrechend.

Und er kommt um Mitternacht?

Kurt.

Wo den Spuk die Hexen treiben,
Todte ſelbſt im Grab nicht bleiben,
Wo kein Chriſtenmenſch mer wacht.
Mir wird bang, wenn ich dran denke!

Reinhard.

Sei doch keiner von den Toren! —
Doch jezt ſpizze deine Oren,
Höre wol auf meine Ränke,

Denn es ist die Nacht mein Plan,
Rache an dem Voigt zu suchen,
Der mit seinem Schimpfen, Fluchen
Mir schon lange weh getan.
Und so will ich mich bedienen
Bestens der Gelegenheit,
Die sich mir so herrlich beut,
Um die große Schmach zu sühnen.
Hiebe will ich ihm versezzen,
Die er stets mir angedroht,
Und an seiner Angst und Not
Königlich mich dann ergözzen.

Kurt.

Herr, nur tüchtig zu gebläut!
verlegen.
Doch beim Hexenborne! — —

Reinhard. [illegible]
— [illegible]
Daß solch Zeug dich nicht betöre!
Dummkopf ist, wer solches scheut!
Kurt, wir müssen uns verkappen,
Doch darf Käte nichts davon
Hören; denn erfür' sie's schon,
Würd' sie selbst zum Brunnen tappen,
Um mit ihren eignen Händen
Ihrem Rehe Schuzz zu leihn;
Rasend könnte Konrad sein,
Und es würde schlimm sich enden.
Doch nun höre mein Gebot!
Kurt, du mußt den Satanas —
Gott sei bei uns! — machen — —

Kurt.

Was!
Ich den Teufel! Ich bin todt
Schon vor Schrekken! — Gebt mir Kraft,
Alle Heil'gen! — Ohne Zweifel
Dächte der warhaft'ge Teufel,
Mit ihm hätt' ich Brüderschaft
Machen wollen, notgedrungen
Müßt ich mit, den Spießgesellen
Und der Mamma vorzustellen
Mich als Bruder Kölerjungen. —
Herr, laßt mich vom Amte los! —

Reinhard.

An den Hexenbrunnen mußt
Du mit, wenn auch one Lust.

Kurt.

Meine Angst wird gar zu groß!
Ich soll meinen Standort nemen,
Als ein Teufel obendrein,
An dem Hexenborn allein?
Weh! wenn nun die Hexen kämen,
Würden sich die grauen alten
Teufelsbräute nicht geniren,
Mich — o Herzeleid! — für ihren
Waren Bräutigam zu halten,
Und mir ihre Lieb' bezeigen.
Großen Dank für solche Bräute!
Meister, lieber lauf' ich heute
Noch davon. —

Reinhard.

Willst du wol schweigen!
Ich bin ja dabei.

Kurt.

O Glück!
Dann macht wol den Teufel ihr?
Denn es scheint im Ernste mir,
Ihr habt dazu mehr Geschikk.
Ich dien' eurer Würde wegen
Euch als braver Leibknecht gern,
Weil ja alle großen Herrn
Solche Bursch' zu haben pflegen.

Reinhard.

Meinethalben, doch daß er
Dich nicht kennt, mußt du vermummen
Dennoch dich, und furchtbar brummen,
Wie ein alter Rumpelbär.

ab.

Kurt allein.

Bleib' ich, werd' ich das genießen,
Was dem Voigt ist zugedacht;
Geh' ich mit unverrichteter Sache,
Kann er wärlich mich erschießen,
Oder schlimmer ist der Fall,
Daß des Teufels Majestät
Unrecht gar den Scherz versteht,
Und — au weh mir! — holt uns Alle!
Soll ich bleiben? soll ich gehen?
Mitgegangen, mitgehangen,
Doch auch hängt, wer nicht gegangen;
Wie ich's wenden mag und drehen,
Immer ist's um mich geschehn,
Immer meiner armen Seele
Steht das Messer an der Kele!
Um Erbarmen hilft kein Flehn,

Denn wer hörte jammern mich?
Schon vor Angſt geh' ich zu Grunde, —
Ach, es fliehet Stund' um Stunde! —
Meine Qual iſt fürchterlich! —

Man hört ein dumpfes Murmeln, dann Rufen aus der Ferne.

Zweiter Auftritt.

Ein Reitknecht des Grafen, hinter ihm her allerlei Volk. Kurt.

Reitknecht.

Tretet hier herein, ihr Leute,
Mädchen, Burſche, hört mich an!
Schaut auf mich! Ich bin der Mann,
Der euch Jubel bringt und Freude.
Hört, ich will euch's gleich verkünden!
Doch wie fang' ich an? — Zu voll
Bin ich warlich — ha! — wie ſoll
Ich denn nur die Worte finden!
Ja! — Es läßt der Graf euch bitten,
Unſer Herr — — und ich bin heute
Euretwegen, liebe Leute
Wie der Teufel ſelbſt geritten,
Eigentlich der Gräfin wegen,
Unſrer Frauen, die ich jezt
Mit der frohen Mär ergözzt,
Daß des heil'gen Vaters Segen
Dem Herrn Graf ward zugeteilt,
Und daß er nun wolgeborgen
Mit dem frühen Tage morgen
Froh nach ſeinem Schloſſe eilt.
Doch nun hört! Ihr habt ein Feſt!
Denn ſo will der Herr es haben;
Ihr ſollt euch am Biere laben,

Was er heut euch reichen läßt.
Heda! tanzt entzwei die Solen!
Schwärmt die ganze Nacht hindurch!
Auch die Knappen von der Burg
Werd' ich gleich herunter holen.
Leutchen, macht euch luſtig brav!
Doch auch der Herr Graf ſoll leben!

Einige aus dem Volke.

Ja, das meinen wir auch eben.
Lebe hoch drum der Herr Graf!

Alle.

Hoch!

Alle bis auf Kurt gehen jubelnd ab; dieſer macht einige Bockſprünge über die Bühne und drükkt ſeine Freude aus.

Kurt allein, fragt in das Parterre herab neugierig:

Wer will den Teufel machen? —
Heiſa! ich will luſtig ſein,
Und mit Kätchen ganz allein
Will ich tanzen, ſchäkern, lachen!
Er ſpringt wieder freudig herum und ſingt:
Ich bin dem Kätchen gar gut,
Weiß ſelber nicht warum,
Und wenn ſie auch oft böſe tut,
Und ſpricht, ich wäre dumm.
Sie muß jezt gleich, bei meiner Ehr!
Und wenn ſie noch ſo trozzig wär',
Mit in dem Kreis herum!

Jüngſt ging allein ſie in den Wald,
Es war am Donnerstag;
Ich ſah's und ſchlich ihr alſo bald
Leis auf den Zehen nach.

Flugs küßt ich ihr die Wänglein rund;
Paff! ſchlug ſie mich auf Naſ' und Mund.
Das war ein ſchlimmer Schlag.

Und doch bin ich dem Kätchen gut,
Weiß warlich nicht warum.
Wenn ich ſie ſeh', geht mir das Blut
Gleich wild im Kopf herum.
Und ſträubt ſie ſich auch noch ſo ſer,
Sie muß die Nacht, bei meiner Er!
Mit mir im Kreis herum.

Während der lezten Sanzeilen, die er wieder mit Sprüngen begleitet, tritt Reinhard herein.

Dritter Auftritt.

Reinhard. Kurt.

Reinhard.

Nun die Teufelsrolle ſcheint
Dir recht trefflich zu gelingen,
Und du übſt dich brav im Springen.

Kurt erſchrocken.

Herr, was? — wie iſt das gemeint?
Tanz iſt ja im Tannenwald
Drüben, unſerm Herrn zu Ehren,
Wird die ganze Nacht durch wären.
'S'geht gleich los.

Reinhard.

So tanze bald!
Tanze erſt dich herzlich ſatt.

Denn das merke dir, Geſelle:
Du biſt hier, auf dieſer Stelle,
Wenn man Zwölf gebeutet hat.

Kurt.

Wie wird tanzen mir gelingen?
Da ich nicht vor Schrekken ſtehen
Kann, wie ſoll es denn da gehen
Mit dem Drehen und dem Springen?
Und das Schlimmſte iſt, daß Kätchen
Heut fällt einem Andern zu. —

Reinhard.

Davor habe gute Ruh',
Denn erkrankt iſt mir das Mädchen.
Sie weiß nichts vom Tanz. Im Bette
Liegt ſie feſt, als ich ſie fragte,
Was gewollt der Konrad, ſagte
Sie, daß er beſchimpft ſie hätte,
Weil ſie meine Tochter ſei.
Friſches Oel in meine Flamme,
Rache!

Kurt.

Daß mich Gott verdamme!
Meiſter, nun bin ich dabei.
Ja, ich ſchwärze mich mit Kolen,
Schwanz und Pferdfuß felen nicht,
Dann ſoll den verfluchten Wicht
In Perſon der Teufel holen.
Ha, wie wächſt der Mut mir recht!
Obgleich ſchlimm die Sachen ſtehen,
Doch den Teufel — ihr ſollt ſehen —
Mach ich ganz abſcheulich ſchlecht.

Beide ab.

Vierter Auftritt.

Verwandlung. Gegend am Borne; es iſt dunkle Nacht; von fern hört man einzelne Töne der Tanzmuſik. Käthchen tritt herein mit einer kleinen Diebslaterne, drei Wachskerzen in der Hand. Sie iſt in ein weißes Tuch gehüllt, das über den Kopf als Schleier herab fällt.

Käthchen ſingt:

Süße Töne hör' ich klingen,
Fernher rauſchen Melodien.
Ob ſie meinen Freund mir bringen?
Ja gewiß! ſie meinen ihn.

Ach, auf welchem Pfad
Mag der Traute wallen? —
Hör' ich nicht Tritte erſchallen?
Ob der Geliebte ſich naht? — —
Ach, es raſcheln nur die Bäume,
Und das holde Bild der Träume
Ruht nicht an mir liebewarm.
Heiße Sehnſucht, leih' ihm Flügel,
Daß er über Tal und Hügel
Eilt in ſeines Mädchens Arm.

Ha, wie ſchaurig iſt es hier!
Nacht hat Alles rings umhüllt,
Und nur wenig Sterne
Gießen aus der Ferne
Ruhe in die Seele mir,
Die der Sehnſucht Schmerz umhüllt. —

Meinen Buſen preßt ein Zagen! — —
Liebe, deine ſüße Qual
Hat aus meinem engen Tal,
Aus der Kindheit ſtillen Tagen

Heute mich mit einem Mal
Auf des Lebens Höh' getragen.

Dunkle Nacht umhülle
Mein Erröten, meine Schaam! —
Doch es war ein höh'rer Wille.
Als er zu mir kam,
Liebe zu erflehen,
Riß mich's raſend zu ihm hin,
Und es konnte Herz und Sinn
Ihm nicht widerſtehen.

Abwärts alle Sternlein ziehn!
Trauter, weile nicht zu lange,
Daß dein Mädchen dich umfange,
Komm! denn die Minuten fliehn.

Sie tritt etwas ſeitwärts hinter eine Gruppe von Blumen, um die Lichter anzuzünden.

Fünfter Auftritt.

Reinhard und Kurt kommen auf der entgegen geſetzten Seite furchtſam hergeſchlichen; beide ſind mit Tüchern verſteckt und mit Knitteln bewaffnet. Kätchen.

Kurt.

Herr, wie iſt die Finſterniß
Rabenſchwarz und fürchterlich!
Und wie Fieber ſchüttelt mich
Dieſes Grauen.

Reinhard.

Ja gewiß!
Mir iſt ſelbſt nicht wol zu Mut,
Doch man muß ein Herz ſich faſſen.

vor ſich.

Und ich muß vor Furcht erblaßen,

Und zu Eis wird mir das Blut;
Ach, nichts Gutes ahn' ich! laut Sprich
Iſt ſchon Mitternacht vorüber?

Kurt.

Wär's vorbei, es wär' mir lieber!
Und ich glaube ſicherlich,
Daß der Voigt nicht kömmt, man kann
Nicht vorm Aug' die Hand erkennen.
An die Bäume würd' er rennen.

Reinhard.

Das verſtehſt du nicht. Doch wann
Er wird kommen, weiß ich nicht,
Aber lange wird's nicht dauren,
Und dann wird er wollen lauren,
Bis daß an der Morgen bricht,
Um das Reh dann aufzujagen.

Kurt.

Bis wird Tag die Nacht vertreiben,
Soll ich ſo hier ſtehen bleiben?

Reinhard.

Das verſteht ſich ohne Fragen.

Kurt vor ſich.

Nun nem' ich's nicht wieder krumm,
Wenn die gute Käte ſpricht:
„Klug ſei ich nun eben nicht,"
Denn ich bin doch herzlich dumm.
Hielt ich anfangs gleich das Maul,
Braucht' ich jezt nicht hier zu ſtehen,
Und vor Angſt bald zu vergehen. —

Reinhard.

Halt hier Stand und ſei nicht faul!
Kommt der Voigt, ſo gieb ein Zeichen,
Und ſo mach' ich's auch und dann,
Springſt du zu, pakſt deinen Mann.

ab.

Kurt allein.

All' ihr Heiligen, entweichen
Darf ich nicht, der Meiſter iſt
Gar zu hart; drum helfet mir!
Als ein Teufel ſteh' ich hier,
Doch ich bin ein armer Chriſt. —
Hu! der Born — mir ſteigt das Haar —
Rauſcht ſo dumpf! — Wenn aus der Tiefe
Jezt die Waſſerfei mir riefe,
Oder zeigte ſich mir gar.

Er ſchaudert zuſammen.

Meine Seele zu verderben,
Aus dem Waſſer ſtiege ſie — —

Kätchen iſt während deſſen hinter dem Gebüſch hervorgetreten und hat die drei brennenden Lichter in einiger Entfernung von einander hingeſtellt im tiefen Hintergrund der Bühne. Jezt dreht ſich Kurt furchtſam um, erblikt ſie und ſchreit ſchrillich:

Heiland Jeſus und Marie!
Ich muß ohne Gnade ſterben!

Er ſingt:

Die Hölle iſt ledig
Mit ihrem Grimme!

Er will davon laufen, rennt aber an einen Baum und ſtürzt zu Boden.

Kätchen.

Gott sei mir gnädig!
Das war Kurts Stimme.

Sie sucht die Lichter auszulöschen, was ihr aber in der Eile nicht gelingt. Reinhard stürzt von der andern Seite bestürzt herein.

Reinhard zu Kurt.

Was schreist du so laut?

Kurt rafft sich auf.

Ach, bester Herr Meister,
Die Hexe dort schaut!

Reinhard erblikt Kätchen, wie sie eben hinter das Gebüsch schlüpfen will.

Pa! höllische Geister!
O könnt' ich zurükke!

Kurt und Reinhard zusammen.

O teufliſche Tükke!

Reinhard zieht sich auf die linke Seite zurükk, während Kätchens Standort an der rechten ist. Kurt erholt sich und will davon rennen, prallt aber wider Konrad, der eben herein tritt.

Sechſter Auftritt.

Konrad in einen Mantel gehüllt tritt Kurt entgegen.

Kätchen. Reinhard.

Kurt ſingt in gräßlicher Angſt.

Hu! fürchterlich Grauen
Wohin ich nur blikke!
Es hakkt mir die Klauen
Der Feind in's Genikke!

Er ſtürzt wieder zu Boden.

Kätchen.
Ich Ärmſte der Frauen!

Konrad.
Was muß ich hier ſchauen!

Reinhard.
O ſehet den Schlauen!
Er rennt dem Geſchikke
Nun ſelber entgegen.

zuſammen

Konrad.
Wer naht hier verwegen?
Welch Lärmen und Toben
Hat hier ſich erhoben?

Kurt.
macht die Bewegung des Betens.
Euch will ich vertrauen!
Ihr Engel da oben!

zuſammen.

Kätchen.
Gott, laß nun dich loben!

Reinhard.
Ich fliehe den Groben!

Konrad.

Heraus aus der Scheide
Die ſtälerne Schneide,
Daß ſie hier entſcheide!

Er zieht das Schwert.

Kätchen.

Er iſt es, o Freude!

Kurt.

Ich ſtekke im Leide.

Reinhard.

Ich laſſe ſie Beide.

} zuſammen.

ab.

Kätchen bleibt während des folgenden Zwiegeſprächs im Hintergrunde ſtehen.

Kurt.

Ach, Herr Voigt, mein Leben! — Halt! —
Denn der Teufel bin ich nicht!

Konrad.

Nun was biſt du für ein Wicht,
Und in welcher Narrngeſtalt
Kommſt du hierher?

Kurt.

Köler junge
Bin ich bei dem Reinhard drüben.

Konrad.

Ach! bru n glaubteſt du on' Zweifel,
Gäbſt auch einen guten Teufel;
Wärſt du Köler doch geblieben!
Doch wolan und ſag' mir gleich,

Was du in der Mitternacht
Haſt in dieſer Tracht gemacht.

Kurt.

Herr, haarklein erzäl' ich's euch!
Tut mir nur die Liebe an,
Stekkt das bloſe Schwert erſt ein.
'Smuß von meiner Mutter ſein,
Daß ich es nicht ſehen kann.

Konrad.

Nun laß hören, tapfrer Held!
Er ſtekkt das Schwert ein.

Kurt.

Ach, Herr Voigt!

Konrad.

Was wird's? Nicht Zeit
Hab' ich lang.

Kurt.

Ich hörte heut,
Daß ihr wolltet — — Ach, gefällt
Es euch nicht ein ander Mal,
Denn es möchte länger wären,
Als ich — —

Konrad.

Wart' ich will dichs leren!
Er zieht ſchnell das Schwert und ſchwingt es über Kurt.

Kurt.

Himmel! Alles will ich ſagen,
Tut nur erſt das Schwert mir fort,
Denn ſonſt bring' ich gar kein Wort
'Raus vor Zittern und vor Zagen.

Konrad.

Steckt das Schwert wieder ein.

Wol, doch stokkst du wieder —

Er macht mit der Hand eine Bewegung nach dem Schwertgriffe.

Kurt.

Heute
Hört' ich laut im Wald euch sagen,
Daß ihr wolltet heint erschlagen
Unsern Rehbokk, Kätchens Freude,
Und dem Meister tat ich's kund,
Der, verkleidet so mit mir
Euch Eins auszuwischen, hier
Wartet seit der zwölften Stund'.
Aber was uns widerfaren —
Ach, mein Mund vermag es nicht
Auszusprechen, welch' Gesicht — —

Kurt dreht sich um und Kätchen tritt einen Schritt vor.

Helft mir, heil'ge Engelschaaren!

Er stürzt mit den Zeichen des größten Entsezzens ab. Konrad und Kätchen eilen auf einander zu, sinken sich schweigend in die Arme und gehen liebkosend ab.

Siebenter Auftritt.

Ganzes Teater. Rings mit Tannen besezzt, die mit vielen Lampen behängt sind. Im Hintergrund sieht man Ludwigs Namenzug, ein L, transparent. Bergmusikanten sizzen in der Mitte, um dieselben im Halbkreis stehen eine Menge Bergleute, Köler u. s. w. mit ihren Tänzerinnen paarweise zusammen. Sie tanzen herum, dann stellen sie sich auf ihre alten Plätze und singen:

Das Mädel stand geschmükkt zum Tanz,
Und funkelte vor lauter Glanz,

In knappen Schnäbelſchuhen.
Sie lief bald hin, ſie lief bald her,
Es wurde ihr das Herzchen ſchwer,
Sie konnte gar nicht ruhen.
„Was nur ſo lang der Michel tut!“
Da ſchwenkt' er ſchon von fern den Hut,
Rief: heiſa, diedeldum!
Im Dreher ſchnell herum!

Die Tanzmuſik erhebt ſich wieder und Alle drehen ſich eine Zeit lang. Plötzlich kommt ein Bergknappe herein, der Tanz hört auf, Alle ſtellen ſich um ihn herum.

Erſter Bergknappe.

Freunde, drüben an dem Wald
Dort, dem Hexenborne nah,
Auf der Wieſe Ende ſah
Jezt ich eine Trugggeſtalt,
Die mir viel Bedenken macht.
Wollt ihr nur hinüber blikken,
Die drei Flämmchen ſeht ihr nikken,
Durch die ſchauerliche Nacht.

Einige.

Wie der Bergkobold?!

Alle drehen ſich nach der rechten Seite und ſchauen dort hinaus.

Zweiter Bergknapp.

Der Geiſt
Iſt's bei Gott, der hier uns ſtört.

Erſter Bergknapp.

Aber habt ihr je gehört,
Daß er ſich dem Lichte weiſt
Auf der Erde? tief im Schacht

Ferne von der Menschen Wegen
Flattert er uns nur entgegen,
Und treibt seinen Spuk.

Zweiter Bergknapp.

Habt Acht,
Großes hat das zu bedeuten!

Einige Mädchen.

Hu! mir schlägt es alle Glieder.

Erster Bergknapp.

Sehet, seht, da flammt es wieder
Alle schauen furchtsam hin.
Laßt uns näher zu ihm schreiten.

Zweiter Bergknappe.

Nein, geht nicht zu nah hinzu!
Denn der Kobold könnte sich
An uns rächen fürchterlich.

Kurt stürzt mit seiner Teufelskleidung herein. Alle rennen durcheinander.

Alle verstört durcheinander.

Ha! — Au Weh'! — Ach! — Gnade! U!

Mit diesem Geschrei stürzen Alle und unter ihnen auch Kurt ab. Bald kommt der erste Bergknapp wieder.

Erster Bergknapp

ruft den Andern zu, die sich nach und nach Alle wieder einstellen.

Ei, so lauft doch nicht so sehr!
Seht der Teufel ist ja fort,
Und ich seh' an jenem Ort.
Die drei Flämmchen auch nicht mehr.
Laßt zur Höll' den Teufel gehen;
Kommt, wir wollen lustig tanzen
Und mit Wachen uns verschanzen!

Einige Köler.

Ja, wir wollen Wache ſtehen!

Dieſe gehen ab. Alle Andern kommen mit ihren Mädchen wieder ſchlichtern herbei und ſtellen ſich in den Halbkreis. Sogleich beginnt die Muſik, und ſie ſingen:

Und als ſie an die Linde kam,
Sie ſchmunzelnd gleich der Michel nam,
Und faßte ſie am Mieder;
Das Mädel aber wurde rot.
Als er darauf die Hand ihr bot,
Schlug ſie die Augen nieder.
Der Michel rief: das geht ja gut!
Hüpft' hoch und ſchwenkte ſeinen Hut,
Und heiſſa, diedeldum
Ging's in dem Tanz herum.

Wiederum allgemeiner Tanz, dann ſtehen ſie wieder und ſingen:

Der Tanz war aus, dem Mädel warm,
Der Michel nam ſie in den Arm
Und ſezzt' ſich an die Linde;
Drauf küßte er wol manche Stund'
Hand, Buſen, Wange, Stirn und Mund
Dem allerliebſten Kinde.
Dann rief er froh: das geht ja gut!
Und ſchwenkte jubelnd ſeinen Hut,
Und heiſſa, diedeldum
Ging's wieder raſch herum.

Unter allgemeinem Jubel fällt der Vorhang.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Großer Saal mit einer Säulenhalle, im Hintergrunde ſieht man einen Altar mit dem Kreuzheilandbilde. Vor demſelben liegt Adelheit, in einem weißen altdeutſchen Anzug. In ihren gefalteten Händen hält ſie einen Roſenkranz, und ſcheint zu beten. Nach einigen Augenblikken erhebt ſie ſich und ſchreitet mit empor gehobenen Händen einige Schritte vorwärts. Später Konrad.

Adelheit.

Herr im Himmel! meinen Blikk
Schüchtern zu dir aufzuſchlagen,
Darf die Reuige es wagen?
Stößt du mich nicht ſtreng zurükk? —
Groß iſt meines Herzens Schuld!
Ach, ich weiß es, daß ich bin
Eine arme Sünderin,
Doch auch groß iſt deine Huld!
Guter Gott, du wirſt vergeben!
Drum im glaubigen Vertraueu
Wag' ich's, zu dir aufzuſchauen,
Meine Hände zu erheben:

Laß mich wieder ruhig sein,
Länger nicht die Schuld mich zalen,
Sänftige die Höllenqualen,
Die durchwülen mein Gebein!

Schuldlos war ich sonst und rein,
Durfte mit gefalt'nen Händen
Mein Gebet zum Himmel senden,
Und des Herzens Wunsch ihm weihn.
Lange konnt' ich nicht die Hände
Falten und den Blick der Augen
In die ferne Bläue tauchen,
Den ich jezt zur Erde wende.

Ziſchende Schlangen
Mit wütenden Biſſen
Halten mein tobend Gewiſſen
Furchtbar umfangen.
Bande der Unſchuld, die ſonſt mich umſchlangen,
Wehe! die roſ'gen ſind alle zerriſſen!

Bilder neuer Angſt umſchweben
Um des Vielgeliebten Leben
Meine oft verwirrten Sinne,
Was ich tue und beginne,
Doppelter Empfindung Glut,
Jagt durch die raſenden Pulſe das Blut.

Doch er naht, auf ſeinen Wegen
Wallet ihm mein Herz entgegen,
Jugendlich ungeſtüm
Fliegt es zu ihm!

So im Schiffchen auf der Flut
Ohne Segel, ohne Stangen,

Werd' ich hin und her getrieben.
Bald ergreift mich zärtlich Lieben,
Bald der Leidenschaft glühend Verlangen,
Bald der Verzweiflung zernichtende Wut. —

Heißgeliebter, komm' und küle
Diese tobenden Gefüle!
Kommt des heil'gen Vaters Segen
An des Weibes Herz zu legen!
Teurer Gatte, zaud're nicht,
Eh' das Schiff am Fels zerbricht! —

Konrad ist hereingetreten und hat die lezten Worte mit angehört, dann tritt er hervor.

Konrad.

Nein, es landet schon im Hafen;
Denn zum Holweg dort herauf
Sah ich jezt in vollem Lauf
Sprengen unsern teuren Grafen;
Und ich eil', ihn zu empfangen.

ab.

Adelheit ist, freudig erschrokken, auf einen Sessel niedergesunken; jezt springt sie hastig auf, und eilt an's Fenster.

Adelheit.

Namenloses Hochentzükken!
Seinen Helmbusch seh' ich nikken!
Meinen Freund werd' ich umfangen!

Zweiter Auftritt.

Graf Ludwig kömmt im prächtigen Wamms herein. Adelheit eilt ihm entgegen; sie sinken sich einander in die Arme.

Ludwig.

Adelheit!

Adelheit.

Mein Ludwig!

Ludwig.

Fassen
Können deine Arm' auf's Neu
Mich getrost und ohne Scheu,
Um mich niemals mer zu lassen.
Denn zum heil'gen Vater ging ich,
Um mein Haupt vor ihm zu beugen;
Der Vergebung huldreich Zeichen
Von Sankt Petri Stul empfing ich.
Meiner Brust ward neues Leben,
Als ich reuvoll vor ihm lag,
Und sein greiser Mund mir sprach:
Deine Schuld sei dir vergeben!
Doch sie ganz zu tilgen mußt
Du ein Kloster bau'n!

Adelheit.

In Hast
Wälzet sich die Zentnerlast
Unsrer Schuld von meiner Brust.
Laß den frommen Bau beginnen,
Fördere das Werk mit Fleiß!
In der Lüfte blauen Kreis
Heben bald sich seine Zinnen!

Ludwig.

Eifrig und mit frommen Streben
Regen bald sich alle Hände!

Adelheit.

Dann ist unsers Leidens Ende!
Uns beginnt ein neues Leben.

Und gesünt von dem Verbrechen,
Zieht nun Ruhe in uns ein.
Ja der Herr wird gnädig sein,
Nicht die Schuld mer an uns rächen!

Ludwig.

Ja, ich darf es freudig sprechen,
Wenn wir unser Herz ihm weihn,
Bist du ohne Sünde mein.

Sie fallen sich wieder in die Arme.

Adelheit.

Tod nur soll dieß Band zerbrechen!

Dritter Auftritt.

Ludwig. Adelheit. Konrad. Bergleute und Köler, unter denen sich Reinhard und der Grubenmeister befinden.

Konrad.

Leute haben mich gebeten
Um ein Wort, Herr Graf, mit euch,
Bergleut' sind's und Köler.

Ludwig.

Gleich
Laß herein sie alle treten.
Freien Zutritt habe immer
Jeder Untertan zu mir!
Unverschlossen sei die Tür
Ewig an des Herrschers Zimmer.

Zu den hereintretenden Kölern und Bergleuten:

Tretet näher! — Nur herein!
Seid willkommen, liebe Leute!
Lange ward mir nicht die Freude,
Traulich unter euch zu sein.
Sagt mir frei, was ihr begert.

Grubenmeiſter.

Glükk zu wünſchen kamen wir
Werter Herr und Graf, daß ihr
Wolbehalten heimgekert.

Ludwig.

Dank, ihr Lieben! gehet hin,
Trank und Speiſe ſoll euch laben.

Grubenmeiſter.

Aber Herr, verzeiht, wir haben
Etwas noch in unſerm Sinn
Zu entdekken euch.

Ludwig.

Ihr ſeht
Euch zu hören mich bereit.

Grubenmeiſter.

Als in unſrer Frölichkeit
Wir uns geſtern Abend ſpät
An Muſik und Tanz erfreuten,
Sah'n wir drüben an dem Wald
Die dreiflammige Geſtalt
Langſam auf und nieder ſchreiten,
Die wir ſonſt im Schachte ſahn,
Aber nie noch auf der Erde;
Und mit ſchrekklicher Geberde
Stürzt' ein Geiſt auf uns heran,
Der uns aus einander jagte. —

Ludwig.

Und wie ſah der Geiſt denn aus?

Grubenmeiſter.

Herr, entſezzt euch nicht, der Graus,
Der uns ſo erſchrekklich plagte,

War — ja glaubt's! wir sahn ihn Alle,
Und bezeugen, daß er's war —
Der leibhaft'ge Satan gar,
Der mit seiner Stimme Schalle
Und mit Pferdefuß und Schwanz
Uns so furchtbar hat erschrekkt.
Reinhard hat noch mer entdekkt,
Denn den ganzen Hexentanz
Sah er an.

Ludwig.

Wie seltsam! Sprich;
Reinhard, was hast du geseh'n?

Reinhard vortretend.

Was ihr fordert soll geschehn!
Was ich weiß erzäle ich.
Ew'ge Zeit ist schon der Ort
An dem Hexenborn verschrien,
Und mir selbst schon oft erschien
Manches Wunderliche dort.
Man erzält: an dieser Stelle
Stand ein Gotteshaus der Heiden,
Doch zu unsers Glaubens Zeiten
Sei nun weder Plazz noch Quelle
Mer gereinigt; deshalb trieben
Geister hier ihr Wesen immer.
Gestern Abend sah den Schimmer
Von drei Flämmchen ich dort drüben
An dem Hexenborn, es trieb
Mich dahin, sie zu besehen;
Doch ein Herchen sah ich stehen,
Wie's die Mutter sonst beschrieb.

Herr, ich war drob ſo erſchrokken
— Denn das Ding war fürchterlich
Anzuſchauen, — daß ich mich
Eilig machte auf die Sokken.
Doch den Teufel ſah ich nicht.

Vor ſich.

Denn ſonſt komm' ich in die Tinte.

Ludwig.

Warlich, Freunde, ſeltſam finde
Ich, was dieſer Köler ſpricht.
Wunderbar hat's mich bewegt;
Und Gedanken mir erſteigen,
Daß der Himmel in dem Zeichen
Mir den Wunſch entgegen trägt,
Daß er dieſen Plazz erwäle
Zu des Kloſters frommen Bau.
Sag', was meinſt du, teure Frau? —

Adelheit.

Warlich auch in meine Seele
Leuchtete die Anung ſchnell,
Daß das Kloſter hier ſoll ſtehen.

Ludwig.

Und ſo ſoll es denn geſchehen,
Heilig werde dieſe Stell'!
Freunde, wiſſet, daß ich ſchwur,
Bald ein Kloſter zu erbaun.
Auf das Zeichen will ich traun,
Das ich jezt durch euch erfur.
Dieſer Kobold, wie ihr meint,
Deutet auf des Lichtes Klarheit
Auf des Glaubens reine Warheit,
Die uns bald im Kloſter ſcheint,

Auf des Baues hohe Pracht,
Seinen Reichtum, seinen Ruhm.
Und aus Gottes Heiligtum
Haben sich nun fort gemacht
Her' und Teufel; nicht gelungen
Ist's, zu löschen jene Flammen,
Denn wir halten fest zusammen.

Grubenmeister.

Ja, die Hölle liegt bezwungen,
Ist dem Himmel untertan!
Zu der Lüfte blauen Höhen
Seh'n wir bald das Haus erstehen
Von des Tales stillem Plan.

Adelheit.

Morgen schon beginn' der Bau!
Liebe Freunde rürt die Hände,
Daß sich bald das Werk vollende!

Grubenmeister.

Dich verehr' ich, hohe Frau!
Du bist mir Gebieterin!
Was du wünschest, ist mir Pflicht.

Adelheit.

Freunde, doch beginnet nicht
One reinen frommen Sinn!

Grubenmeister.

Ja, der ist es, den ich preise,
Welcher lebt mit reinem Sinn;
Er nur schaut mit Klarheit hin
Auf des Lebens wirre Kreise.

Ludwig zu Reinhard.

Mann, dir ward das Glükk beſcheert,
An dem heil'gen Plazz zu wonen
Und der Himmel will dir lonen,
Daß du mir den Dienſt gewärt,
Sagend was bei deiner Hütte
Du geſehen und gehört.
Gott iſt bei dir eingekert;
Alter, haſt du eine Bitte?

Reinhard zu Ludwigs Füßen.

Herr, genug hab' ich zu leben,
G'nug für die Zufriedenheit;
Doch verzeiht der Dreiſtigkeit,
— Wollt ihr Reinhard Etwas geben,
Was der Voigt mir ſtreng verwert —
Wenn es euer Diener wagt,
Euch zu bitten um die Jagd.

Ludwig.

Freie Jagd ſei dir gewärt!
Hat noch Jemand was zu bitten,
Nah' er ſich und ſei gehört!
Troſt und Freude ſei beſcheert
Wer ſchon lange Not gelitten.
Nur durch Woltun an dem Tage
Sei das fromme Werk geert.

Er ſieht ſich ſchweigend im Kreiſe um, es gibt eine Bewegung; Konrad ſchlüpft ſchnell zur Tür hinaus; gleich darauf erſcheint er, das ſich ſträubende Kätchen am Arm.

Ludwig.

Keiner naht, der was begert?

Konrad und Kätchen ſtürzen hervor dem Grafen und der Gräfin zu Füßen.

Konrad.

Zürnet nicht, wenn ich es wage
Dazu nüzzen; es entscheide
Ueber mich der Augenblikk!
Kätchen ist mein Erdenglükk!
Gebet mir zum Weib sie heute!

Ludwig.

Kein Fürst nimmt sein Wort zurükk!
Gehet hin, ich segn' euch Beide.

Adelheit.

Dieses Pärchen macht mir Freude!
Mich entzükkt ihr Wonneblikk.
Kinder, schön ist eure Wal.

Kätchen.

In dem seligen Empfinden
Kann mein Herz nicht Worte finden.
Doch wir danken tausend Mal!

Reinhard springt hervor zu Ludwig.

Herr, der ist ein Hexenmeister,
Ihm geb' ich die Tochter nicht!
Denn er ist ein Böſewicht,
Steht im Dienste arger Geister.
Ja ich selbst hab' ihn gesehn
Mit der Hexe — fürchterlich! —

Kätchen ihm schnell einfallend, rasch in's Ohr:

Schweigt! die Hexe war ja ich!

Reinhard sieht sie verblüfft an, dann nikkt er bedeutungsvoll mit dem Kopfe.

Ludwig.

Alter, laß es nur geſchehn,
Folge willig meinem Rate,
Und das Mädchen ſtatt' ich aus.

Reinhard.

Ueber mein beglükktes Haus
Kommt zu groß, Herr, eure Gnade.

Adelheit.

Kommt, daß man das Pärchen traut!

Ludwig.

Ja, der Pfaff ſoll ſie verbinden!

Adelheit.

Ich ſelbſt will die Kränze winden.

Ludwig.

Zum Altar führ' ich die Braut.

Der Graf faßt Kätchens Arm und geht mit ihr ab; ihnen folgen Reinhard, Adelheit und der Voigt; dann die Andern.

Vierter Auftritt.

Ganzes Teater. Gegend am Brunnen. Bauholz und Steine liegen umher. Man hört von ferne eine ſanfte Muſik, die ſich allmälich zu einem feierlichen Marſch geſtaltet. Mit langſamen Schritten ziehen die Mönche und an ihrer Spizze der Abt von Fulda herein und ſtellen ſich auf die rechte Seite. Sogleich läßt ſich ein frölicher Marſch hören. Konrad und Kätchen kommen als Brautpaar geſchmükkt, mit Kränzen umwunden, von einem Brautzug begleitet, angezogen, und ſtellen ſich auf die linke Seite. Sobald ſie ſtehen erhebt ſich ein Bergmarſch; die Bergleute, an ihrer Spizze der Grubenmeiſter, kommen herein und ſtellen ſich in den Hintergrund halb auf die rechte, halb auf die linke Seite, ſo daß nun die beiden Seiten ganz ausgefüllt,

der Hintergrund aber noch unbeſezt iſt. Endlich hört man eine kriegeriſche Muſik, der Marſch nähert ſich, und der Graf mit ſeiner Gemalin, von Rittern und Knappen gefolgt, ſchreiten herein und ſtellen ſich an den leeren Platz, ſo daß Ludwig und Adelheit gerade in die Mitte des Halbkreiſes zu ſtehen kommen. Zimmerleute und Maurer mit ihrem Werkzeuge ſind die Lezten. Sobald der Marſch verſtummt iſt, tritt Ludwig einige Schritte vor.

Ludwig.

Wir ſind hier in Gottes Pflichten
Jezt verſammelt, auf dem Land
Hier mit gottgeweihter Hand
Eine Zuflucht zu errichten
Für die armen Lebensmüden
Und für alle reu'gen Sünder,
Daß die frommen Gotteskinder
Wonen hier in ew'gem Frieden.

Zu dem Abt.

Heil'ger Mann, euch rief ich bei,
Daß durch eure Hand die Erde
Rein vom Heidentume werde. —
Daß der Grundſtein heilig ſei
Und das Holz zum Kloſterhaus,
Legt drauf die geweihten Hände,
Und der Mund, der heil'ge, ſpende
Seinen frommen Segen aus.

Abt.

Dieſes Haus wird herrlich blühen,
Und man wird es mächtig heißen;
Deinen Namen wird man preiſen,
Und dein gottgenemes Mühen!
Noch in ſpäter Enkel Zeiten
Wird in dieſem ſchönen Land
Ludwig freudig noch genannt.

Ludwig.

Laſſet uns zum Werke ſchreiten!

Er eilt an den Stein.

Und des Baues Grund zu legen,
Senk' ich ſelber dieſen Stein
Mit des Himmels reichem Segen
In der Erde Schoos hinein.

Der Graf erfaßt den Stein; die Zimmerleute und Steinmezze ſpringen bei; er ſenkt den Stein hinab; eine ſanfte Muſik begleitet die Handlung. Sobald der Stein liegt, treten Alle in den Halbkreis zurükk, der Abt tritt mit dem Weihkeſſel hinzu und beſprengt den Stein. Die ganze Verſammlung faltet einige Augenblikke die Hände.

Abt.

Herr, hör unſer Flehn! —
Gib Gedeihn! —
Laß dieß Haus erſtehn! —
Ruhm und Preis ſind dein!

Er tritt zurükk, Ludwig und Adelheit treten einige Schritte vorwärts.

Ludwig.

Freunde, nun erwartungsvoll
Harr' mit euch ich jezt der Kunde
Aus des holden Weibes Munde,
Wie das Kloſter heißen ſoll?

Adelheit.

Dem Köler Reinhard ward das Heil,
Der Flämmchen blauen Schein zu ſehn,
Des Himmels Willen zu verſtehn,
Von allen hier zuerſt zu Teil.
Auch wont er auf der heil'gen Stelle,
Drum ſoll das Kloſter nach Gebüren
Des Kölers Reinhard Namen führen.
Und weil hier die berümte Quelle

Entſteigt dem gottgeweihten Land,
So ſei es Reinhardsbrunn genannt.

Chor ſingt:

So ſei es männiglich bekannt
Im fernen Land, im Vaterland:
Das Haus iſt Reinhardsbrunn genannt.

Reinhard, Konrad und Käthchen zuſammen.

Heil dem Fürſten, der mit Güte
Seinen Szepter fürt,
Mild ſein Volk regiert!
Unſers Fürſtenhauſes Blüte
Daure bis in ſpäte Zeit!
Heil und Segen
Ström' entgegen
Ludewig und Adelheit.

Chor.

Jubelnd wollen wir's verkünden,
Was in dieſes Tales Gründen
Großes heute iſt geſchehn.
Ob Geſchlechter kommen, — gehen,
Reinhardsbrunn wird doch beſtehen,
Späte Enkel werden's ſehn.

Der Vorhang fällt.

Nachschrift.

Die vorstehende Oper, die ich für die Komposizion meines geliebten Freundes, des Herrn Kammermusikus Rohr in Gotha dichtete, und zwar zu einer Feierlichkeit, die jeden vaterlandsliebenden Jüngling begeistern muß, entstand aus dem Wunsche einiger Kunstfreunde und dem Drange meines Herzen, eben für diesen festlichen Tag einen Stoff aus der vaterländischen Geschichte zu wälen. Der Stoff meiner Wal ist bekannt genug. Nur dem minder Bewanderten in der türingischen Geschichte sei bemerkt, daß Ludwig der Springer, der Son Ludwigs mit dem Barte, Graf in Türingen und Herr der Loibe (warscheinlich der jezzige Türingerwald) war.

Seinen Rittersizz hatte er auf der von seinem Vater erbauten Bergfeste Schauenburg bei Friedrichroda. Er verliebte sich, nach manchen Kämpfen mit dem Erzbischof von Mainz, in die reizende Gemalin des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, Adelheit, und wurde nicht nur von ihr erhört, sondern sogar mit schwärmerischer Leidenschaft wieder geliebt. Beide wußten nicht anders sich des lästigen Pfalzgrafen zu entledigen, als durch den Mord. Vier gedungene Ritter überfielen ihn auf der Jagd und stießen ihn nieder. Adelheit eilte nach kurzer Zeit in die Arme des vielgeliebten Ludwig. Aber bald kerte in den Busen des schönen pflichtvergessenen Weibes die Reue ein, verbunden mit der Angst vor einem rächenden Schikksal. Die Leidenschaft konnte nur auf Augenblikke alle ihre Seelenkräfte beherrschen, aber den Funken des Bessern nicht in ihr erstikken. Sie selbst trieb den ebenfalls reuevollen Grafen an, ihr Seelenheil zu besorgen. Er reiste nach Rom, und wurde mit der Bedingung vom Pabst seiner Schuld entbunden, daß er ein Kloster baute. So entstand das Kloster Reinhardsbrunn, in welchem er selbst die sieben lezten Jare seines Lebens als Mönch zubrachte.

Wer sich näher über die Regierung Ludwigs unterrichten will, den verweise ich auf des vielverehrten Herrn

Hofrat Galletti's Geschichte Türingens, der sich um dieses Fach der Geschichte ungemeine Verdienste erworben hat, und dem auch ich meine Bildung in Hinsicht derselben verdanke.

In Ansehung der Geschichte bedürfte also dieser poetische Versuch keines Anhangs; es ist ein anderer Beweggrund, der mich veranlaßt hat, noch einige Worte hinzuzufügen, nämlich die Besorgniß, es möchten Profane und auch wol vermeintlich in der Kunst Eingeweihte mir den Vorwurf machen, als habe ich mit dem Heiligen gespielt und die Gründung des so berühmten Klosters in dem romantischen Tale, durch eine alltägliche Liebesgeschichte veranlaßt, zum possenhaften Zerrbilde umgestaltet.

Diesem Tadel, der Niemand gleichgültig sein kann, am wenigsten einem jungen Menschen, der sich in das Gebiet der dramatischen Dichtkunst wagt, möchte ich gerne begegnen. Der Feler würde zum Verbrechen werden, wenn man bedenkt, daß diese Oper für den Geburtstag meines edeln Fürsten bestimmt ist. Wol könnte Jemand erinnern, daß ich denselben Stoff — da ich doch einmal einen solchen aus der Geschichte meines Vaterlandes, das mir über Alles teuer ist, wälen wollte — frei von allem Lächerlichen, als rein tragische (ernsthafte,

was doch die eigentliche Bedeutung des Wortes tragisch ist) Begebenheit hätte ausfüren können; aber die Zal solcher Opern ist Legion, da wir hingegen an komischen allerdings Mangel haben. Ich habe nun zwar eben so wenig eine rein komische Oper schreiben wollen, weil sich dazu weder der Stoff eignete, noch auch eine solche mir der Feierlichkeit des Festes angemessen schien. Ich schlug daher den Mittelweg ein und glaubte durch ein tragisch-komisches Stükk dem Zwekk am ersten entsprechen zu können, des Tags Feier zu begehen und zu erheitern. Diese Zusammenstellung aber eben ist es, die Anstoß erregen könnte; doch glaube ich diesen am ersten durch die Erklärung zu heben, daß der künstlerische Zwekk in dieser Oper ist, den Aberglauben zu bespötteln. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird das Ernste der Handlung nicht nur Nichts verlieren, sondern sogar noch gewinnen, so wie im Gegenteil das eigentlich Komische im Stükke durch die ernsten Gegenstände gehoben wird. Denn so wie es one Sonne keinen grellen Schatten giebt, eben so wenig giebt es one Ernst warhaft Komisches. Je schärfer die gegenübergestellten Kontraste sind, desto Komischeres wird sich in der Seele des Schauers bilden. Die Kontraste in dieser Oper sind des Grafen Frömmigkeit und sein Aberglaube; des Kurts

Teufelgeſtalt und ſeine Furcht; die Frölichkeit der Tänzer und ihr Schrekken, Alles aus Aberglauben entſprungen. Dem Ernſthaften an ſich geſchieht durch das Zuſammenſtellen dieſer Kontraſte nicht der geringſte Eintrag; das Heilige bleibt unberürt ſtehen. Die ernſte Reue über die große Miſſetat, der fromme Kloſterbau ſind ernſt und heilig geblieben und keine Silbe wagt es dieſe Ideen von ihrer Höhe zu ziehen.

Der Graf und die Gräfin ſtehen frei von allem Komiſchen, weil ſie in der Täuſchung erhalten werden, ſo wie das ganze Volk. Die ganze Schuld fiele auf Konrad und Kätchen; dieſe aber ſind rein und unſchuldig an ſich, ſie ſind heilig durch ihre Liebe. So iſt die Lage komiſch, nicht die Perſonen.

Doch da hier nicht der Plazz iſt eine große äſthetiſche Abhandlung über das Tragiſche und Komiſche zu ſchreiben, wozu ich mich auch keinesweges noch tüchtig genug füle, ſo ſchließe ich mit der Verſicherung, daß mir jede Anmerkung, wenn ſie kein Verdammungsurteil one Gründe iſt, willkommen ſein wird.

So übergebe ich dem Publikum, vorzüglich aber den mir ſo lieben Bewonern Gothas dieſes unbedeutende Werkchen, und wünſche nichts mer, als daß ſie darinne einen kleinen Beweis meiner großen Anhänglichkeit an

Gotha und die Gothaner erkennen und das Stükk so aufnemen möchten, wie vor funfzig Jahren die Einwoner Gothas die Stükke meines vererten Vetters und Blutsverwandten Friedrich Wilhelm Gotters aufnamen.

Göttingen am 1. Juli 1824.

Gotha,
mit Engelhard-Reyher'schen Schriften.

Erzählungen,

Novellen und Sagen

von

Ludwig Storch.

Erſter Theil.

Der Sectirer.
Die Erbauerin von Luſignan.
Der Biſchofsſtab.
Der betrogene Teufel.
Der grüne Ritter und der Sternenthurm.

Gotha,
Verlag von J. G. Müller.
1832.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Der Sectirer.

Erzählung.

Düſter brannte die Lampe auf Wilhelms Schreibtiſch. Der junge Mann ſtarrte wie gedankenlos vor ſich hin in die unfreundliche Dämmerung des Zimmers. Vor ihm lag das griechiſche Teſtament aufgeſchlagen; er hatte im Johannes ſtudirt und ſich vorbereitet für das Candidateneramen, welches er in einigen Tagen vor dem Oberconſiſtorium beſtehen wollte. Aber Johannes, Examen und Conſiſtorium waren vergeſſen, ein dumpf verworrener trüber Gedanke zuckte wie Fiebertraum durch die bange volle Seele des Jünglings. Da ſchienen ſich die Gegenſtände um ihn zu verwirren und zu verändern; ein blutrother Hof umkreiſte die ſchwache Flamme der Lampe, ein Bündel Lichtſtrahlen ſtrömte aus ihr und wie aus unendlicher Ferne herüberleuchtend, däuchte ſie Wilhelm ein flammender Komet oder irgend ein Irr-

licht. Die Wände des Zimmers füllten ſich mit gigantiſchen Zerrbildern, die ſtets die Form wechſelnd ihn angrinſten mit feurigen Augen und nach ihm ſchnappten mit blutgefärbten, gierigen Rachen, und nach ihm haſchten mit rothen, weitaufgeſpreizten Krallen; Tiſche und Stühle erhielten wunderbare Auswüchſe und geſtalteten ſich zu Undingen; Alles bewegte ſich in furchtbarem Tanze um ſeinen Kopf. Sein Verſtand ſchlummerte, aber ſeine Phantaſie arbeitete in der gräßlichſten Extaſe. Da ſchlug etwas heftig ans Fenſter, daß die Glasſcheiben klirrten. Wilhelm fuhr zuſammen, als habe ihn ein Schatten der Unterwelt aus ſeinen fiebriſchen Träumen gerüttelt. Verſchwunden war plötzlich die Zauberwelt um ihn, und das letzte Flämmchen der Lampe erſtarb eben an der feurigen Kohle des Dochtes. Ein tiefes Ach! entſtieg unwillkührlich Wilhelms Bruſt; er öffnete das Fenſter und flüſterte hinunter: „Ich komme.“ Dann warf er einen weiten Mantel um, hüllte ſich dicht hinein, drückte den Hut tief ins Geſicht und ſtieg hinab nach der ſchwach erleuchteten Straße. Eine vermummte Geſtalt wandelte vor ihm her nach dem Thore. Als er hinausgetreten war in die ſchweigende

ſternloſe Nacht, umfingen ihn weiche runde Arme und ſein Geſicht ſank an eine warme hochwallende Bruſt.

„Lieber Wilhelm!" flüſterte ihn eine Silberſtimme an, „ich komme ſpät, ach! und ich kann nicht lange verweilen. Die Minuten ſind mir zugezählt. Der ſtrengſten Aufſicht meines Vaters bin ich in der größten Eile entſprungen, aber ich muß auch eben ſo ſchnell zurück, damit meine Entfernung nicht Aufſehen erregt. Nur eine Ahnung, daß ich zu Dir wäre, würde mir eine unerträgliche Behandlung von ſeiner Seite zuziehen."

„O nun iſt mir wieder wohl! unausſprechlich wohl!" ſprach Wilhelm, die Geliebte an ſich preſſend; „nun weicht es von mir wie Zentnerlaſt, und frei und glücklich athmet die ſonſt ſo gepreßte Bruſt. O Amalia, warum mißt mir das Leben ſo ſparſam ſeine Sonnenblicke zu? Warum fallen die Tropfen Oel ſo einzeln auf mein ſchwaches Licht, von denen es doch ſo lange zehren muß? Doch nicht murren will ich. Eine einzige Minute an deiner Bruſt, Mädchen meiner Seele, wiegt Wochen des ſchaalen, alltäglichen Dahinſtarrens auf. In dieſer Minute fühle ich, daß

ich lebe, daß ich ein Menſch bin. Was wäre ich ohne ſie? Ein leeres, zweck- und bedeutungsloſes Weſen, ein Nichts. Haſt Du mich doch erſt leben gelehrt; an Deinem Herzen fühlte ich zuerſt den hüpfenden Schlag meiner Pulſe, in Deiner Liebe ging mir erſt eine Ahnung auf, was mein Daſein in der geſchloſſenen Reihe der Weſen für eine Bedeutung habe."

„Mein trauter Freund," erwiederte Amalia, „wie Harfentöne klingen Deine Worte in meiner Seele wider; ân ſolche Liebe wie die Deinige habe ich nie geglaubt, auch verdiene ich ſie nicht; ihrer wäre eine ſo große tiefſühlende Seele, wie die Deinige ſelbſt, würdig."

„Nein, Mädchen," küßte ihr Wilhelm auf den Mund, „Deine anſpruchsloſe Einfachheit, Deine ungekünſtelte Unſchuld und vor Allen Deine Liebe zu mir, die mich, der ich nicht wagte, an Dir hinauf zu blicken, hervorzog vor der Menge Deiner Anbeter, die mich, den Schüchternen, nie eines ſolchen Glücks Gewärtigen, mit unausſprechlicher Seligkeit erfüllte, ſie machen Dich mir theurer, als jedes andre Weſen der Welt, und wenn es die höchſten Gaben der Gottheit empfangen hätte. Nur Dich, Dich will ich um-

ſchlingen; mag dann die Welt um uns verſinken, ich faſſe meine Welt, meinen Gott, meine Seligkeit."

„Frevle nicht, lieber ſüßer Freund," entgegnete Amalia ernſt und mahnend, „uns kann, uns wird vielleicht bald Menſchenmacht trennen. Mein Vater hat abermals Kunde von unſerm Umgange erhalten; er ſchäumte vor Wuth gegen mich, und ſchwur fürchterlich, dieſem Unfug, wie er unſre Liebe nannte, in kurzer Zeit ein Ende zu machen. Zugleich legte er mir das ſchärfſte Verbot auf, Dich je wieder zu ſehen. Er hat mich umſtellt, und jeder meiner Schritte wird bewacht. Nur ein glücklicher Zufall führt mich heute zum letztenmal in Deine Arme, und der liebe Federball, der Vorläufer und Verkünder meiner harrenden Sehnſucht, wird nicht mehr an Dein Fenſter ſchlagen und Dich einladen zu der Liebe traulichem Zwiegeſpräch."

„Mache mich nicht unſinnig!" rief Wilhelm ängſtlich. „Ich dich nicht wiederſehen? Dann iſt es aus mit mir! Haſt Du nicht genugſam erfahren, daß ſeit unſerm Umgange der Tag verloren war in meinem Leben, an welchem ich Dich nicht wenigſtens einmal an die ſtürmiſche Bruſt preſſen konnte? Weißt

Du nicht, daß dieſe Liebe ſich von Tag zu Tag verſtärkte und endlich zum halben Wahnſinn geworden iſt? Mein Sinnen, mein Denken, mein Dichten, mein Trachten, mein Alles biſt Du; ohne Dich bin ich der Würde der Menſchheit verluſtig, und nur wenige Tage wird ſelbſt mein animaliſches Leben fortdauern. Ein Tag ohne Deinen Kuß wird mir zur Höllenqual; ich werde wenige ertragen. Mein Leben ſinkt, wie ein trüber Nebelſtern, in das Meer des Todes hinab."

„O Wilhelm, quäle mich nicht ſo entſetzlich! Wohl fühle auch ich es, daß ich ohne Dich nicht ſein kann; mein Herz, von dem Deinen geriſſen, wird ſich verbluten. Aber was kann ich thun, um unſere Lage zu ändern? Was ſoll ich ſchwaches Mädchen gegen den eiſernen Willen meines unerbittlichen Vaters beginnen? Er hat mich ſeinem Handelsfreund in Bremen beſtimmt; er hat jenem ſein Wort gegeben, und nichts in der Welt wird ihn abhalten können, dasſelbe zu löſen. Ich kenne ihn nur zu wohl. Sein Herz iſt ſtarr und kalt, wie Eis; ſein ſpeculativer, gewinnſüchtiger Geiſt hat alle Regungen der edleren Menſchennatur aus ihm verbannt; der Zahlenſtrom,

der ſich ewig durch ſeinen Kopf drängt, hat jedes beſſere Gefühl erſäuft, und er ſucht mich wie jede ſeiner Waaren am vortheilhafteſten für den baaren Gewinn an den Mann zu bringen. Von ihm iſt nichts zu bitten, nichts zu hoffen. Das gräßliche Beiſpiel zweier ältern Schweſtern belehrt mich darüber zu Genüge. Nicht allein Deine Armuth würde ihn abhalten, unſere Verbindung zuzugeben, ſelbſt wenn er dem Bremer ſein Wort nicht gegeben hätte, ſondern auch der Umſtand, daß Du Dich dem geiſtlichen Fache gewidmet haſt. Keinen Menſchen haßt er mehr, als die Diener der Kirche. Er iſt unglücklicher Weiſe mit ſchlechten Männern dieſes Standes zuſammengekommen, und hat, ihnen vertrauend, die traurigſten Erfahrungen gemacht. Nun aber entzieht er jenen Individuen nicht nur, wie billig wäre, ſeine Liebe, ſondern er verabſcheut den ganzen Stand."

„Nun ſo thue Deine Pflicht, Amalia!" ſeufzte der Jüngling. „Folge Deinem Vater und laß mich verſchmachten. Du wirſt mich vergeſſen, Du wirſt Deinen Gemahl lieben lernen; das iſt ja das Loos von tauſend Frauen. Was liegt auch an mir, an dem unbedeutendſten Menſchen in der ganzen Stadt?

Die Glut meines Herzens kann erlöſchen, ſie durchdringt desungeachtet ewig das Weltall. Ob ein Herz zwei Minuten eher erkaltet, als ihm die Natur vorgeſchrieben, was ſchadet's?"

„Du bringſt mich zur Verzweiflung!" ſagte Amalia. „Wie wenig kennſt Du mein Herz? Wäre darum der Gedanke an Dich die Wonne meiner Jugendträume geweſen, daß ich leichtſinnig dem erſten beſten Kaufmanne zum Altar folgen ſollte, dem es nach meinem Erbtheil lüſtert? Nein, bei unſerm Gott, der uns jetzt umwallt im kühlen Nachthauch! ſchwöre ich Dir im Leben nicht von Dir zu laſſen."

„Die Geiſter der Nacht haben Deinen Schwur gehört und ihnen biſt Du verfallen!" ſprach eine tiefe Baßſtimme dicht neben den beiden Wandelnden. Amalia ſchauderte zuſammen. Wilhelm, deſſen Haupt bei ihren letzten Worten in ſüßer Berauſchung an ihre Bruſt geſunken war, deſſen Geiſt auf fernen Sternen ſchwärmte und in einem Meer himmliſcher Gefühle ſchwelgte, Wilhelm bebte auf, als hätte ein Geſpenſt ihn angehaucht. Nach der erſten Beſtürzung wollte er nach der Gegend hin, woher die ſeltſame Stimme erſchallt war, aber Amalia hielt ihn ängſtlich zurück.

Durch die Nebel der Nacht ſahen ſie eine hohe Geſtalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, langſam ſchreiten und verſchwinden.

„Was war das?“ fragte Wilhelm faſt ſcheu und kalte Schauer durchrieſelten ihn.

„Vielleicht die Stimme meines Schickſals,“ erwiederte Amalia feierlich und weit mehr gefaßt. „Laß uns nicht darüber grübeln! Nichts ändert meinen Entſchluß. Dein bin ich in Leben und Tod. Was auch die Zeit bringen mag, ich werde zeigen, daß ein Mädchen Charakterfeſtigkeit hat und das bewahren kann, was ſie einmal als wahr und heilig in ſich aufgenommen hat. — Aber komm, mir graut jetzt in dieſer Finſterniß. Auch iſt meine Zeit verfloſſen, und wir müſſen uns trennen.“

„Trennen!“ betonte Wilhelm ſchmerzlich. „Von der Hälfte meines Lebens mich trennen! Wann ſoll ich Dich wiederſehen?“

„Das ſteht beim Himmel! Er wird uns nicht verlaſſen und Mittel und Wege an die Hand geben, von denen ich jetzt noch keine Ahnung habe,“ tröſtete Amalia den ſchier Verzweifelnden. „So wie aber die Sachen jetzt ſtehen, kann ich nicht wieder kommen.

Mein Vater hat mir von morgen an den ſtrengſten Hausarreſt angeſagt, und ich werde nur ſelten am Tage in Begleitung meiner Tante ausgehen dürfen. Die Alte hat Argusaugen, ſobald ihr eigenes Wohl von meiner Bewachung abhängt. Mein Vater wird überdies nicht verſäumt haben, allen Bedienten des Hauſes ein genaues unabläſſiges Beobachten aller meiner Schritte anzubefehlen, und die Erfahrung hat uns gelehrt, daß ihm, ſelbſt da er noch nicht dieſe Strenge gegen mich anordnete, nichts hinſichtlich unſeres Umganges verborgen blieb. Feile Seelen finden ſich immer."

„Nun ſo mag mir Gott helfen!" rief Wilhelm im wildeſten Schmerze. Noch einmal ſchlugen die liebenden Herzen in heißer Glut an einander, noch ein langer tief empfundener Kuß brannte auf ihren Lippen, und dann riſſen ſie ſich los mit bang geſtönten Schmerzeslauten. Wie die Elfen über den Thau hin, ſchwebte Amalia flüchtig durch die Straßen; Wilhelm, zerriſſen von wüthender Qual, ſtürzte fort in den geheimnißvollen Schoos der Nacht.

Lange mochte wohl der schwärmerische Jüngling, seiner selbst unbewußt, umhergeschweift sein, die heiße Stirn in der kalten Octoberluft kühlend, als ein sonderbares Schauspiel seine Blicke auf sich zog und ihn zur Besinnung und zum Bewußtsein seiner selbst brachte.

In einem etwas vom Wege abgelegenen alten Gemäuer, welches im vorigen Jahrhundert ein verrufenes Gasthaus gewesen war, dessen vier steinerne Wände ohne Dach und Fach noch abenteuerlich in die Luft starrten, saßen um ein hellauflohderndes Feuer mehrere zerlumpte Gestalten. Um sie herum stand eine kleine Anzahl Menschen beiderlei Geschlechts, Knechte und Mägde dem Ansehn nach, die wahrscheinlich die Neugierde aus der nahen Mühle herbeigelockt hatte, und horchten den Klängen, welche, wie es Wilhelm schien, von einer Zither herrührten, und dem kunstlosen, aber nicht übellautenden Gesang einiger Stimmen. Wilhelm schlich, fast wider seinen Willen, näher hinzu. Es zog ihn hin, und er erblickte einen Mann in einer alten grauen Tuchjacke, den Kopf mit einem großen breitkrempigen Hute bedeckt, der aus vollem Halse singend bemüht war, das Feuer

zuſammenzuhalten, während einige Andere kupferne Gefäße mit mancherlei Werkzeug im Scheine des Feuers bearbeiteten, oder tabackſchmauchend oder ſchlafend auf Strohbündeln um das Feuer gelagert waren. Ein altes Weib beſchäftigte ſich mit einem Topfe, der am Feuer ſtand und vermuthlich das Abendgericht der Geſellſchaft enthielt. Quer vor das Feuer hatte ſich in unanſtändiger Lage eine junge, rothwangige Dirne geſtreckt, die muthig die Zither rührte und ihre Stimme in vollen Tönen dazu erſchallen ließ. Kaum hatte ſich Wilhelm an den äußerſten Kreis der Umgebung dieſer wunderlichen Geſellſchaft gewagt, als der Mann mit dem großen Hute ihm zurief: „Nur herein, junger Kanzelheld! Fürchte Dich keiner Sünde. Wir ſind auch Chriſten und hören gern von Gottes Wort reden.“

„Der hat wohl auch mehr Luſt an den ſchönen Aepfeln am Baum, als an Gottes Wort,“ keuchte das alte Weib, und rührte friſch geſchälte Kartoffeln in den Topf. Ein widriges Gelächter erſcholl im Kreiſe.

Wilhelm trat erſtaunt näher und fragte den Mann, welcher ihn angeredet hatte: „Kennt Ihr mich

denn, Alter da drüben?" Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

„Ei, wie meine Hand, junger Herr!" war die halb spöttiſche, halb trotzige Antwort. „Du biſt des uralten Pfarrers in Tiefenau, Gott hab' ihn ſelig! einziges Kind, wenigſtens war Deine Mutter des alten Paſtor Breithaupt Frau." Man lachte ſich wieder ſatt und Wilhelm fühlte ſich von den unzarten Worten ſehr verletzt. Ihm ward unheimlich und bänglich bei dem zerlumpten Volk.

„Ich will Dir auf ein Haar ſagen, wie alt Du biſt," fuhr der ſonderbare redſelige Mann fort, und nach einigem Nachdenken ſetzte er hinzu: „Drei und zwanzig Jahre, vier Monate und elf Tage, doch fehlt noch eine Stunde daran; denn Du biſt gerade in der Mitternacht geboren, und jetzt iſt noch nicht voll elf Uhr." Außer ſich vor Erſtaunen ſtierte Wilhelm die verwilderten, von Schmutz überdeckten Züge des Mannes an, aber ſie blieben ihm nichts deſto weniger gänzlich fremd; er konnte ſich durchaus nicht erinnern, ſie jemals geſehen zu haben. „Und wer biſt Du denn?" fragte er endlich, der Du ſo genau über mich unterrichtet biſt, und woher haſt Du dieſe Nachrichten?"

„Ich bin ein ehrlicher Keſſelflicker, wie Du wohl ſiehſt. Ich ziehe im Lande umher, und was mir die Leute erzählen, das merke ich mir fein, und was ſie mir nicht erzählen, darnach frage ich, weil ich mich einmal gern um die Menſchen bekümmere."

„Aber ich kenne Dich doch nicht. Ich habe Dich nie geſehen," ſagte Wilhelm verdrießlich.

„Mit Leuten Deines Standes habe ich nichts zu ſchaffen. Ihr habt keinen Keſſel zu flicken, keine Schüſſel zu löthen, keinen Topf einzuſtricken."

Wilhelm wurde durch dieſe ausweichende Antwort immer verdrießlicher, langweilte ſich in ſeiner Stimmung unter dieſen Menſchen und wollte gehen. Da ſtand der Mann von ſeinem Sitze auf und ging mit dem jungen Theologen einige Schritte aus dem Gemäuer in die Nacht hinaus, indem er ſagte:

„Eh' Du gehſt, will ich Dir noch eine gutgemeinte Warnung mit auf den Weg geben. Laß von des Senators Hellbach Tochter. Aus Eurer Liebe kann kein Segen ſprießen. Sei ein Mann, entſage ihr. Gib ihr ihr Wort zurück. Der Bremer Kaufmann wird ſie glücklich machen, Du nimmermehr."

Wilhelm ſchauderte zuſammen. Ihm fiel Ama-

liens Schwur wieder ein und die furchtbare Antwort der langen dunklen Gestalt. Sie schien wieder vor ihm zu stehen. Ja das war derselbe räthselhafte Mann; das war dieselbe hohle Stimme, welche jene bösen Worte gesprochen hatte. Er wollte antworten, aber die Zunge war ihm wie gelähmt, die Stimme wie eingefroren.

„Denk' an Deine arme Mutter, deren Trost und Hoffnung Du bist in ihrem Mangel; denk' an ihre frommen Ermahnungen, an ihre grenzenlose Liebe zu Dir, an ihre Aufopferungen für Dich und folge ihr unbedingt, ohne zu fragen, warum sie das so und so will. Sie will nie anderes als Dein Wohl und hat sich ein großes Recht auf Deinen Gehorsam erworben. Du weißt, daß ihr Dein Umgang mit Amalia Hellbach stets zuwider gewesen ist, daß sie das Mädchen nicht gut leiden kann; sie muß ihre Gründe dazu haben. Folge ihr!"

Wie Geisterlaute klangen Wilhelm die Worte des Mannes; Grausen erfaßte ihn in der Finsterniß, und er wagte nicht um sich zu schauen. Der Kesselflicker war fort, und Wilhelm schlich krank an Geist und Körper nach der Stadt zurück. Eben rief die

Glocke die Mitternachtsſtunde vom Thurme, als er an des Kaufherrn und Senators Hellbach hohem Hauſe vorüberging. Da war's ihm, als vernähme er ein leiſes Wimmern durch die Todtenſtille der Nacht. Es ſchien ihm Amaliens Stimme zu ſein. Angſt ergriff ihn und noch ein anderes ſchreckliches Gefühl, für das er keinen Namen hatte. Es trieb ihn nach ſeiner kleinen Behauſung. Mit den Zügen der Sorge trat ihm ſeine bejahrte Mutter entgegen.

„Mein Gott! Wilhelm, wo bleibſt Du? Es iſt Mitternacht vorüber," redete ſie ihn bekümmert an. „Und um des Heilands willen! wie ſiehſt Du ſo bleich aus? Ich kenne Dich faſt nicht. Was iſt mit Dir vorgegangen?"

„Laß mich, Mutter," antwortete er mit erzwungener Ruhe, „dem Menſchen begegnet oft etwas Außerordentliches, was weder in den Kreis ſeiner Erfahrungen, noch Vorſtellungen paßt. Du weißt ja, daß meine innere Natur ſo bedingt iſt, das Leben von ſeiner düſterſten Seite zu ſehen, und ich mit meinem zarten Gefühle überall ſchmerzlich verwundet werde."

„Schütte Dein Herz aus an der Mutter Bruſt,"

entgegnete die Theilnehmende, „es wird leichter werden; und kein Platz in der Welt ist, wo Deine Schmerzen besser ruhen und mitempfunden werden. Sieh, es ist heute eine recht freudige Hoffnung in mir aufgegangen, als ich vernahm, daß Amalia Hellbach nach Bremen verheirathet wird. Dein Umgang mit diesem vornehm erzogenen Mädchen war mir etwas höchst Unangenehmes, und ich konnte nicht ohne Grauen den Gedanken fassen, daß sie vielleicht auf ewig mit Dir verbunden würde. Nenne es böse Ahnung, nenne es Antipathie, oder wie Du sonst willst, was mich abhielt, ihr meine Neigung zu schenken, kurz ich konnte ihr in meinem Herzen keinen Platz geben. Ach! sie hatte mir ja die zutrauliche, offenherzige Liebe meines Sohnes geraubt, des einzigen Wesens, was mir auf Erden näher steht, was mich noch an sie fesselt. Denn magst Du es auch immerhin läugnen, es war seit dem halben Jahre, das Du von der Universität zurück bist, etwas Fremdes zwischen uns getreten, was ich bei allem mütterlichen Zuvorkommen nicht entfernen konnte. Deine öftere Zerstreuung, Dein unstätes Wesen, Dein geheimnißvolles Schweigen gegen mich über Dein tägliches

Entfernen in den Abendſtunden ließen mich nicht zweifeln, daß eine große Veränderung mit Dir vorgegangen ſei, und ich ahnete nicht ohne Grund, daß die Liebe den Weg zu Deinem Herzen gefunden habe. Das konnte und durfte mich nicht wundern; denn Deine reizbare Natur, Deine ſchwärmeriſchen Lebensanſichten, Dein bei der kleinſten Gelegenheit überſtrömendes Gefühl und Deine Jahre hatten mich ſchon ſeit einiger Zeit ſo etwas erwarten laſſen. Aber ich war empfindlich darüber, daß Du mich nicht zu Deiner Herzensfreundin machteſt, und mich ohne alle Aufforderung von Deiner Seite in Dein Geheimniß einzudrängen, gab mein Zartgefühl nicht zu. Einigemal verſuchte ich es, den Schleier etwas zu lüften, aber ſo oft ich daran zupfte, zogſt Du ihn nur um ſo feſter und dichter über Dein Thun — und nun ſchwieg ich. Erſt durch Fremde mußte ich erfahren, daß die reiche Kaufmannstochter Dein Herz gewonnen habe. Dieſe Nachricht war mir ein Donnerſchlag. Und wie ein Gott rief es in meinem Innern, daß dieſes Mädchen Unheil und Verderben über uns alle herein führen müſſe. Allmählig aber beſänftigte mich der Gedanke wieder, daß dieſer Umgang nur

eine spielende Liebelei Amaliens sei, die von Deiner imponirenden Gestalt angezogen, von der Fülle Deiner innern Welt gefesselt, auf einige Zeit ein zärtliches Verhältniß mit Dir angeknüpft habe, welches bei der ersten vortheilhaften Gelegenheit, die sich dem begüterten Mädchen bieten würde, eben so leichtsinnig gebrochen werden würde; und Gottlob! ich habe mich nicht getäuscht. Die Bläſſe Deines Gesichtes sagt mir, daß Du die Verlobung Amaliens nicht von mir zuerst hörst. Es ließ sich von Deinem Gefühl erwarten, daß dieser Schritt Deiner Geliebten Dich zerschmettern würde. Aber tröste Dich über diesen Dir wichtig scheinenden, in Wahrheit aber kleinen Verlust. Verschlucke die herbe Arznei, sie dient zu Deiner Genesung, zu Deinem irdischen Glück. Weine Dich am Mutterherzen aus, und sei wieder ganz mein Sohn!"

Mit den fürchterlichsten Schmerzen hatte Wilhelm die liebevolle Rede der Mutter mit angehört; jetzt konnte er ein lautes Schluchzen nicht länger zurückhalten, das sich endlich in heftiges Weinen verwandelte. Er konnte ihr unmöglich den sie beruhigenden Glauben entreißen, und doch drückte es ihn so hart, die Gute noch länger hintergehen zu müssen.

Die ernſtmahnenden Worte des räthſelhaften Keſſelflickers tönten noch einmal durch ſeine ſturmbewegte Seele. Ihm war's jetzt wie Gewißheit, daß er ein übernatürliches Weſen geſehen habe. Auf der andern Seite ſeine Wahnſinn ähnliche Liebe zu Amalien, ihr vorhin vernommenes Wimmern, welches ihm durch Mark und Bein gedrungen war, ganz gewiß eine Folge erlittener Mißhandlungen, die ihr harter Vater ihr ſeinetwegen angethan: Alles dieſes im Kampfe mit einander brachte ſeine Geiſtesſtärke in den furchtbarſten Aufruhr. Seine Lage war entſetzlich. Kein Wort vermochte er der Mutter zu erwiedern, nur Thränen der Angſt und Verzweiflung waren ſeine Sprache.

Gerührt durch Wilhelms großen Schmerz, dem die Mutter einen ganz andern Grund unterſchob, bog ſie ſich über ihn her und fuhr mit ſanfter Stimme fort: „Mein lieber Wilhelm, quäle Dich doch nicht ſo ſehr; Amalia konnte und durfte ja nicht Deine Gattin werden. Ihr ſtolzer Vater hätte eher Alles dran geſetzt, als ſeine einzige Tochter einem armen Landprediger zu geben. Friedrich Hellbach, Amaliens Bruder, heirathete die Tochter eines reichen adligen

Hauſes, wurde ſchnell von einer Stelle zur andern, bis zum Regierungsrathe befördert, und wie lange wird's dauern, daß er mit dem Patente als Geheimerrath das Adelsdiplom erhält. Und ſeine Schweſter die Frau eines Paſtor! Wie würden die ſtolzen Leute alle böſe auf Dich geweſen ſein, wenn Du es gewagt hätteſt, Deine Wünſche nur mit einem einzigen Worte laut werden zu laſſen. Verſchwiegen habe ich es Dir, um Dich nicht eben ſo ſehr zu kränken, als wie ich mich gekränkt fühlte, wie hart mir der Senator Hellbach um Deinetwillen begegnet iſt, aber nun mußt Du es zu Deinem Troſte erfahren. Es ſind ohngefähr acht Wochen, als er mir den Rathsdiener ins Haus ſchickte und mit barſchen Worten ſagen ließ, ich ſollte meinem Sohne die Frechheit verbieten, ſeine Tochter Abends in den Alleen ſpazieren zu führen, oder er würde ſich genöthigt ſehen, gegen den jungen eingebildeten Mann Maßregeln zu ergreifen, die ihm und mir ſehr unangenehm ſein würden. O Gott! wie mich das ſchmerzte! Mein einziges, mein geliebtes Kind ſo beſchimpfen laſſen zu müſſen, von dem ich wußte, daß es nicht zuerſt die Hand zu dieſem Umgange gereicht hatte. Das hatte man Dir

geboten. Ich warnte Dich damals, aber ich glaube nicht, daß Du auf die mütterlichen Warnungen geachtet haſt. Die aufgefundene Partie für Amalien hat zu meinem Glück den Mann abgehalten, ſeine Drohung in Vollziehung zu ſetzen, was ihm ein Leichtes geweſen ſein würde; denn dem Reichen ſtehen zur Kränkung und Demüthigung des Armen alle Mittel zu Gebote."

Wilhelm verhüllte ſein Geſicht in dem Kiſſen des Federkanapees und feuchtete es mit ſeinen heißen Thränen. Der herzzerreißende Gedanke drängte ſich ihm auf, daß er doch Amalien verlieren müſſe, und machte ihn untröſtlich. Auf ſeine Bitten entfernte ſich die Mutter, und ſie ging heiterer, als ſeit langer Zeit, ſich der Ruhe hinzugeben. Ach! es war die Heiterkeit wie die Stille, die den fürchterlichſten Stürmen vorangeht, von denen die Schiffe in den Grund gebohrt werden.

Die ſchrecklichen Bilder des Abends drängten ſich in abwechſelnder Verworrenheit durch Wilhelms Seele, und machten auf ſein Nervenſyſtem einen ſo zerſtörenden Eindruck, daß er wachend die geiſtverwirrenden Träume, die ihn in den Abendſtunden,

) bösen Vorbedeutungen, beschlichen hatten, wie-
ortträumte, nur in noch gräßlicher, furchtbarerer
altung. Grausige Teufelslarven umgrinsten ihn
drohten ihn zu verschlingen. Wie Nebelstreife
n sich mit langen Schleppgewändern durch das
re Zimmer die Gestalten seiner Mutter und Ama-
, aber zu Fratzen verzerrt, mit aufgelöstem, blut-
nden Haar, mit grauen Spinnewebgesichtern.
auf riß Amaliens Zerrbild den Mund und fuhr
die Mutter ein, ihr Fetzen vom Leibe zu reißen,
e gierig verschlang. Krampfhaft drehten sich die
eldürren Glieder der Mutter, und zum Ausdruck
ntsetzlichsten Schmerzes verzog sich das Gesicht;
jene zehrte sie ohne Erbarmen auf, wirbelte sich
mit den Larven in unaufhörlichem Zirkel, und aus
verworrenen geistempörenden Chaos wurde plötz-
as höhnisch-grinsende Gesicht des Kesselflickers.
Die Mutter wurde durch ein ängstliches Stöh-
us dem Schlaf geweckt. Auch sie hatte mit bö-
Träumen gekämpft. Sie überzeugte sich aber
daß dieses Aechzen, welches sich in ihre Träume
ebt hatte, aus Wilhelms Stube kam; sie warf
rschrocken in die Kleider, eilte in das Zimmer

und fand ihn von Schweiß triefend todtkrank noch auf dem Kanapee. Ihre ängstlichen Bemühungen, ihn zur Beſinnung zu bringen, waren vergebens; denn er phantaſirte fort, und rief Amaliens Namen mit ſolcher Heftigkeit, daß die Mutter erbebte. Da ſie durchaus nicht im Stande war, ihn allein zu Bette zu bringen, ſo mußte ſie ſich nach fremder Hülfe umſehen. Auch wollte ſie nach einem Arzt ſchicken, weil ihr Wilhelms Zuſtand mehr als zu bedenklich ſchien. Von drei Familien, die ſich in ihrem Hauſe eingemiethet hatten, ſtand ſie vorzüglich mit einem Porzellanmaler und deſſen Tochter im freundſchaftlichen Umgange. Zu ihm nahm ſie in ihrer großen Beſtürzung und Bedrängniß ihre Zuflucht. Der aus dem Schlafe aufgeweckte Mann war ſehr bereitwillig, ihr beizuſtehen, und Hannchen mußte ebenfalls aus den Federn, um nach dem Arzt zu ſpringen. Die Nacht verging unter bangen Sorgen der Mutter.

Hannchen wußte um Alles. Sie hatte Wilhelm und Amalien täglich aufgepaßt, ſie hatte den ſchwarzen Federball gar oft an das Fenſter fliegen ſehen, und war dem Pärchen zuweilen nachgeſchlichen, nicht aus böſem Willen, ſondern nur aus Neugierde. Ue-

s hielt sie es für eine große Sünde, Andern,
der Frau Paſtorin davon etwas zu verrathen.

Amaliens Mädchen, Lenchen, war Hannchens gute
din von Jugend auf, und mit ihr theilte die Por-
malerstochter jedes Geheimniß. Dagegen erfuhr
n Lenchen Alles, was in Hellbachs Hauſe vorging.
dieſen geheimen Verhandlungen ahnete weder
ia noch Wilhelm etwas. Hannchen hatte auch am
gen Tage Wilhelms Mutter die neue Mähr von
iens Verlobung hinterbracht. Als ſie aber in der
t den armen Wilhelm ſo leiden ſah, als ſie immer
iens Namen aus ſeinem Munde vernahm, da
te ihr das Herz vor Wehmuth zerſpringen. Und
e nun vollends hörte, daß er wahrſcheinlich durch
Hiobspoſt ſo ſehr erſchüttert worden ſei, da konnte
ch kaum wieder zufrieden geben. Kaum war die
des Frühbrots da, ſo lief ſie ſchon, geſchnürt und
ürzt, in der weiten Kattunſaloppe nach Hellbachs
ſe, und ſchlüpfte unbemerkt in Lenchens Stube. Mit
Pantomimen des Entſetzens trat ihr dieſe entgegen.
„O du grundgütiger Himmel! Hannchen, Du

haſt's gewiß auch ſchon gehört; nun die ganze Stadt mag ſchon voll davon ſein. Ich waſche meine Hände in Unſchuld; denn von mir hat noch kein Menſch ein Sterbenswörtchen erfahren. Ach großer Gott! was das für ein Maulgeſperre geben wird!"

„I, Gott ſteh' uns bei! Lieb Lenchen, wie erſchreckſt Du mich!" erwiederte Hannchen. „Was iſt denn bei Euch vorgefallen? Iſt denn das Unglück zu gleicher Zeit über Beide hereingebrochen? Ich bitte Dich, erzähle ſchnell, dann ſollſt Du auch erfahren, was mich eigentlich zu Dir geführt hat."

„Alſo Du weißt noch nichts aus unſerm Hauſe? Nun ſo denke Dir nur, geſtern Abend iſt der alte Herr kaum fort, ſo ſagt die Mamſell zur Tante: ſie wolle ſchnell noch einmal zur Räthin Gerber gehen, bei welcher ſie am Tage zum Kaffee geweſen waren, um ihren Arbeitsbeutel, den ſie dort liegen gelaſſen habe, zu holen, und ihr bei der Gelegenheit noch einen Vorſchlag wegen einer beſprochenen Landpartie zu machen. Die Alte wollte Einwendungen machen, aber Amalia war ſchon fort. Ich wußte wohl, wohin ſie ging, und wünſchte ihr von Herzen Glück auf den Weg; von heute an ſollte ſie ja Hausarreſt

ben. Kaum war sie fort, so trat der alte Men=
enfeind zu unserm größten Schrecken wieder her=
und fragte nach ihr. Wir sagten, sie sei zu Ger=
s. Brummend verließ er sogleich wieder das Haus.
ch einer halben Stunde, die mir in der größten
gst vergangen war, hörten wir einen fürchterlichen
hrei auf der Hausflur. Vor Schrecken an allen
iedern zitternd, ergriff ich ein Licht und eilte hinab.
Gott! was war das für ein herzzerfleischender
blick! Amalia lag auf dem gepflasterten Boden,
d ihr unbarmherziger Vater schlug und trat wie ein
thender Mensch auf sie los. Kein einziger Laut
s Schmerzes kam über ihre Lippen. Sie ertrug
entsetzlichsten Mißhandlungen, ohne nur einen
rsuch zu machen, sich denselben entziehen zu wol=
. Ich fiel dem grausamen Manne in die Arme,
d fing lieber die Streiche auf, die ihr zugedacht
ren; zugleich bat ich sie um Gottes Willen, sich
f ihr Zimmer zu entfernen. Der Mann kannte sich
ht vor Wuth, und ich bin überzeugt, daß er sie
s Leben gebracht haben würde, wäre ich nicht dazu
kommen. Auf allen Vieren kroch sie die Stufen
rauf; eine Fluth der gemeinsten, abscheulichsten

Scheltworte folgten ihr nach. Auf dem Zimmer fand ich sie besinnungslos, und das Blut floß ihr aus Mund, Nase und einer tiefen Wunde am Hinterkopf. Nach einigen Stunden, die ich mit ihrer Pflege zugebracht hatte, erfuhr ich von ihr, daß er sie in der Hausflur hinter dem Thorflügel erwartet und bei ihrem Eintreten sogleich zu Boden geworfen habe. Daher der entsetzliche Schrei. Auf jeden Fall war er selbst bei Gerbers gewesen, um sie dort aufzusuchen. Amalia hat, außer jener Wunde am Kopfe, mehrere Quetschungen am Leibe, die ihr große Schmerzen verursachen. Sie hat die ganze Nacht durch gewimmert, daß es mir die Seele durchschnitt.“ —

Beide Mädchen weinten eine Thräne des Gefühls, und Hannchen begann dann ihre nicht weniger traurige Erzählung; und beide schlossen, nach dem Austausch ihrer Ideen, daß es mit Amaliens Verlobung wohl noch im weiten Felde sei, und daß sich die beiden Liebenden nicht trennen lassen würden. Das wurde nun natürlich gehörig belobt und gepriesen; dann schieden die Freundinnen. Eine Jede trug ihre Erfahrung an die rechte Person. Hannchen schlich in Wilhelms Stube und paßte die Entfernung der Mut-

ter ab, um dem Jüngling, der sie so sehr dauerte, Worte des Trostes zuzuflüstern, und ihn zu versichern, wie treu Amalia an ihm hange. Bei der Gelegenheit erfuhr Wilhelm von dem treuherzigen theilnehmenden Mädchen Amaliens ganzes Leiden, und Thränen der ohnmächtigen Wuth und der Verzweiflung träufsten aus seinen Augen auf das Bett herab. Seine Bitten drangen dem mitleidigen gerührten Hannchen das Versprechen ab, ihm täglich Nachrichten von Amalien zu bringen.

Amalia erfuhr eben so schnell von Wilhelms Krankheit; sie weinte sich fast die Augen wund. Den angestaunten, über Alles hochgeschätzten und geliebten Jüngling in einem solchen Grade leidend zu wissen, daß er sogar vom Krankenlager gefesselt wurde, versetzte sie in einen sehr schmerzlichen Zustand, der sie für die ganze Außenwelt gleichgültig machte. Sie starrte nur stets im dumpfen Hinbrüten vor sich hin und die einzige Abwechselung in diesem trostlosen Zustande war dann und wann ein tiefer Seufzer oder ein klägliches Aechzen. Lenchen weinte den ganzen Tag mit ihr.

Amalia sah, daß es noch eine Seele im Hause

aufrichtig mit ihr meinte, und faßte Muth, ſich Lenchen ganz zu entdecken und ſie für einen gefaßten abenteuerlichen und gefährlichen Plan zu gewinnen. Nach einigen Tagen erſah ſie die Gelegenheit, das Mädchen unbemerkt von der Tante zu ſprechen. Hier beſchwor ſie ſie mit Thränen, ihr behülflich zu ſein, daß ſie Wilhelm bisweilen ſprechen könne. Mit den lebhafteſten Farben malte ſie Wilhelms Verzweiflung und ihren eigenen Zuſtand, beſtürmte Lenchen mit Bitten, überhäufte ſie mit Geſchenken und Liebkoſungen, und gab ihr zu wiederholten Malen die Verſicherung, daß nur ſie zweier Menſchen Leben retten könne. Lenchen wankte in ihrer Pflicht; ſie wagte nur wenig zu widerſprechen, aber Amalia gelobte ihr Alles, und Lenchen wurde von der Ueberredungsgabe ihrer Herrin beſiegt. Nun verabredeten Beide, oder Amalia beſtürmte vielmehr Lenchen ſo lange, bis ſie zu Allem ja ſagte, daß Wilhelm, ſobald er nur einigermaßen geneſen ſein würde, ſich wöchentlich einmal an einem vorher verabredeten Abend nach elf Uhr am Hinterpförtchen des Hauſes, welches in eine enge Nebengaſſe hinaus ging, einfinden ſollte. Hier ſolle, wenn Alles ſicher ſei, Lenchen ihn erwarten und auf Ama-

liens Zimmer bringen. Die Sache war sehr gefährlich; denn sie mußten nicht nur vor der Thüre des Schlafzimmers von Amaliens Vater vorüber, sondern die Tante schlief auch dicht an Amaliens Zimmer, die Kammer gehörte dazu und hatte ihren Eingang darin. Und doch — was unternimmt nicht Liebe! — sollte dieser Plan ins Werk gesetzt werden, weil sie durchaus keinen andern ersinnen konnten, nach welchem Amalia, von Niemand bemerkt, ungestört und ohne Argwohn zu erregen, mit Wilhelm hätte zusammen sein können. Amalia schrieb an Wilhelm mit Bleistift, den ihr Lenchen verschafft hatte — denn Dinte, Feder, Papier waren ihr genommen — kurz den ausgedachten Plan auf ein kleines Blättchen und bat ihn, sich Lenchen anzuvertrauen. Das Briefchen kam durch Hannchens Hände an Wilhelm. Lenchen durfte der Mutter wegen nicht selbst den Kranken besuchen.

Schon am andern Tage verließ Wilhelm zu der Mutter großer Freude das Bett. Zwar wankten seine Kniee, zwar war er abgezehrt und bleich, wie ein Todter, aber er zwang sich, gesund scheinen zu

wollen, und die Hoffnung, Amalien bald zu ſehen, goß wirklich neues Lebensfeuer in ſein ſchier erſtarrtes Blut. Die ſehnſüchtige Ungeduld ließ ihn kaum den Abend erwarten; kaum dämmerte es, ſo eilte er unter irgend einem Vorwande, aller Einwendungen der Mutter ungeachtet, mit beflügelten Schritten nach der Allee, wohin Lenchen beſtellt war. Als wenn er die Geliebte ſelbſt umſchlingen und an ſein ſtürmiſch ſchlagendes Herz preſſen ſollte, ſo freute er ſich auf das Weſen, welches ſie täglich und ſtündlich umgab, welches in das Heiligthum ihrer Liebe eingeweiht war. Lenchen ließ nicht lange auf ſich warten. Ohne Ueberlegung, ohne den kleinſten Gedanken an mögliche böſe Folgen, nahm Wilhelm alle Vorſchläge ſeiner Geliebten und deren Botſchafterin an; er verſtand ſich zu Allem, um nur ſeine Amalia zu ſehen, ja im erſten Entzücken drang er darauf, ſie ſchon dieſe Nacht beſuchen zu dürfen. Erſt bei etwas mehr Ruhe fiel ihm ein, daß ſeine Mutter ein großes Hinderniß für eine nächtliche Entfernung ſei, und er wenigſtens dieſe Nacht, wo er noch auf nichts vorbereitet war, ſich nicht aus dem Hauſe begeben könne. Doch wurde die folgende Nacht zur Zuſammenkunft beſtimmt.

Lenchen überbrachte ihrer sie mit der Sehnsucht glühender Liebespein erwartenden Gebieterin die schöne Botschaft und wurde reichlich belohnt. Mit beklemmender Ungeduld und dem quälendsten Verlangen klopften zwei Herzen dem heiligen Dunkel dieser Nacht entgegen. Wie freudig verlangend und doch wie ängstlich bangend, wünschend und zagend, wogte die reine Seele in Amaliens schönem Körper. Tausend Gedanken, alle verschieden in sich, aber alle gleich in Hinsicht ihres Gegenstandes, drängten sich durch das blondlockige Köpfchen; in süßer Unruhe warf sie sich vom Stuhle auf das Bett, um krank zu scheinen, und durchblätterte wohl zehn Almanache, Taschenbücher und Romane, aber alle, selbst die gefährlichsten Situationen in den Büchern kamen ihr gegen ihre Lage erbärmlich schaal vor.

Ihr Vater hatte nicht wieder nach ihr gefragt; nur die Tante verhandelte heimlich mit ihm, ließ sich aber gegen Amalien mit keiner Silbe aus. Lenchen machte überall den Spion; ihre Ohren waren stets gespitzt, und es konnte ihr im Hause schwerlich ein Wörtchen entgehen, was nicht geradezu hinter Schloß und Riegel leise gezischelt wurde. Dabei machte sie

immer ein recht unſchuldiges, kinderfrommes Geſicht, und ließ ſich für ihre Ergebenheit vom alten Herrn jezuweilen mit einem Stück Geld belohnen.

Wilhelm brachte die Nacht ſchlaflos zu. Die wunderlichſten unausführbaren Pläne geſtalteten ſich in ſeinem Kopfe. Er kam ſich ſelbſt vor wie ein abenteuerlicher Ritter, der in den Herenwald reitet, die verzauberte Prinzeſſin zu befreien. Als er ſich recht abgemattet hatte und der Morgen dämmerte, mußte er doch Alles beim Alten laſſen und der Leitung des Himmels oder des Zufalls die fernere Geſtaltung ſeines Schickſals überlaſſen. Der Tag, welchen er noch bis zur beſeligenden Umarmung der Geliebten zu verleben hatte, war ihm verhaßt; er wollte ihn nicht ſehen, wollte ihn verträumen. Er blieb bis Mittag im Bette. Nachdem er in kühnen Phantaſien ſich ſatt geſchwelgt hatte, kam der Gedanke, wie er, ohne von der Mutter bemerkt zu werden, aus dem Hauſe und wieder hinein kommen möchte, der ſchlaffen Leerheit zuvor, welche ſich ſeines Geiſtes nach ſolchen gefährlichen Genüſſen zu bemächtigen drohte. Er

fiel ihm schwer auf's Herz. Es war durchaus kein andrer Rath zu schaffen, als die gute Mutter zu belügen, und wie sehr auch zu jeder andern Zeit sein ihr kindlich treu ergebenes Herz ein solches Mittel mit Abscheu von sich gestoßen haben würde, so war doch seine Leidenschaft schon zur gewaltigsten Riesin geworden, und hatte, ohne daß er es bemerkt, alle seine moralischen Kräfte gefangen genommen. Sein erwachendes Gewissen suchte er mit dem Raisonnement zu beschwichtigen, daß er nicht anders handeln könne, daß sein Schicksal ihn zu diesem Schritt zwinge, und seinem eisernen Willen alle andern, selbst die heiligsten Rücksichten weichen müßten. Mit schwerem Herzen ging er an die Lüge, aber die Stunden flohen und seine Angst mehrte sich. Liebe und Leidenschaft siegten über alle Bedenklichkeiten. Eine Stunde von der Stadt lag der anmuthige Ort Güldenau, von den Städtern viel besucht und ihnen mancherlei Vergnügen gewährend. Der Pfarrer daselbst war Wilhelms Freund: ihn besuchte er zuweilen und predigte auch Sonntags gern im Nachmittagsgottesdienste.

Wilhelm gab vor, einen Besuch beim Pfarrer in Güldenau machen zu wollen. Es war ein recht heite-

rer Octobertag, wie geſchaffen zum Ausflug eines kaum Geneſenen, und deshalb gab die Mutter den Spaziergang mit Freuden zu. Wilhelm ſchied mit einem ihn ſehr verſtimmenden Widerſtreit in der Bruſt, und verſprach, den andern Tag zeitig wieder da zu ſein. Langſam und mit einer Hölle im Herzen ſchlich der Jüngling den Weg nach Güldenau zu. Der ſüße, bängliche Drang nach Amalien wurde von dem Gedanken an die hintergangene Mutter zurückgedrängt. Aber bei allen heftigen Vorwürfen, die der innere unbeſtechliche Richter ihm machte, konnte er doch die Kraft nicht über ſich gewinnen, nur den Gedanken des Umkehrens zu faſſen. Und hätte es in dieſem Augenblicke die edelſten Güter des Lebens gekoſtet, er hätte nicht wieder nach der Stadt zurück gehen können. Da loderte der holde betäubende Liebeswahn wie eine Alles verzehrende Flamme in ihm auf, und die Mutter war vergeſſen, und Amalia, nur Amalia füllte ſeine Seele. Und wenn die Erde unter ihm zuſammengeſtürzt wäre ob ſeines Frevels, über ihre rauchenden Trümmer hin hätte ihn der Wahnſinn der Liebe zu dem Gegenſtand ſeiner heißen, unnennbaren Sehnſucht getrieben.

Mit dieſen Wechſelempfindungen kämpfend, war er, ſich ſelbſt unbewußt, Güldenau nahe gekommen. Es lag gar nicht in ſeinem Plane, zum Pfarrer zu gehen, und doch konnte er ſich jetzt nicht den Wunſch verſagen, ihn freundſchaftlich zu begrüßen. Als er nun im Begriff war, eben in das Dorf hinein zu gehen, trat aus der Hinterthüre eines kleinen ſchmutzigen Hauſes der widrige Keſſelflicker auf ihn zu.

„Freund,“ redete er ſogleich Wilhelm an, „Du gehſt heute einen ſehr ſchlimmen Gang, und es iſt mir recht lieb, daß ich Dich treffe. Nimm gute Lehre an! Wenn Dir's möglich iſt, Dich ſelbſt zu bekämpfen, ſo bleibe dieſe Nacht beim Pfarrer hier in Güldenau. Kannſt Du aber nicht ſo viel Stärke über Dich gewinnen, ſo hüte Dich vor des Teufels Fallſtrick.“

„Unbegreiflicher Menſch,“ ſtaunte ihn Wilhelm an, „biſt du allwiſſend?“

„Das nun eben nicht. Ich will auch gar nicht mehr ſcheinen, als ich bin. Du weißt die natürlichen Wege ſchon, auf denen ich Manches erfahre, und ſieh, ich bin dir nun gerade ſo herzlich gut und meine es ſo redlich mit Dir, daß, wenn Du mir gläubig

folgteſt, Du ein recht ſchönes Ziel erlangen würdeſt. Aber ich kann und will Dir bei weitem keine Vorſchriften machen. Denn des Schickſals Wille geſchieht am Ende doch immer.“

Damit ging er den Weg nach der Stadt zu; Wilhelm langte in tiefem Nachdenken in der Pfarrwohnung an. Freundlich empfing ihn der junge Prediger, und bald entſpann ſich ein Geſpräch über ihr Fach. Es leitete ſich unvermerkt auf die Prädeſtinationslehre Zwingli's und ihre Anklänge an die Schickſalsidee der Alten.

„Es iſt eine Grauſen erregende, aber durch die Erfahrung oft genug beſtätigte Wahrheit,“ ſagte der Pfarrer, „daß ein Menſch bei dem beſten Willen, bei aller Kraftanſtrengung doch einem ungeheuren Schickſale nicht entgehen kann, welches ihn unaufhaltſam ins Verderben reißt.“

„Wie wohlthätig greift die reine Chriſtuslehre in dies verwirrte Chaos des Lebens ein,“ erwiederte Wilhelm; „ich bin feſt überzeugt, wenn man ſie in ihrer urſprünglichen Reinheit praktiſch gebrauchte, alle dieſe düſtern Nebelbilder würden von uns weichen. Nur der Wahnwitz des gemeinen unerleuchteten

Haufens faßt ſolche verwirrte Ideen und geſtaltet die Dinge darnach.“

„Es ließe ſich, obgleich ich nichts weniger als Myſtiker bin, gegen Ihre Meinung manches einwenden,“ erwiederte der Pfarrer.

„Sagen Sie mir,“ fiel ihm Wilhelm hier ins Wort, „lebt hier ein Keſſelflicker, ein Mann von wunderlichem Aeußern, ohngefähr ein hoher Vierziger? Er iſt mir ſo eben begegnet und kam aus einer Hütte am Ende des Dorfes.“

„Ganz recht,“ entgegnete der Pfarrer, „das Häuschen gehört ihm eigen. Wer ſollte den ſonderbaren Veit nicht kennen? Aber wie kommen Sie vom Gegenſtande unſrer Unterhaltung auf dieſen Mann?“

„Mir iſt er erſt ſeit einiger Zeit aufgefallen. Was er mir geſagt hat, klang faſt wie ein Orakelſpruch auf mein Leben. Früher glaub' ich ihn nicht bemerkt zu haben. Doch das iſt leicht möglich; denn ich reflectirte nie viel auf die Gegenſtände außer mir.“

„Zudem wohnt er auch erſt ſeit zwei Jahren hier und ſeit Ihrer Rückkehr von der Univerſität ſind Sie zu fleißig geweſen, um ſich um ſolche Subjecte

bekümmern zu können. Ich ſelbſt bin erſt durch vieles Gerede Anderer auf ihn aufmerkſam gemacht worden, und ich habe wirklich in einigen Unterredungen mit ihm gefunden, daß er ein ſehr außergewöhnlicher Menſch iſt. Die Erſcheinungen des Lebens, die er mit vieler Lebendigkeit und einem raſtloſen Ringen nach Licht früher in ſich aufgenommen hat, haben, bei allem Mangel an richtiger Führung, einen höchſt eigenen Eindruck auf ihn gemacht. Danach hat er ſich eine myſtiſche Lebensphiloſophie gebildet, und iſt, wie er meint, mit ſich ins Reine. Von ſeinem gewonnenen Standpunkt aus betrachtet er nun das Leben bis in ſeine kleinſten Einzelnheiten herab mit großer Ruhe, und ſelbſt das Furchtbare und Schreckliche kann ihn nicht aus derſelben bringen. Er iſt, wie ich mir habe erzählen laſſen, in dieſem Dorfe geboren, und der Sohn eines Bauers. Aber ſeine innere Kraft hob ihn ſchon in den erſten Jünglingsjahren über ſeine Umgebung empor. Er wurde hier Verwalter auf dem Gute, ſammelte ſich durch kühne Speculationen Vermögen und übernahm endlich den Pacht des Gutes ſelbſt. In der Zeit, wo Andere der Ruhe oder den Vergnügungen ſich hingaben, ſtudirte er Alles durch-

einander, dachte über Vieles nach, und verſchaffte ſich bei allen Pfarrern in der Umgegend, ja ſelbſt in der Stadt bei mehreren denkenden Köpfen Zutritt. Auch im Hauſe Ihres Vaters ſoll er viel geweſen ſein, und mich ſollte es wundern, wenn Ihnen Ihre Mutter nicht vom Pachter Veit ſollte erzählt haben."

„Kein Wort," erwiederte Wilhelm.

„Plötzlich aber, und ohne daß man weiß warum, bezahlte er ſeine ganze Pachtzeit auf ſechs Jahre voraus und verließ das Gut, obgleich er noch drei volle Jahre zu ſitzen hatte. Wohin er gegangen, weiß man nicht. Ueber zwanzig Jahre war er abweſend, und erſt nach ſeiner Rückkehr in jenem Zuſtande, wie ſie ihn geſehen haben, hat verlauten wollen, daß er Soldat und in Indien und Amerika geweſen ſei; er ſelbſt läßt ſich darüber nicht aus, zieht ſeitdem im Lande umher, und nährt ſich mit den Leuten, die er für ſeine Familie ausgibt, vom Topfbinden, Keſſelflicken und dergleichen. Er begeht nie etwas Geſetzwidriges, gibt ſeine Steuern und Abgaben, und deshalb kann ihm Niemand etwas anhaben. Sonntags iſt er aber nie im Dorfe, und ſollte er noch Sonnabends ſpät, wie heute eben, ſich entfernen."

Nach mancherlei ausgesprochenen Vermuthungen über den eigenen Mann schied Wilhelm in der Dämmerung vom Pfarrer, alle dringenden Einladungen desselben, bei ihm zu übernachten, ablehnend. Eine innere Beklommenheit trieb ihn fort; auf einem großen Umwege ging er langsam und bebend nach der Stadt zurück, trieb sich in der stummen Nacht noch einige Stunden herum, und zählte mit Bangen jeden Viertelstundenschlag der Thurmuhr, der wie eine mahnende Geisterstimme ihm zurief. Wie ein schwankendes Rohr auf dem sturmbewegten Teiche, wurde er von dem heftigsten Widerstreit der Empfindungen umhergeworfen. Endlich schlug die ersehnte und doch gefürchtete Stunde. Mit gespannter Aufmerksamkeit zählte Wilhelm ihre elf in die Nacht laut hintönenden Schläge nach, und bei jedem derselben klopfte sein Herz schneller. War's ihm doch so unheimlich zu Muthe, als solle er sich den Geistern der jetzigen Stunde überliefern und statt in die Wonnen der Liebe in die Schrecken der Geisterwelt gehen. Auf den Zehen schlich er durch die Straßen, um sich selbst nicht zu hören, und stand bald mit leisem Frösteln an dem bezeichneten Hinterpförtchen. Fast unbemerkt

öffnete ſich daſſelbe, und eine Hand bog ſich heraus, faßte ihn am Kleide und zog ihn durch die enge Spalte.

„Bekleiden Sie Ihre Füße mit dieſen Socken," flüſterte ihm Lenchen zu, und war ſchon bemüht, die weichen Haargeflechte ihm über die Stiefeln zu ziehen. Sie ſelbſt ſchien in ähnlichen zu gehen, denn Wilhelm hörte nicht den leiſeſten Tritt von ihr. Mit der größten Behutſamkeit zog ſie ihn hinter ſich her die Stiegen hinauf. Leiſer können die Geiſter nicht wandeln. Das Ziel der gefahrvollen Wanderung, Amaliens Zimmer, war erreicht. Amalia ſaß zagend im Nachtkleide auf dem Bette. Lenchen führte den Jüngling zu ihr und verließ das Zimmer, um auf der Treppe Schildwache zu ſtehen. Umfangen vom Schleier der heiligen Nacht fand ſich der Mund zum Munde, das Herz zum Herzen, und beide redeten lange die Sprache der Natur, ohne des Lautes zu bedürfen. Endlich ergoß ſich der Strom der klarer gewordenen Gefühle in leiſe, leiſe Worte. Wie viel hatten ſie ſich nun zu erzählen, und wie oft erzählten ſie daſſelbe! Mit den heißeſten Küſſen beſiegelten ſie die Verſicherungen ewiger Liebe und Treue. Kaum

wenige Minuten wähnten ſie beiſammen geweſen zu ſein, als Lenchen mit der Meldung hereintrat, eben habe die vierte Stunde geſchlagen, und zum Scheiden mahnte. Die nächſte Nacht der Zuſammenkunft wurde noch ſchnell verabredet, dann riß ſich Wilhelm aus den Armen des liebeglühenden Mädchens los. Die gefährliche Rückreiſe wurde glücklich vollendet. Lenchen zog ihm die Socken ab, und ſchob ihn zum halbgeöffneten Pförtchen hinaus. Da ſtand er über und über glühend in der kalten Morgenluft, und wußte nicht, wohin er ſeine Schritte lenken ſollte. Träumend und in der Bruſt den Nachklang der genoſſenen Seligkeit rein empfindend, zog er durch alle Straßen und baute ſich die bunteſten Luftſchlöſſer. Endlich erinnerte ihn das Läuten der Glocken an die Frühkirche, und nicht allein, um ſeine Zeit auszufüllen, trat er in den ſpärlich erleuchteten Tempel. Seine aufgeregte Phantaſie hatte hier freien Spielraum, er berauſchte ſich im Genuß ihrer Schöpfungen, und von liebeathmender Begeiſterung durchglüht, die er für hehre ernſte Andacht hielt, ſchwur er einen groſſen Eid im Angeſicht Gottes, alle Hinderniſſe zu bekämpfen, um Amalien einſt ſein Weib nennen zu kön-

nen, oder, wenn ihm dies nicht gelingen ſollte, nie eine andre zu lieben.

Nach geendigtem Gottesdienſte ging er aus dem Thore, um in der freien Natur ſich noch einige Stunden herumzutreiben, damit durch ſein frühes Erſcheinen in ſeiner Behauſung die Mutter keinen Verdacht ſchöpfen möchte. Als er an den kleinen Häuſern der Vorſtadt vorüber ging, ohne ſich umzuſehen, redete ihn aus einem Fenſter Jemand an. Er erkannte ſogleich den Keſſelflicker, der ruhig ſeine Pfeife rauchte und den Dampf aus dem geöffneten Fenſter in die reine Morgenluft hinausblies.

„Nun meinen erſten Rath haſt Du nicht befolgt,“ ſagte der Keſſelflicker Veit; „wenn Dir nur der zweite treu im Sinne geweſen iſt.“

„Sage mir, wunderlicher Mann,“ redete Wilhelm erſtaunt zu ihm, „woher kannſt Du wiſſen, daß ich das doch gethan, wovon Du mir geſtern abgerathen?“

„Ei, ei!“ antwortete Veit, „Dein Kopf iſt ſo ſehr von verliebten Ideen eingenommen, daß Du nicht im Stande biſt, den einfachſten Schluß zu machen. Der meinige iſt ganz geſund, und deshalb

ſchließe ich natürlich aus Deiner Anweſenheit, daß Du dieſe Nacht weder in Güldenau, noch in Deinem Hauſe geſchlafen haſt; denn in beiden Fällen wärſt Du jetzt ſchwerlich hier; und daß Du gar nicht geſchlafen haſt, das zeigen Deine Augen ſehr deutlich, und daß gar heftige Affecte auf Dich eingewirkt haben, verräth die Verſtörtheit Deines ganzen Weſens. Auf die Geſichter verſteh' ich mich nun einmal ein wenig; ſie zeigen den innern Zuſtand des Menſchen gar deutlich an. Ich ſehe Dir an, daß Du dieſe Nacht recht fromm und tugendhaft geweſen biſt, ſonſt würdeſt Du mir nicht ſo offen in die Augen ſehen können. Doch poche nicht auf Deine Standhaftigkeit; denn wer ſich am ſicherſten dünkt, iſt dem Falle am nächſten. — Doch bevor wir weiter ſprechen, bitte ich Dich herein zu treten; es gibt gar böſe neugierige Augen, die könnten Dich hier ſehen und Arges daraus ſchöpfen. Nach Hauſe darfſt Du doch noch nicht gehen, und Dich draußen herumzutreiben, iſt auch unnütz. Es kann Dir auch gefährlich ſein; denn ſo früh hat Dich in Deinem Leben noch Niemand auf der Straße geſehen; die Menſchen bauen ſich gleich mancherlei zuſammen, und könnten leicht auf das

Rechte fallen. Du wärſt verrathen und verloren, darum nur herein!“

Zögernd trat Wilhelm durch die geöffnete Thüre, denn die Gründe des Keſſelflickers leuchteten ihm ein. Es kam ihm vor, als habe der ſeltſame Mann in Allem recht. Er trat in die ärmliche niedrige Stube. Niemand wie die Zitherſpielerin von jener Nacht war zugegen. Wilhelm erkannte ſie ſogleich wieder. Ihm fiel die unſchickliche Lage ein, in welcher er das übrigens hübſch gebildete Mädchen damals zuerſt geſehen hatte, und eine unangenehme Empfindung ſpiegelte ſich in ſeinem Geſichte ab, in die Wohnung ſolcher Menſchen getreten zu ſein.

„Dorthel,“ ſagte der Alte zu dem Mädchen, „beſorge Du das Frühſtück und mache die Suppe für die Mutter; ſie wird bald kommen.“ — Das Mädchen ging. „Ich ſehe Dir wohl an, was Du denkſt,“ wandte ſich der Keſſelflicker zu Wilhelm, „aber ich kann Dir zuſchwören, daß Du irrſt. Dies Kind weiß nichts von der albernen Ziererei Eurer Mädchen, aber eben ſo wenig von der geſteigerten verderblichen Sinnlichkeit derſelben, die als ein ſüßes Gift heimlich durch alle Adern ſchleicht, ſchon im Herzen des Kindes ge-

weckt wird und die Unschuld daraus vertreibt und mordet; von jener unklaren, nimmer ruhenden Begierde, die sich pomphaft in den Mantel der Tugend hüllt, aber nur auf eine süße Stunde wartet, um ihn abzuwerfen und zum Bette unreiner Glut zu machen. Sie hat keins Eurer schöngeistigen Bücher gelesen, in denen ewig die Tugend gepredigt wird, der Pferdefuß guckt aber unter dem Rocke hervor."

„Ist das Mädchen Deine Tochter?" fragte Wilhelm.

„Das ist sie und zwar eine Amerikanerin; denn in Neu-Granada ward sie geboren, deshalb hat sie auch keine europäischen Sitten. Sie hab' ich so nach meinen eigenen Ansichten erzogen."

Der Kesselflicker erging sich nun mit großer Umständlichkeit über die Verderbtheit des ganzen Menschengeschlechts in der kultivirten Welt, über die Verachtung der wahren Religion, über alles Unheil, was aus der Ungleichheit der Stände entstünde, und gewann Wilhelm, dessen eigene Leiden aus naturwidrigen Verhältnissen entsprangen. Nach einigen Stunden war er ganz für den Kesselflicker eingenommen. Die Ansichten des Mannes über Staat, Religion, Erzie-

hung und Verkehr ſchienen ihm ſo geſund und richtig, wie er ſie noch nie gehört zu haben meinte und am allerwenigſten von dieſem Menſchen erwartet hätte. Nach einigen Stunden ſchied er mit dem Verſprechen, ihn in Güldenau zu beſuchen. Das Haus in der Vorſtadt gehörte einem Geiſtesverwandten des Keſſelflickers. Wilhelm hatte die Tochter und die Mutter beobachtet und gefunden, daß ſie ſehr natürlich wären, aber deshalb gleich weit entfernt von angebildeter ſittſam thuender Subtilität, als von vornehm ſcheinender Frechheit. Sie ſagten Alles, wie ſie es meinten und gleich mit dem rechten Worte. Er geſtand ſich endlich, daß ihm die Leute gar nicht mißfallen hatten.

Die Mutter argwohnte nichts bei ſeiner Ankunft.

Von dieſem Tage an erblühte Wilhelm innerlich geſtärkt von dem heimlichen Glücke auch äußerlich recht kräftig, und entfaltete eine an ihm ungewohnte Munterkeit. Das ſtille brütende Inſichhineinleben wurde weniger an ihm bemerkt, vielmehr ſchenkte er

den Gegenſtänden um ſich, der Geſellſchaft, in der er lebte, und den Verhältniſſen der individuellen Welt eine rege Aufmerkſamkeit. Mehr als ſonſt trat er in geſellige Zirkel, und knüpfte dort gern Geſpräche über das Menſchenleben in ſeinen verſchiedenartigſten Stellungen an; alles Dinge, die wenig oder gar nicht mit ſeinen Studien zuſammenhingen.

Die Mutter freute ſich täglich mehr über ihres geliebten einzigen Kindes munteres Aufleben. Ihr Wahn ſchrieb die Umwandlung Wilhelms dem zerriſſenen Liebeshandel zu. Mit Entzücken ſchloß ſie ihn in die Arme, als er aus dem Examen heimkehrend die beſte Cenſur des Oberconſiſtoriums brachte. Seine vielſeitigen theologiſchen Kenntniſſe, ſein unerſchrokkenes Durchfechten und Belegen mit gültigen Beweiſen für die aufgeſtellte Meinung hatten die höchſte Aufmerkſamkeit aller Räthe erregt, und Abends war Wilhelm das Geſpräch aller vornehmen Zirkel der Stadt. Die Mutter hatte in der Freude ihres Herzens mehrere von ihren und von Wilhelms Freunden gebeten; ihr kleines Sparkäſtlein that ſich auf und ſpendete ſeine Schätze zur Verherrlichung des Tages. Ueber Tiſche war die Geſellſchaft recht munter, und

Wilhelm durch einige Gläser Wein sogar aufgeräumt. Da fiel ihm plötzlich und ohne alle äußere Veranlassung der Kesselflicker ein, der ihm lange nicht zu Gesicht gekommen war, und über dessen früheres Leben seine Mutter zu befragen ihn bis jetzt ein Etwas abgehalten hatte, das er sich nicht deutlich erklären konnte. Doch jetzt fuhr ihm plötzlich heraus:

„Sage mir, liebe Mutter, was ist der Pachter Veit in Güldenau für ein Mann gewesen, der sich jetzt sonderbar genug als Kesselflicker herumtreibt? Der Pastor sagte mir, daß Du ihn genau kennen müßtest, weil er viel in unserm Hause gewesen sei."

Die Mutter wurde todtenbleich, das Messer entfiel ihrer Hand, und ihr Gesicht zeigte eine große Verwirrung, die sie erst nach einigen bänglich stummen Minuten mit Mühe zu bekämpfen vermochte. „Wie kommst Du auf diesen Mann?" fragte sie endlich mit zitternder Stimme.

„Nun ich habe seine Bekanntschaft gemacht," versetzte Wilhelm, nicht wenig betreten über die sichtbare heftige Bestürzung seiner Mutter.

„Wilhelm, ich warne Dich mütterlich vor diesem Menschen!" sprach die Mutter bedeutungsvoll. „Er-

zählen will ich Dir ein andermal von ihm.“ Und sogleich suchte sie das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Doch wie wenn ein düsterer Geist unter die Gesellschaft getreten wäre, wollte keine Heiterkeit sich wieder zeigen. Auf Alle hatte die sonderbare Verwirrung der Frau Pastorin einen mehr oder minder unangenehmen Eindruck gemacht, und man konnte Jedem den Zwang recht ansehen, heiter und fröhlich zu scheinen. Nirgends aber ist Frohsinn weniger als wo sein Schein seine Stelle einnimmt. Wilhelm brütete nach alter Weise vor sich hin, mancherlei dunkele Vorstellungen zerarbeiteten sich in ihm; ihm war Verstellung unmöglich. Dadurch gewann allmählig eine unheimliche Stille Zutritt, und die Gesellschaft ging in einer unangenehmen Stimmung auseinander. Wilhelm wagte nicht, die Mutter noch einmal zu fragen, und sie erwähnte später des Kesselflickers mit keiner Silbe wieder.

Wilhelms auffallende Veränderung hatte zwei Ursachen, die Niemand seiner Umgebung ahnen konnte. Nur Hannchen, des Malers Tochter, glaubte Alles zu errathen, aber sie wußte doch nur einen Grund, nämlich Wilhelms nächtliche Besuche bei Amalien.

Sie wahrte ihre Lippen aber wohl, je ein Wörtchen deshalb darüber gleiten zu lassen, außer wenn sie bei Lenchen war. Der andere Grund, den Hannchen und Lenchen nicht wußten, waren Wilhelms öftere Besuche beim Kesselflicker. Hier hörte Wilhelm praktische Lebensphilosophie und Wahrheiten, die von denen, welche er vom Katheder vernommen, himmelweit verschieden waren, seiner Meinung nach erst diese ergänzten und berichtigten und sie zur Anwendung auf das Leben geschickt machten. Alles, was er früher gelernt, gemahnte ihn wie ein körperloser Geist, der sich deshalb der Sinnenwelt nicht mittheilen, nicht wohlthätig auf sie einwirken könne. Des Kesselflickers Ansichten und Meinungen schienen ihm diesen Körper erst zu jenem Geiste zu bringen, und gleichsam die Brücke zu bauen, auf welcher er in das handelnde Leben hinüberkommen und dasselbe nach Ideen gestalten könne. Veits Aeußerungen über die Verkehrtheiten der Menschen schienen ihm immer vernünftiger und so an der Hand liegend, daß er sich zuletzt verwundern mußte, nicht selbst früher darauf gekommen zu sein. Der nothwendige Schluß aller Abhandlungen und Betrachtungen war und blieb, die mensch-

liche Gesellschaft bedürfe zu ihrem Heile einer Reform, und diese müsse nothwendiger Weise durch die bessere Belehrung des Volks von unten herauf gebildet werden. Wilhelm verarbeitete, durch sein melancholisches Temperament darauf geführt, alle die hingeworfenen Ideen und baute sich allmählig ein Ganzes daraus. Zu diesem Gebäude mußten natürlich alle einzelnen Theile ein richtiges Verhältniß haben, und er sah sich deshalb genöthigt, Institute, die Zeit und Gewohnheit geheiligt haben, anzugreifen, und Dinge, vor denen er sonst eine fromme Scheu gehabt, geradezu als unsinnig, lächerlich oder verderblich zu betrachten und aus seiner neuen Weltordnung herauszuwerfen. Es würde viel zu weit führen und dem Zweck einer Erzählung nicht angemessen sein, ihn in allen Einzelnheiten seiner Weltgestaltung zu verfolgen, zumal da wir Gelegenheit haben werden, später Einiges davon zu erwähnen. Hier sei nur bemerkt, daß er die Ehe, wie sie Menschen binden, durchaus für etwas Verwerfliches hielt. Ihm war sie die durch unmittelbare Einwirkung der Vorsehung hervorgebrachte Neigung zweier Seelen zu einander. Das Geistige bedinge aber zugleich das Körperliche, und

somit sei nach gegenseitiger Anerkennung dieser Neigung auch die Ehe geschlossen. Der Staat habe nur in so fern Einfluß auf den Ehebund, als er über die Gesetze wache, welche Vielweiberei und Vielmännerei verbieten.

Bis jetzt hatte der Engel der Unschuld seine Fittiche über Wilhelm und Amalia ausgebreitet; aber in seinem Herzen hatte die Saat des Kesselflickers gekeimt. Man glaube gerade nicht, daß ein unreiner Gedanke klar in seine Seele getreten; denn dazu liebte er Amalien zu heilig und fromm; aber das tolle Umstürzen der meisten ehrwürdigen Formen in seinem Geiste nöthigte ihn, an Dinge zu denken, vor denen er sonst erröthet wäre. Für Amalien hatten die nächtlichen Zusammenkünfte etwas sehr Reizendes, und ihren Empfindungen mischte sich manches bei, was nicht aus reiner geistiger Liebe entsprang, wie sie sich zur eigenen Täuschung gern überredete. In ihrer Gefangenschaft — denn diese sollte so lange dauern, bis der Bremer Bräutigam sich einstellen würde — las sie sehr viel, und natürlich das, was ein liebendes Mädchen ohne Anleitung am meisten

lieſt — Romane. Die Wahl derſelben beſtimmte Niemand, und manches verderbliche Buch kam in ihre Hände. Was iſt natürlicher, als daß ſie in jedem Helden ihren Wilhelm, in jedem liebenden Mädchen ſich ſelbſt, in jedem leidenden Liebespärchen ihre eigenen Leiden wieder fand? Aber ſie verſetzte ſich auch gern in die gefährlichen, die Tugend einer Heldin bedrohenden Lagen, die der Autor zwar meiſt glücklich rettet, die aber im wirklichen Leben ſo leicht an den Klippen aufgeregter Sinnlichkeit ſcheitert. —

Ueber die unſelige Stunde der Leidenſchaft fällt der Schleier der Zucht. Der Engel der Unſchuld weinte eine Thräne über die Gefallenen; weint auch Ihr eine, Ihr, die Ihr noch reines Herzens ſeid! Beweint, aber verdammt ſie nicht!

Wie ein Geſpenſt ſchlich Wilhelm nach dem Pförtchen.

„Was fehlt Ihnen?“ lispelte Lenchen; „Sie zittern ja am ganzen Leibe.“

Er vermochte nicht zu antworten.

„O Gott! Ich ahne!“ ſetzte das erſchrockene Mädchen hinzu. „Was haben Sie gethan! Um das Heil der Welt willen! Sie dürfen nicht wieder her-

n. Lange hat mir ſchon gebangt, aber die Mamſell
rte nicht auf, mich zu beſtürmen. Gott wende al-
s Unheil ab!“ — Damit führte ſie den furchtbar
eängſtigten vor die Thüre. Zum Keſſelflicker konnte
heute unmöglich gehen, wie er ſonſt nach dem Be-
che bei Amalien jedesmal gethan hatte. Sein bö-
s Gewiſſen fürchtete, ſich ſogleich entdeckt zu ſehen.
Wie ſinnlos ſchweifte er umher und fühlte die grim-
ige Kälte nicht, welche der Decembermorgen mit
ch führte. Die alten Fratzenbilder umgrinſten ihn
ieder, nur noch weit ſcheußlicher als ſonſt. Die
nze Hölle ſchien ihre Schrecken um ihn her zu gie-
en. Der furchtbaren Gewalt ſeiner wild bewegten
hantaſie erliegend, ſtürzte er endlich im Felde auf
nen von Schnee entblößten Hügel nieder. Seine
Sinne dämmerten. Die geiſtige und körperliche Ab-
annung bewirkte eine tiefe Ohnmacht. Erſt um die
eunte Stunde des Morgens wurde er von einem
äger erſtarrt gefunden. Dieſer lud ihn als einen
rfrornen auf ſeine Schultern, und trug ihn in das
icht fern von der Stadt gelegene Forſthaus. Nie-
and von dem Perſonal des Hauſes wußte, wer er
ar, obgleich einige Leute ihn öfters geſehen zu ha-

ben meinten. Mit dem thätigſten ärztlichen Beiſtand wurden viele Verſuche gemacht, ihn ins Leben zurückzurufen; es ſchien aber anfangs durchaus nicht gelingen zu wollen. Schon verzweifelten Alle, die ihn umgaben, an einem guten Erfolg ihrer Bemühungen; nur der Arzt verdoppelte ſeinen Eifer, um kein Mittel, das ihm zu Gebote ſtand, unverſucht zu laſſen, und entdeckte endlich zu ſeiner großen Freude Lebensſpuren in dem Jüngling. Nach einigen Stunden genoß der edle Menſchenfreund den Lohn ſeiner Anſtrengung; Wilhelm athmete wieder langſam und öffnete die Augen, doch war er ſo ſchwach, daß er ſie ſogleich wieder verſchloß und in einen tiefen Schlaf fiel. Der Nachmittag war unter dieſem emſigen Treiben verſtrichen und Niemand hatte deshalb Gelegenheit gehabt, ſich nach Wilhelms Stand und Namen zu erkundigen. Doch verbreitete ſich aus dem Jägerhauſe das Gerücht von einem Verunglückten mittlerweile durch die Stadt, und gelangte zu Hannchens Ohren, die durch Lenchen, deren ſchreckliche Vermuthung bei geſpannter Aufmerkſamkeit auf ihre Herrin zur Gewißheit geworden war, die Vorfälle der Nacht mit ſchämigen Worten angedeutet erhalten hatte. In

großer Angſt nach Hauſe eilend, erkundigte ſie ſich, ob der Herr Candidat noch nicht nach Hauſe zurückgekehrt ſei.

„O mein Gott! wenn ihm nur kein Unglück widerfahren iſt,“ ſagte Hannchen unüberlegt, und die Mutter ſchrie laut auf: „Was iſt's um des Heilandes willen?“

„Gar nichts Beſtimmtes, Frau Paſtorin,“ entgegnete Hannchen der Erſchrockenen; „es ſoll ein junger Mann erfroren ſein. Die Nachricht jagte mir eine recht große Angſt ein, doch ich will gleich fort, um zu erfahren, wer der Verunglückte iſt.“

Damit ſprang ſie zur Thüre hinaus, die Paſtorin in einem martervollen Zuſtande des Fürchtens und Hoffens zurücklaſſend. Die geängſtete Frau hatte keine Ruhe; ſie lief zu einem armen Nachbar und gewann denſelben durch ein Stück Geld, eilig nach Güldenau aufzubrechen, um im Pfarrhauſe ihren Wilhelm aufzuſuchen.

Hannchen war ſchon in der Förſterwohnung. Auf ihr Verlangen führte man ſie zu dem Unbekannten. In tiefem Schlaf lag Wilhelm, bleich und mit dem Ausdruck des Schmerzes im Geſicht. Das ge-

fühlvolle Mädchen weinte Ströme von Thränen; der Arzt tröstete sie, daß nun nicht mehr die geringste Gefahr vorhanden sei, und daß der junge Mann nach genossener Stärkung durch Schlaf und Nahrungsmittel gegen Abend nach Hause gehen könne. Mit dieser Beruhigung eilte sie wieder zur Mutter und brachte ihr den Vorfall behutsam bei. In Hast brach diese sogleich auf, um sich von Hannchen zum Lager ihres geliebten Sohnes leiten zu lassen. Wie sehr war die liebende Sorgfalt um ihn beschäftigt! Wie erwartete sie ängstlich den Augenblick, der ihm die Augen öffnen sollte! Er kam; verwundert sah sich der Kranke um; dann blickte er starr vor sich hin, wie ein Wahnsinniger, bewegte sich nicht, und sagte kein Wort, obgleich er die Mutter und Hannchen bemerkt haben mußte.

„Ist Ihnen wohl?“ fragte der Arzt theilnehmend, und faßte ihn an der Hand. — Keine Antwort, kein Blick. — — Heftig schluchzend trat die Mutter hinzu:

„Siehst Du uns nicht, lieber Wilhelm? — Erkennst Du Deine Mutter nicht?“ — Er nickte fast unbemerkt mit dem Kopfe.

„Das ist höchst sonderbar," sagte der Arzt bedenklich. „Ich befürchte, hier ist mehr im Spiele als die Erstarrung. Ihr Sohn scheint mir gemüthskrank." Hannchen nickte schmerzlich vor sich hin, den Ausspruch des Arztes still bei sich bestätigend. Die bange Mutter bemühte sich umsonst, Wilhelm ein einziges Wort abzulocken; es schien fast, als habe er die Sprache verloren. Weder von der dargebotenen Speise noch dem Weine, den ihm Hannchen mitgebracht hatte, nahm er etwas an. Die Angst der Mutter stieg von Minute zu Minute. Hannchen mußte nach Trägern laufen, die den Kranken in Betten gehüllt in einer Sänfte nach ihrer Wohnung bringen mußten. Mit Thränen des Dankes schied sie von den edlen Menschen, der Arzt begleitete sie auf ihre Bitten, um den Kranken ferner zu behandeln. Zu Hause fand sie den Boten von Güldenau zurückgekehrt mit der Nachricht, daß Wilhelm weder gestern noch heute dahin gekommen wäre. Diese Kunde erschreckte die Pastorin noch mehr, und trübe Ahnungen überschatteten ihre Seele. Wilhelm blieb stumm und lag mehrere Wochen in einer scheinbaren Gefühllosigkeit. Es war fast nicht mehr daran zu zweifeln,

daß er der Sprache verluſtig geworden ſei. Tauſenderlei Vermuthungen über die Veranlaſſung dieſes unglücklichen Zuſtandes zerquälten das Mutterherz; Hannchen, obgleich immer an das Krankenbett gefeſſelt, ſchwieg weislich ſtille. Endlich erſtand Wilhelm und ſprach zur Freude der Mutter wieder; aber wie ſehr wurde dieſe Freude gemäßigt, ja ſogar in Kummer verwandelt! Wilhelm hatte die kaum gewonnene Lebhaftigkeit nicht nur gänzlich verloren, er war ſogar noch weit mehr als früher düſter in ſich gekehrt und noch tiefſinniger und einſilbiger geworden. Es mußte ſeiner Umgebung ſonderbar vorkommen, daß er nach einer ſchweren Krankheit jenen Frohſinn gezeigt und eben nach einem höchſt eigenen Vorfalle und noch hartnäckigeren Krankheit wieder verloren hatte.

Ganze Tage verſtrichen, wo man kein Wort von Wilhelm hörte; er ging höchſt ſelten aus und ſtudirte nur immer fleißig die Schriften des neuen Teſtamentes in der Urſprache.

Wilhelms gänzliche Apathie war die furchtbare Abſpannung nach einem wüthenden innern Kampf, ſie war die Ruhe, die neuen Stoff ſammelt und verarbeitet zu noch größerer Kampfeswuth, ſie glich in

o fern dem Schweigen eines Vesuvs nach entsetzli-
hem Feuerauswurf, der aber bald von neuem und
ur um so furchtbarer losbricht. Zu der Heftigkeit
einer Liebe gesellte sich der Schmerz der Entbehrung
lmaliens, ohne die er, wie er oft im prophetischen
Geiste vorhergesagt, wirklich nur halb lebte. Aber er
agte nicht, ihr wieder unter die Augen zu treten;
e hatte ihn flehentlichst gebeten, nicht eher wieder
nen Versuch zu machen, sie zu sehen, bis sie ihn
lbst darum bitten ließe. Dazu kam noch, daß er
ei seinem ersten Ausflug, den er natürlicher Weise
ach Güldenau zum Kesselflicker that, die Hütte des-
lben verschlossen fand, und auf seine Erkundigung
fuhr, daß derselbe schon seit mehreren Wochen mit
einer ganzen Familie abwesend sei, und sich nicht
ieder habe sehen lassen, was jährlich ein Paar Mal
eschehe; dann mache Veit große Reisen. Wilhelm
ing nach der Vorstadt in das Absteigequartier seines
reundes und vernahm dieselbe Nachricht mit der Be-
ätigung, daß Veit einen bedeutenden Zug durch Fran-
en und Schwaben unternommen habe. Dies war
hm ein Donnerschlag.

Der Winter ging vorüber; die Boten des Frühlings kamen, um allen Geſchöpfen das erneute Leben der Natur zu verkünden. Nur Wilhelm brachten ſie das Gräßlichſte. Eines Abends erhielt er durch Hannchen von Amalien folgendes Billet:

„Unglücklicher! Unſere Schwäche hat Folgen gehabt. Meine Verzweiflung bringt mich zum Wahnſinn. Nur der Tod kann mich den Schrecken entreißen, mit denen die ſchwarze Zukunft mich bedroht. Noch kennt Niemand als mein Mädchen meinen Zuſtand, aber ich werde ihn unmöglich lange mehr den ſpähenden Augen der Tante verbergen können. O Gott! Was wird mein ſtrenger Vater, was mein ſtolzer Bruder mit mir beginnen! Meine Hände hab' ich wund gerungen; meine Augen haben keine Thränen mehr. O rette, rette, tröſte mich! In einer Stunde erwartet Dich am hintern Thore des Parks Deine

Amalia."

Schwindelnd eilte Wilhelm nach dem Fenſter, um Luft zu ſchöpfen; denn die Bruſt war ihm wie zuſammengepreßt. Zu den ruhigen, hellglänzenden Sternen ſchweifte ſein irrer troſtloſer Blick, dort ſuchte

er Troſt, dort Stärke, das ſchreckliche Ungewitter zu ertragen, das wie ein gräßlicher Rabenzug rauſchend ſich um ihn her zog, und ſeine unglücksſchwangern Wolken bald auf ihn entladen mußte. Ein tiefer Seufzer ſtieg aus dem Herzen empor, und ein Gebet, wie es zerknirſcht der Gefallene betet. Dann ſank er wie leblos auf das Sopha. Die ſchärfſten Pfeile des Schmerzes verwundeten ihn nicht mehr; denn ſein ganzes Innere war eine Wunde. Endlich raffte er ſich wie raſend auf, hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſtürzte hinaus.

Amalia kam; ihre Herzen ruhten wieder zuſammen, aber nicht mehr wie ſonſt rein und unſchuldig im Entzücken der Liebe. Stumm lagen ſie an einander, überwältigt von dem Schreckensgedanken ihrer Schuld. Amalia machte ſich zuerſt durch Thränen Luft, aber über Wilhelm kam im Arm der Geliebten, die vor Gott ſein Weib war, ein Geiſt der Kraft und des Willens. Der düſtere Flor, der ohne Amalien ewig ſeine Sinne umfing, zerriß auch diesmal in ihrer Gegenwart, und dies zeigte recht klar, daß er nur mit ihr, nie ohne ſie handeln könne. Umſpielt von ihrem warmen Athem, vom ſchönen Arm an die ver-

zweiflungsvoll ſich hebende Bruſt gedrückt, erſtarkte ſein inneres Weſen und theilte die Fülle ſeiner Stärke dem ganzen Organismus mit.

„Handeln muß ich!“ rief er begeiſtert aus. „Muthig in das Leben hinein greifen mit der mächtigen That, daß wir uns aus der Tiefe reißen, daß ich Dich rette aus dem drohenden Unheil, in das Dich das Raſen meiner Leidenſchaft geſtürzt. Wirken muß ich zuerſt dahin, daß Du vor den Menſchen mein ehelich Weib wirſt, wie Du es vor Gott geworden biſt.“

Vertrauend ſchmiegte ſich die angſtbedrängte Amalia an ihn; ſie war Alles zufrieden, wenn ſie nur der Schmach und Schande und den Mißhandlungen ihrer Verwandten entriſſen würde. Wilhelms Geiſt, emporgerüttelt aus dem dumpfen Brüten, und erfüllt mit heiligem Eifer, baute kühn Pläne in die Zukunft hinein. Es war genug, daß er die Idee ergriffen hatte, ſich und das geliebte Mädchen retten zu müſſen, und ſich recht feſt an dieſe Idee anklammerte. Beide ſchieden getröſtet von einander, nachdem ſie beſprochen hatten, was zuerſt Noth thue. In Amaliens Abſchiedskuß hauchte der Engel des Vertrauens ſeine Innigkeit. Ihre Seele war ruhiger geworden.

Am folgenden Tage ging Wilhelm muthig zum Präsidenten des Consistoriums, und entdeckte ihm seine Lage ohne Rückenthalt. Der vornehme adlige Mann, der durch die Frau des jungen Hellbach weitläufig mit der Familie des Senator verwandt war, zuckte bedenklich die Achseln. Keine Spur von Theilnahme an der verzweifelten Lage Wilhelms zeigten seine kalten Aeußerungen; er verrieth nur sein Bedauern über die Familie, der durch Amaliens Vergehen eine solche Blame angethan sei. Immer ängstlicher und beklemmter durch diese Gefühllosigkeit gemacht, wagte es Wilhelm, ihn um seinen Rath zu bitten, wie er es anzufangen habe, um das Mädchen bald zu seiner Gattin machen zu können.

„Wie alt sind Sie?“ fragte der Präsident mit gleichgültigem Ton.

„Drei und zwanzig Jahre,“ war Wilhelms Antwort.

„So können Sie sich ohne besondere Dispensation unserer Landesregierung nicht trauen lassen. Denn nach unsern Gesetzen darf kein männliches Subject, welches nicht schon angestellt ist und in Dienst und Besoldung des Staats steht, sich vor dem vier-

undzwanzigſten Jahre verheirathen. Sie müſſen alſo um die Suspenſion vom Geſetz anhalten, und erſt dann kann das Oberconſiſtorium nach Befinden der Umſtände ſeine Einwilligung geben. Unterdeſſen bemühen Sie ſich um die Zuſtimmung des Vaters Ihrer Geliebten; denn ohne dieſelbe richten Sie nichts aus. Aber mein Gott! ſelbſt wenn das Alles nach Ihren Wünſchen gehen ſollte, was noch ſehr zu bezweifeln iſt, was gedenken Sie dann anzufangen? Mit der Theologie iſt es aus, das ſehen Sie wohl ein; Sie können unmöglich als Pfarrer angeſtellt werden.“

„Gott wird mich nicht verlaſſen,“ ſagte Wilhelm mit Thränen im Auge.

„Ja, ja, damit wißt ihr euch zu helfen, ihr jungen leichtſinnigen Menſchen. Dächtet ihr doch in der Hitze eurer unedlen Leidenſchaft an Gott. Ich kenne eure Sophismen ſchon; ihr wißt euch herrlich heraus zu reden. Doch wer nicht hören will, muß fühlen. Ich kann Ihnen nicht helfen. Leben Sie wohl.“ Der Präſident ging in ſein Kabinet; Wilhelm ſtand niedergedonnert von den fürchterlich herzloſen Worten. Doch im Unglück wächſt der Muth. Er eilte nach

Hause und bat in einem dringenden Schreiben an die Landesregierung um die Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen. Das Schreiben trug er selbst auf die Regierungskanzlei. Doch was sollte er nun beginnen? Neuer Muth durchglühte ihn; er schrieb einen demüthigen Brief an den Senator Hellbach; er bot Alles auf, was ein Menschenherz zu rühren im Stande ist, entdeckte ihm Amaliens Zustand und beschwor ihn bei allem Heiligen, sie nicht zu verstoßen, sondern seine Einwilligung zur Trauung zu geben, und ihn bei dem Plane, als Docent auf die Universität zu gehen, zu unterstützen. Durch angestrengten Fleiß könne es ihm nicht fehlen, die Professur bald zu erlangen. Diesen Brief wollte er am folgenden Morgen abschicken, diesen Abend erst Amalien bereden, daß sie früh das Haus verlassen und nicht eher zurückkehren möchte, bis er des Vaters begnadigende Antwort erhalten habe.

Indem Wilhelm mit Zusiegeln des Briefes beschäftigt war, riß Hannchen die Thüre des Zimmers weit auf, und rief mit ängstlicher Stimme:

„Der Bremer Bräutigam ist heute bei Hellbachs angekommen!“

„O mein Gott! Was wird das werden!“ rief Wilhelm erschrocken.

Das theilnehmende Mädchen hatte erst jetzt mit dieser Nachricht auch die von Amaliens Umständen erfahren. So lange hatte Lenchen gegen ihre beste Freundin zu schweigen gewußt. Das war ein harter Schlag für das Mädchen; denn sie rechnete sich einen Theil der Schuld zu. Lenchen hatte sich ihre Habseligkeiten schon zusammen gepackt, um des Abends heimlich des Senators Haus zu verlassen, weil sie das Schlimmste für sich zu fürchten hatte. Hannchen vergoß Ströme von Thränen. Wilhelm weinte mit ihr und fühlte sich dadurch so wohl, als durch die Theilnahme, die ihm dies unschuldige Kind zeigte, um etwas erleichtert. Doch kaum war das Mädchen wieder fort, so quälte ihn neue Angst, die mit jedem Augenblick stieg. Der Schweiß strömte ihm endlich über das ganze Gesicht; er hörte sein Herz laut schlagen und das Blut schoß ihm wild durch die Adern. Die heftigste Unruhe trieb ihn in der Stube umher. Die Nacht war hereingebrochen; er hatte es nicht bemerkt. Plötzlich vernimmt er ein lautes Schreien, einen Lärm und unterscheidet die laut er-

hobene kreiſchende Stimme' ſeiner Mutter, die im heftigſten Zorn, zu welchem ſie ſehr geneigt war, zu ſein ſchien. Er ahnete nichts Gutes und eilte die Stiegen hinab.

Allgütiger Gott! Welch ein herzzerſchneidender Anblick für den gefühlvollen Jüngling! Die Stubenthüre iſt offen; der Lichtſchimmer fällt heraus auf die ſchreckliche Scene. Amalia liegt zu den Füßen ſeiner Mutter und umklammert die Kniee derſelben. Die Mutter wüthet, ſchimpft, ſchlägt und tritt mit den Füßen auf die Unglückliche los, die eben, als Wilhelm hinzu ſpringt, ohnmächtig umſinkt. Wilhelm riß, wie ein Raſender, die Mutter weg, und nahm Amalien, die den Geiſt von ſich zu hauchen ſchien, in die Arme.

„Barmherziger Himmel!“ rief er mit fürchterlich angſtvoller Stimme. „Was haſt Du gethan, Mutter! Du biſt die Mörderin dreier Menſchen geworden!“

Aber mit blinder Wuth tobte die Mutter von neuem heran. „Fort!“ ſchrie ſie mit kreiſchendem Tone. „Fort mit dieſer frechen Dirne aus meinen Augen, daß ich ſie nicht umbringe, wenn ſie noch

lebt! Sie hat Dich verführt, ſie hat Dich um Dein Lebensglück, mich um all' meine ſchönen Hoffnungen betrogen. Und ſie wagt es noch, bei mir Schutz zu ſuchen? Fort mit ihr aus meinem Hauſe!"

„Fürchteſt Du Dich keiner Sünde vor Gott?" donnerte Wilhelm, aufs Heftigſte aufgeregt. „Willſt Du Gnade hoffen für Deine Sünden und keine üben?"

„Sie ſoll fort! ſag' ich Dir. Ihr Anblick gibt meiner Wuth neue Stärke."

„Nun ſo erwidere ich Dir ernſtlich und mit feſtem eiſernen Willen, daß ſie bleibt, daß ich ſie auf meine Stube bringe, und Niemand wagen ſoll, dieſelbe zu beſchreiten. Dies Haus gehört mir; ich habe hier zu verfügen!" Mit dieſer Erklärung nahm er das ohnmächtige Mädchen auf ſeine Arme, ohne auf die Wortfluth der Mutter zu hören, und trug die Unglückliche hinauf. Hannchen ſtand todtenbleich und heftig an allen Gliedern zitternd oben an der Treppe mit einem Licht, und begleitete ihn ſchweigend. Wilhelm legte die theure Bürde auf das Sopha und Hannchen ſprang nach Hausmitteln, um die Ohnmächtige wieder ins Leben zu rufen. Während ſie

beide mit ihr beschäftigt waren, öffnete Lenchen die Thüre. Thränen flossen ihr stromweis über die Wangen. Sie kam, um bei Hannchen einen Zufluchtsort für diese Nacht zu suchen, und nicht von ihrer geliebten Herrin zu lassen. Von ihr mußte Wilhelm noch Schrecklicheres hören.

„Gegen Mittag," so erzählte Lenchen, „kam der Bremer Kaufmann an, der meine gute Mamsell heirathen sollte. Das ganze Haus gerieth darüber in Aufruhr. Amalia erhielt von ihrem Vater den Befehl, sich sogleich köstlich zu schmücken und in einer Stunde bei Tafel zu erscheinen. Der Regierungsrath Hellbach, Amaliens Bruder, mit seiner Frau, deren Eltern und noch mehrere Verwandte und Freunde des alten Senators werden gebeten. Alle erschienen in höchster Galla, Amalia sah ein, daß heute der entscheidende Tag gekommen sei. Sie zagte und zitterte beim Ankleiden wie Espenlaub; ich redete ihr zu, so gut ich's vermochte, und zu meiner Freude faßte sie endlich Muth und ging mit festem Schritte zur Tafel. Nach den Begrüßungsceremonien setzte sich die Gesellschaft und speiste. Plötzlich wendete sich der Senator zu den Gästen und erklärte den Herrn Kaufmann

Burbach aus Bremen und seine Tochter als Brautpaar. Sogleich erhoben sich alle Gäste, um ihre Glückwünsche darzubringen. Aber Amalia stand ernst vom Stuhle auf, winkte mit der Hand und sagte mit ruhiger Stimme: „Nun und nimmermehr kann ich die Gattin dieses Herrn werden; ich habe Herz und Hand an einen jungen Mann vergeben, welcher deren würdig ist. Nach dieser Erklärung, Herr Burbach, werden Sie nicht weiter auf eine Verbindung dringen, die Sie niemals glücklich, uns aber ewig unglücklich machen würde.“

Zornige Blicke schossen aus des Vaters Augen nach ihr; die Wuth ließ ihn nicht zum Worte kommen. Alle Gäste standen da mit albernen Gesichtern. Niemand weiß, was vor Verlegenheit anfangen.

„Elende, undankbare Kreatur!“ keuchte endlich der Vater, „begib Dich augenblicklich aus meinen Augen!“ Amalia ging auf ihr Zimmer mit schon etwas leichterer Brust nach dieser Erklärung. Der Senator erklärte der Gesellschaft und Herrn Burbach noch besonders, daß er dem dummen Kinde mit seinen verschrobenen Ideen den Kopf schon zurecht setzen wolle; dann zwang er sich zu thun, als wäre

gar nichts vorgefallen. Die Gäſte blieben bis gegen Abend, und ſie waren eben im Begriff ſich zu entfernen, als der Conſiſtorialpräſident vorfuhr. Der Senator eilte hinaus, ihn zu empfangen, und wurde auf ein Paar Worte unter vier Augen von ihm erſucht. Beide gingen in ein leeres Zimmer. Ruhig ſcheinend führte der Senator nach einigen Minuten den Präſidenten wieder an den Wagen, dankte ihm noch einmal verbindlichſt, ging dann haſtig durch die Hausflur und eilte nach Amaliens Zimmer. Ich fürchtete jetzt, was ich in demſelben Augenblick auch ſchon mit Entſetzen hörte. Wer möchte die Grauſensſcene beſchreiben! Blutig geſchlagen am ganzen Körper ſtürzte die Unglückliche, von ihrem unmenſchlich wüthenden Vater geſtoßen, zur Treppe hinab; ich raffte ſie auf und ſuchte ſie vor neuen Anfällen des Barbaren zu ſchützen. Alle Gäſte ſtrömten heraus und fielen dem Raſenden, der ſich ſelbſt nicht mehr kannte, in die Arme. Unterdeſſen brachte ich die Mamſell zur Thüre hinaus. Dann ſprang ich zurück, um meine Sachen zu holen; in der Zeit iſt ſie hierher gelaufen.“ — Welches Meer von entſetzlichen Empfindungen durch Wilhelms Bruſt ſtrömte,

wie er zermartert von namenloſer Qual ſich auf das bleiche Geſicht der Geliebten herabbog, wie kann dafür die Sprache Worte haben? Wer nie ſelbſt ſo etwas fühlte, hat keine Ahnung davon.

Amaliens Lebensfunke glimmte wieder auf; furchtſam ſchaute ſie ſich um, und als ſie nur befreundete Geſtalten um ſich ſah, holte ſie tief Athem, ſtreckte die Arme nach Wilhelm aus und drückte ihn dann heftig an ſich. Sie war muthiger, als Wilhelm geglaubt hatte; der Sturm war ja nun vorüber, ſo verderblich er auch auf ſie eingewüthet hatte: Wilhelms Gegenwart gab ihr Troſt. Die beiden Mädchen waren um ſie bemüht, ihr Labung und Bequemlichkeit zu bereiten. An etwas Anders wurde jetzt nicht gedacht. Erſt nach einigen Stunden, in denen er an der Geliebten Bruſt gelegen und ſie mit den zärtlichſten Liebkoſungen überhäuft hatte, trat Wilhelm das Schreckliche ſeiner jetzigen Lage klar und deutlich vor die Seele, und er mußte an einen Plan denken, wie er ſich ſchnell genug aus der augenblicklichen Verlegenheit reißen wollte. Schlaflos brachte er die Nacht zu, ohne etwas Beſtimmtes erſonnen zu haben, doch gab der ruhige Schlummer des ge-

liebten Mädchens ihm immer von neuem Muth. Am Morgen entfernte er ſich, nachdem er die drei Mädchen eingeſchloſſen hatte, um ein Logis für Amalien zu miethen. Das war vor der Hand das Nöthigſte. Als er vor der Stube der Mutter vorüber ging, hörte er ſie heftig weinen. Das ſchnitt ihm durch die Seele. Er öffnete die Thür, aber die Mutter verhüllte bei ſeinem Anblick das Geſicht und winkte mit der Hand, daß er ſich entfernen möchte. Wilhelm gehorchte mit ſchmerzzerriſſener Bruſt. In einer Vorſtadt fand er, was er ſuchte. Gegen Abend führte er Amalien in ihre neue Wohnung, und Lenchen zog mit ihr dahin. Nun erſt fiel ihm ſchwer auf die Seele, woran er bis jetzt in der ſteten Bewegung noch nicht recht gedacht hatte, daß er ganz mittellos war, die Geliebte zu unterhalten. Denn die wenigen Gulden, die er beſaß, reichten ja kaum für eine Woche hin. Dies brachte ihn in neue Verzweiflung. Er hatte in der ganzen Stadt keinen innigen Freund, an den er ſich hätte wegen einer Darleihe wenden können. Sein früheres verſchloſſenes Weſen hatte ihn gehindert, ſich Jemandem freundſchaftlich zu nähern. Er dachte an den Pfarrer in Güldenau; aber er wußte, daß die-

ſer nicht vermögend war. Lenchen, der er ſeinen Kummer darüber entdeckte, wußte wenigſtens vor der Hand Rath zu ſchaffen. Sie hatte wohl den Ausgang der Sache geahnet und ſich ſo viel als möglich darauf vorbereitet. Ohne Amaliens Wiſſen — denn ſie hatte dafür keinen Sinn gehabt — hatte ſie alle Koſtbarkeiten derſelben, die nicht unbedeutende Sparkaſſe, Wäſche und Kleider eingepackt und glücklich fortgebracht. Von neuem durch Amaliens Liebe geſtärkt, verließ er ſie erſt ſpät. Gab es jetzt doch ſelige Augenblicke für ihn, wo ſie, die Bedrängniſſe ihrer Lage und all' das erlittene Ungemach vergeſſend, nur der Welt ihrer Liebe lebten, wo Alles um ſie her zu verſinken ſchien und Eins aus des Andern Augen Entzücken trank. Hatten doch alle dieſe dornigen Wege zu ihrer Vereinigung geführt.

Wilhelm wagte es nicht, wieder zur Mutter zu gehen; ſie kam nicht zu ihm. Er hoffte, die Zeit werde ſie verſöhnlicher machen. Nach einigen Tagen erhielt er ein Reſcript von der Landesregierung, worin ihm die nachgeſuchte Suspenſion gnädig — abgeſchlagen wurde, und zwar aus dem Grunde, weil

ſeine Mutter ihre Einwilligung verſagt habe. Ein neuer entſetzlicher Schlag für Wilhelm. Bitterer Groll gegen die, welche ihn geboren, und bald gegen alle Menſchen, keimte in ſeiner Bruſt auf. Ohne Faſſung, ohne Troſt rannte er verwirrt in die ſchön empor blühende Natur hinaus. Er ſah den grünen Raſen nicht, er hörte die Stimmen der Vögel nicht, er wähnte ſich von dem verlaſſen, deſſen Hand keinen Sperling vom Dache fallen läßt. Der dumpfe gräßliche Gedanke des Selbſtmordes ſtieg wie ein düſtrer Rieſenſchatten in ſeiner Seele auf und verfinſterte ſie allmählig, bis ſie mit rabenſchwarzer Nacht bedeckt war. Aber durch dieſe ſchweigenden Schrecken brach plötzlich ein Lichtſtrahl und ein Bild tauchte aus der Nacht der Verzweiflung auf und verdrängte ſie und vertrieb ihre geſpenſtigen Geburten; es war Amaliens Bild. Sie lächelte ihm zu, ein holdes Kind an ihrer Bruſt. Da richtete der Gefallene ſich wieder auf, da ſpannten ſich alle Seelenkräfte von neuem an; mit feſtem Schritt kehrte er nach Hauſe zurück. Dort ſchrieb er eine neue Supplik an die Oberbehörde, bekannte darin ſein Vergehen und den phyſiſchen Zuſtand ſeiner Geliebten mit dem Bemer-

ken, daß ſeine Mutter keine triftigen Gründe haben könne, ihre Einwilligung zu verſagen. Auf dieſe Erklärung wurde von der Regierung keine Rückſicht auf den Einſpruch der Mutter genommen und Wilhelms Bitte gewährt. Nach einigen Tagen, die ihm in groſſer Angſt und Sorgen vergangen waren, und in deren Zeit ihn die Laſt des Kummers um ſo härter drückte, weil er es nicht über ſich gewinnen konnte, die neuen Hinderniſſe der Geliebten mitzutheilen, um ihr, die ſo vertrauungsvoll auf ihn baute, dieſen Schmerz zu erſparen; nach dieſen Tagen zwiefachen Leids — denn zwiefach iſt's, wenn man es allein tragen muß — wurde er vor das Oberconſiſtorium beſchieden. Auch hier zwang man ihn, vor allen Räthen ein umſtändliches Sündenbekenntniß abzulegen; geduldig verſtand er ſich zu Allem, um nur ſein Ziel zu erreichen. Darauf wurde er mit vielen albernen Förmlichkeiten aus der Liſte der Candidaten geſtrichen, in die er kaum aufgenommen war; ſodann forderte man ihm eine Menge Unkoſten ab, vor deren Berichtigung das Conſiſtorium nicht in die Trauung willigen könne. Wilhelm ſchwur hoch und theuer, Alles bezahlen zu wollen; mit einem eiskal-

ten Geſicht ſagte ihm der Conſiſtorialpräſident, er ſolle das Geld nur holen, dann werde das Nöthige erfolgen. Wilhelm ſtürzte geängſtet fort, mit einem Blick in die Bläue des Himmels klagte er die Unmenſchen an. Lenchen mußte ihr Käſtchen öffnen; die verlangte Summe riß viel von dem Vorrath weg. Als das Geld auf der grünen Tafel lag, erhielt er die Erlaubniß, vor der Welt auf geſetzliche Art Amalien zu ſeinem Weibe zu machen. Man erklärte ihm, daß zwar der Senator Hellbach ſeine Einwilligung nicht gegeben, aber ſich förmlich von Amalien losgeſagt habe und ſie nicht mehr für ſeine Tochter erkenne. Neue Stürme für den gemarterten Jüngling, deſſen Seele ſich immermehr eine Bitterkeit mittheilte, die bald den fürchterlichſten, gegen alle unſere beſtehenden Staats- und Kircheneinrichtungen gerichteten Haß gebar. Dieſer Haß ſchloß ſich leicht an ſeine frühere Individualität an, und bildete die beim Keſſelflicker eingeſogenen Grundſätze ſcharf aus, welche ſein ſpäteres Leben bedingten.

Mit dem Erlaubnißſchein des Oberconſiſtoriums eilte er zum Stadtpfarrer, um die Trauung zu beſtellen. Tags darauf ſchickte ihm der Diener der

Kirche eine lange Rechnung zu mit dem Bemerken, erſt müſſe das Geld bezahlt werden. Lenchen mußte zahlen.

Die Tage vergingen unter Hoffen und Fürchten. Amalia hatte einen ſanften duldſamen Charakter angenommen; am Tage war ſie etwas heiter, ſo lange Wilhelm bei ihr war, die Nächte durch weinte ſie meiſt, und Lenchen vermochte ſie nicht zu tröſten. Der Tag rückte heran, der ihre Hände verbinden ſollte; ihre Herzen waren ja für Zeit und Ewigkeit verbunden.

Ein Diener des Juſtizamtes tritt herein, Amalia erbleicht. Wilhelm, ſchon an Hiobspoſten gewöhnt, nimmt ihm mit ruhiger Hand das überbrachte Schreiben ab und öffnet es, da erbleicht auch er. Amalia ſoll wie ein gemeines liederliches Mädchen in den Stock und dort die Strafe ihres Vergehens abſitzen. Das war zu viel für Wilhelms Herz. Er greift haſtig nach Hut und Mantel, und Amalia, deren Blicke an ſeinen ſchmerzdurchzuckten Mienen hängen, thut einen lauten Schrei.

„Sei ruhig,“ ſagte Wilhelm, „auch das wird vorübergehen.“ Er küßte ſie auf die bleiche Stirn, auf der ein kalter Angſtſchweiß ſtand, und eilte davon.

Das Papier war seiner Hand entfallen. Amalia las und badete sich in Thränen. Wilhelm beschwor den Justizrath, er sank auf die Kniee und flehte mit der Angst eines Missethäters, den man zum Hochgericht führen will, um Aufhebung der Strafe.

„Das Gesetz gebietet," antwortete der kalte Beamte, „und Pflicht und Gewissen heischen von mir, daß ich nie von seinem Buchstaben abweiche. Doch hat unser gütiger Monarch in Fällen, wie der Ihrige, es dahin zu mildern geruht, daß die Gefängnißstrafe in eine freilich nicht unbedeutende Geldstrafe verwandelt werden kann. Wenn Sie die festgesetzte Summe binnen einigen Tagen bezahlen, so läßt sich die Sache vermitteln."

Das Geforderte überstieg Lenchens Kräfte weit. Amalia zerfloß fast in Thränen. Da umnachtete wieder Verzweiflung Wilhelms Seele; das Gebäude seines Muthes, das er so kräftig aufgerichtet, fiel zusammen und laut weinend und jammernd stürzte er neben Amalien auf das Sopha. Diese Thränen sind gewiß in des ewigen Vergelters Hand gefallen und er wird sie rächen. Lenchen, die treue Seele, verlor allein die Gegenwart des Geistes nicht. Sie nahm

Wilhelm bei Seite und that ihm den Vorſchlag, Amaliens Prezioſen zu veräußern, woraus ſich eine bedeutende Summe gewinnen ließe. Aber Wilhelm wollte das nicht; doch kam ihm durch dieſen Vorſchlag ein anderer Gedanke ein. Er ging zu einem Juden, der zugleich den Antiquar und Trödler machte, und nahm ihn mit auf ſein Zimmer. Hier verkaufte er ſeine nicht unanſehnliche Bibliothek, meiſt aus den beſten theologiſchen Schriften und guten Ausgaben der alten Klaſſiker beſtehend, ferner ſeine Kleider und überhaupt Alles, was ſein war. Die erhaltene Summe reichte hin, die Strafkoſten zu decken. Ein ſeelenvoller Kuß Amaliens vergalt ihm jedes Opfer, machte ihm jede Qual vergeſſen.

Auf ihrer Stube wurden ſie ſtill getraut, kein Anverwandter war zugegen; nur Lenchen und Hannchen weinten ihre Thränen dazu. Als ſich der Prediger entfernt hatte, ſchloß Wilhelm ſein geliebtes Weib in die Arme; ihre Thränen verſchmolzen in einander. Wie eine ſchwarze gräßliche Nacht lag es hinter ihnen; mit dem heutigen Tage, ſo hofften ſie, ſollte ſich ihnen ein ſchöner Morgen röthen. Ein bräutlicher Kuß entzückte die Seelen und enthob ſie

den Schranken der Wirklichkeit. Das eine Ziel war nun erreicht; Wilhelm dachte nun an die Ausführung seines Planes zur Erringung des zweiten, einer festen Lebensbestimmung und eines sichern Broterwerbs. Er brauchte wieder Geld dazu. Er mußte also zuerst darauf hinarbeiten, sich die nöthigen Summen zur Habilitirung auf der Universität zu verschaffen. Von Amaliens Vater war nach Allem, was er gethan hatte, nichts zu erwarten. Der Mann hatte die unbarmherzige Härte gehabt, Amalien sagen zu lassen, daß sie ihm nie unter die Augen kommen, nie sich seine Tochter nennen möchte. Eine Anleihe konnte Wilhelm nicht machen, theils weil er kein Pfand zu verschreiben hatte, theils weil er mit der Zaghaftigkeit jedes Unglücklichen sich an keinen Menschenfreund getraute. Wie wenige gibt es auch unter den Begüterten, die, von Menschlichkeit angetrieben, einem Hülflosen auf sein ehrliches Gesicht eine Summe zu seiner Rettung borgen! Und er kannte ja gar Niemand. Ein Mittel hatte er noch, aber sein Inneres sträubte sich, es zu ergreifen. Das kleine Haus, welches seine Mutter bewohnte, in einer entlegenen Straße der Stadt, gehörte ihm, nicht der Mutter. Es war mit

Bewilligung der Obrigkeit von dem mäßigen Vermögen, das sein Vater hinterlassen hatte, angekauft worden, damit die Mutter eine Wohnung habe und durch ihre eigene Pflege ihm auf der Schule manche Ausgaben für Kost, Logis und dergleichen ersparen möchte. Die obern Etagen waren vermiethet; in einer derselben wohnte der Porzellanmaler, Hannchens Vater. Von dem Ertrag davon sollte die Mutter ihren Sohn erhalten. Sie selbst verdiente ein Weniges mit weiblichen Arbeiten. Als Wilhelm schon herangewachsen, wußte sie ihm Gelegenheit zum Unterricht mehrerer Kinder zu verschaffen, und so hatten sich beide redlich durchgebracht. Doch hatte von früh auf das drükkende Gefühl seiner großen Armuth in Wilhelms zur Schwärmerei geneigtem Geiste eine Lebensbitterkeit erregt, die ihn nie wieder verließ. Als Wilhelm die Universität bezogen hatte, war es der rastlosen Mutter gelungen, einen bekannten wohlhabenden Bürger zu gewinnen, halbjährig ihrem Sohne funfzig Thaler zu geben, die Interessen zum Kapital zu schlagen und mit der ganzen Summe zu warten, bis ihr Wilhelm eine Anstellung habe; dann wolle sie das einstweilen als Pfand verschriebene Haus verkaufen, die

Schuld bezahlen und selbst zu ihrem Sohne ziehen. Dann blieb noch ein kleines Kapital übrig, welches hinreichte, die Wirthschaft eines jungen Predigers einzurichten. So schön hatte sich die Frau Pastorin ihren Plan ausgedacht; schon sah sie das Ziel ihres Hoffens und Strebens nicht mehr fern, schon die Wünsche ihres Herzens, welche alle das Glück ihres einzigen geliebten Kindes zum Gegenstand hatten, bald erfüllt, da vernichtete das Schicksal mit einem betäubenden Schlage alle ihre stillen bescheidenen Träume. Wer will den Stab über sie brechen, daß sie die Person mit der Sache verwechselte, daß ein großer Haß in ihrer Brust aufloderte gegen das Wesen, welchem sie nie gewogen gewesen war, daß sie sich vergaß, verirrte und die rechte Bahn nicht wieder finden konnte?

Amalia war sehr vornehm erzogen; ihr schöner Körper, ihr herrlicher Anstand, ihre Würde in Haltung und Betragen gaben ihrem ganzen Wesen eine Erhabenheit, die der gewöhnliche Menschenblick leicht für Stolz ansieht. So war es Wilhelms Mutter ergangen.

Der Verkauf des Hauses wäre das einzige Ret-

tungsmittel geweſen; aber was ſollte aus der Mutter werden? Nur in dem Falle, daß ſie ſich entſchließen würde, mit ihm in die Univerſitätsſtadt zu ziehen, bei ihm zu wohnen und zu ſeiner Familie zu gehören, war an dieſes Mittel zu denken. Zu ihr wollte er gehen, wollte ſie flehen, beſchwören, Alles aufbieten, was ihm ſein weiches kindlich geſinntes Herz eingab. Eben als er in Begriff war, das liebenswürdige Weib zu verlaſſen, überbringt ihm ein Bote eine große Liquidation der Koſten, welche bei der Regierung aufgelaufen waren. Sie muß gleich bezahlt werden; Lenchens Kaſſe iſt faſt leer. Immer bitterer geſtimmt, daß von allen Seiten Geld von ihm gefordert wird, geht er zur Mutter. Sie dankt ſeinem angſtgepreßten Kuſſe nicht; ſie heftet die verweinten Augen zur Erde; er naht ſich ſchluchzend, ihre Hand zu faſſen; ſie zieht ſie zurück und bricht in laute heftige Klagen aus, die mit jedem Augenblick ſtürmiſcher, leidenſchaftlicher und gemeiner werden. Wie vernichtet ſtand Wilhelm; doch die Nothwendigkeit zwingt ihn; er nimmt allen Muth zuſammen und trägt ſchüchtern befangen, ſtockend und ungeſchickt ſeine Bitte vor. Schweigend hört ihn die Mutter an.

„Nimmermehr!“ bricht ſie aus, als er geendet. „Nimmermehr kann ich mit der, die mich um ein ruhiges ſorgenloſes Alter betrogen, die mir alle Hoffnungen geſtohlen, mein jahrelanges edles Streben vernichtet, mir die Liebe meines Kindes entwendet, nimmer kann ich mit dieſem Geſchöpfe friedlich beiſammen ſein. Ich will ihr die ungeheure Sünde, die ſie an mir gethan, vergeben, aber nie etwas mit ihr zu ſchaffen haben; ich vergebe auch Dir, armer, unglücklicher Sohn; ich habe Dich über Alles geliebt; Dein künftiges Glück war der einzige Wunſch meiner Seele. Er hat nicht erfüllt werden ſollen, und geduldig füg' ich mich in Gottes Willen. Noch immer lieb' ich Dich; denn wie könnte auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Du biſt verführt worden, armes liebes Kind! Rein und unſchuldig erzog ich Dich und ließ keinen böſen Gedanken in Deiner Seele aufkeimen; auch war ja Dein ganzes Weſen nicht zur Sinnlichkeit geneigt, ſo wenig wie das meine. Der Trug der Hölle hat Dich geblendet.“

„Aber beſte Mutter!“ weinte Wilhelm laut, „was ſoll aus mir werden? Woher ſoll ich die Mit-

tel nehmen, um mir empor zu helfen? Ich weiß keinen Ausweg weiter als den genannten.“

„Wenn Du es über Dich vermagst, Deine alte schwache Mutter aus diesem Hause zu stoßen, so verkaufe es, und hilf Dir mit dem Gelde, in so fern Dir solches überhaupt helfen kann, was ich bezweifle. An jedem Groschen desselben hängen Tausende meiner Thränen. Ich werde hinaus wandern auf die Straße; ich werde vergessen, daß ich einen Sohn hatte, der mich bis an mein Ende zu lieben und in meinem Alter mich zu nähren, zu warten und zu pflegen oft mit heiligen Schwüren vor Gott gelobte. Vielleicht nimmt sich eine mitleidige Seele meiner an. Thue, was Du nicht lassen kannst.“

Wilhelm rannte fort; siedend heiß fuhr's ihm durch die Adern, eisige Kälte schüttelte ihn. Zu der harrenden Gattin konnte er nicht zurückkehren. Welchen Trost sollte er ihr bringen? Doch je weiter er fort raſete, desto mehr schwanden seine Kräfte. Er fühlte sich endlich so schwach, daß er doch langsam nach Hause schleichen mußte.

Amalia erbebte vor der Verstörtheit seines Wesens. In ihren Armen wußte sie ihm mit sanften

bittenden Worten das traurige Resultat seines Ganges abzulocken. Wo waren alle die schönen Hoffnungen dieses Morgens? Zerronnen waren sie wie die prächtige Morgenröthe vor dem Sturm des Tages, der schwarze Gewitterwolken am Horizonte heraufführt. Brust an Brust gelehnt strömten lange die Thränen der jungen Gatten, und unter Weinen verging der Hochzeitstag.

Am andern Morgen war Lenchen früh auf den Beinen. Nach einer Stunde schüttete Amalia vor Wilhelm das Geld, was sie aus ihren Ringen, Perlen und andern Kostbarkeiten gelöst hatte, auf den Tisch. Es war nicht viel, aber sie trieb den Geliebten an, damit seine Laufbahn zu beginnen. Tags darauf reiste er ab, um sich auf der Universität als Lehrer anzusiedeln. Dort arbeitete er mit dem angestrengtesten Fleiße seine Disputation aus, erlangte die Doctorwürde und die Erlaubniß, von Ostern an Collegia lesen zu dürfen. Aber durch die vielen Unkosten, die das Alles erforderte, war seine Kasse erschöpft. Er machte den Tag bekannt, wann er seine Lehrstunden anfangen wollte, bot sich zu allem möglichen Unterricht in seinem Fache an, ersuchte seine

vorigen Lehrer dringend um Unterstützung und Empfehlung und reiste dann blutarm und ohne die mindeste Hoffnung, neue Summen zum Lebensunterhalt und zur Einrichtung zu gewinnen, wieder ab. Ein einziges Stück Brot diente ihm zwei Tage hindurch zur Nahrung, Wasser löschte seinen Durst; die wenigen Groschen, die ihm geblieben, mußte er für Nachtquartier hingeben. Vier Wochen war er von der Theuren entfernt gewesen; wie schlug sein Herz stürmisch, sie wieder zu umarmen. Abgehärmt trat ihm Amalia entgegen. Doch beim Erblicken des Geliebten zuckte wieder ein Strahl des früher so heiß empfundenen Entzückens durch ihr Gesicht. Sie freute sich kindisch, daß er Alles so gut ausgerichtet. Aber diese Freude glich dem Mondstrahl; sie konnte ihr Herz nur schwach erhellen, nicht erwärmen. Eine stille Schwermuth hatte sich ihrer Seele bemächtigt. Durch anhaltendes Arbeiten mit der Nadel hatte sie mit Lenchen sich ihren Unterhalt sehr kümmerlich verdienen müssen. Lenchen war unermüdet; sie saß Nächte hindurch und sie allein ließ nie die Hoffnung fahren. Wilhelms Kost war Brot und Wasser; er wollte den theuren Menschen nicht noch mehr Last

auferlegen; aber Amalia wollte keinen Biſſen genie-
ßen, den ſie nicht mit dem Manne ihrer Seele theile.
Rührende herzzerſchneidende Scenen fielen bei ſol-
chen Gelegenheiten vor.

Wilhelms Schmerz löſte ſich immer mehr in
Wehmuth auf. Die Tage vergingen ſo unter Dul-
den und Weinen, ein Zuſtand, der mehr als alle an-
dern den Geiſt abſpannt und zum Handeln untüch-
tig macht. In Wilhelms Seele ſtieg von Tag zu
Tag die Angſt höher, woher er die Mittel nehmen
ſollte, mit Amalien und Lenchen nach der Univerſitäts-
ſtadt ziehen zu können. Lenchen wollte nie von ih-
rer Herrin laſſen. Die Ausſichten waren ſo trübe,
wie niemals.

Eines Morgens, als Wilhelm abgehärmt von
den ſchrecklichen Bildern der Zukunft ſein ſchlafloſes
Lager verlaſſen hatte, trat jener reiche Bürger in die
Stube, welcher das Kapital auf das Haus zu Wil-
helms Studien vorgeſchoſſen hatte, und verlangte mit
dürren herzloſen Worten ſein Geld mit den vierjäh-
rigen Intereſſen. Wilhelm gerieth außer ſich vor Be-
ſtürzung; offenherzig ſtellte er dem Manne ſeine
ſchrecklich bedrängte Lage vor, dieſer zuckte die Ach-

ſein und äußerte, daß er das Haus wohl an ſich kaufen wolle, wenn Wilhelm nicht zu hoch damit hinauf ginge. Wilhelm zitterte. Das Bild ſeiner Mutter ſchwebte ihm vor; aber ein Blick auf ſein Weib preßte ihm die Frage heraus: Was wollen Sie geben? — Der Bürger that kein ſchlechtes Gebot, und Wilhelm reichte ihm die Hand. Der Mann ging. Nach einer qualvollen halben Stunde kehrte er mit einem Notar zurück. Die Kaufnotel wurde gefertigt. Wilhelm unterſchrieb. Kaum war es geſchehen, ſo dunkelte es vor ſeinen Augen; beſinnungslos fiel er Amalien in die Arme. Als er wieder zu ſich kam, ſchüttelte ihn das Fieber. Er konnte das Bette nicht verlaſſen. Gegen Abend kam ein Brief; Wilhelm erkannte an der Aufſchrift die Hand der Mutter und ſchauderte zuſammen. Es war ihm nicht möglich, das Blatt von einander zu ſchlagen und zu leſen. Amalia erbrach und durchflog den Brief für ſich. Plötzlich ſtürzte auch ſie mit einem Entſetzensſchrei auf das Bette hin. Wilhelm ſprang auf. „Fluch! mir Fluch und dem ungebornen Pfand unſrer Liebe!“ jammerte ſie verzweiflungsvoll. Wilhelm nahm das Unglücksblatt und las:

Mein Sohn! Du haſt mich aus Deinem Her-
ıd aus Deinem Hauſe geſtoßen. Noch heute
wandere ich in die kalte Nacht hinaus, ohne
ıth, ohne Brot. Gott mag mich ſchützen und
en oder mich bald umkommen laſſen und zu ſich
n. Er hat mich gerecht geſtraft; ich habe eine
e Sünde begangen, jetzt wird mir der Lohn da-
Das Haus, aus dem du mich vertreibſt, war
ach weltlichem Rechte Dein, vor Gott wahrlich
Denn wiſſe, daß Du zwar des Paſtors Breit-
meines ſeligen Gemahls, Namen führſt, aber
ſein Sohn biſt. Dieſer gute redliche Mann,
Staub ich tief verehre, war ein ruhiger, leiden-
ıloſer Prieſter vor dem Herrn. Er vermachte
ı der Güte ſeines Herzens ſein ganzes Vermö-
veil unſere Ehe aus natürlichen Gründen kin-
blieb. Doch auch mich verblendete die Hölle;
tunde der Leidenſchaft riß mich dahin. Mein
voll Buße und Thränen hat dieſe Schuld nicht
. Ihre Strafe wird mir durch dasſelbe Ver-
von Deiner Seite, welches ich vollbrachte.
bewahre Dich vor gleicher Strafe! Dich ſegne
ber die Buhlerin verfluche ich ewig mit ihrem

Kinde, die Dich in ihre Schlingen lockte. Leb' wohl! Schwerlich wirſt Du mich wiederſehen!

Deine Mutter."

Auch hier verſtummt die menſchliche Sprache wieder; ſie hat zum Glück nicht Bilder und Worte genug, um das Entſetzen zu bezeichnen, welches Wilhelm und Amalien durchwüthete; zum Glück! denn das Blut würde dem fühlenden Leſer zu Eis erſtarren.

Eine ſchreckliche Nacht verging den beiden Gatten, ſie waren beide krank, ſehr krank und phantaſirten in Fieberglut. Die Welt der Schrecken ſchien alle ihre Geſtalten zu ihnen heraufgeſendet zu haben. Wilhelm tobte vom Dreſtes, dem Muttermörder, und von den Furien, die ſich an die Sohlen jenes Unglücklichen geheftet hatten. Das arme Lenchen rang die Hände in großer Noth.

Am Morgen brachte der Bürger das Geld. Wilhelm konnte es nicht anrühren; er wich davor zurück, wie vor einem böſen Geiſte. Lenchen mußte dem Hauswirth die Miethe zahlen und einen Wagen beſtellen. Wie Furien trieb es den Armen aus der Stadt. Schon zu Mittag fuhren ſie zum Thore hinaus.

der Universitätsstadt waren sie bald eingerich-
ilhelm warf sich den Wissenschaften und Ge-
in die Arme und suchte durch stetes Schaffen
lgeister, die ihn umschwirrten, zu verscheu-
Aber die Blüthen seines Geistes waren im
en Froste gewelkt; er arbeitete ohne Theil-
an den Gegenständen. Nichts konnte ihn
reuen, selbst das Einzige, was sonst noch ei-
tstrahl in seine düstere Seele geworfen hatte,
s Liebkosungen nicht mehr. Er liebte seine
innig und stark, aber diese Liebe glich der
die mit schwarzen Wolken ringt, sie aber nicht
en und der Erde ihre erheiternden Strahlen
senden kann. Sein trüber Ernst scheuchte die
en von ihm zurück; er kehrte immer mehr in
st ein, und beschäftigte sich mit seinen Lieb-
en. Amalia wurde zusehends schwermüthi-
ehr als ein großer Gram nagte an der Blü-
s Lebens.

o traurig und düster war den Gatten die Zeit
ühlings vorübergegangen; in ihrer Brust san-
Sänger des Hains keine brüderlichen Klänge,
lume blühte da mehr.

Eines Tages trat ein ſchlichter Bauersmann in Wilhelms Zimmer und überreichte ihm ein Schreiben. Bei Leſung desſelben ſchien ſich ſein Geſicht etwas zu erheitern. Es enthielt eine dringende Einladung von einer großen Geſellſchaft, die ſich die Brüder des reinen Glaubens nannte, in einem einige Meilen entfernten Landſtädtchen ſich gebildet hatte und da ihr Weſen trieb. „Unſer Meiſter,“ ſchrieben ſie, „hat Sie der Brüderſchaft als den beſten, ja allein tauglichen Lehrer empfohlen. Sie haben die Gottesgelahrtheit gründlich ſtudirt und ſind ſowohl durch eifrige Forſchungen, als durch die mannichfachen Prüfungen, die Ihnen der Herr in ſeiner Weisheit auferlegt hat, zum reinen Glauben gelangt, den wir eifrigſt ſuchen. Wir bitten Sie daher inſtändigſt und um Gottes willen, uns Ihr Licht nicht zu entziehen, ſondern uns dasſelbe vielmehr recht klar und ſtark leuchten zu laſſen und uns dadurch zu wahrhaft guten und gottſeligen Menſchen zu machen.“

Wilhelm erkundigte ſich bei dem Ueberbringer des Briefs, der ſich ſelbſt als ein Glied der Brüderſchaft zu erkennen gab, nach dem Namen des Meiſters und wie derſelbe mit ſeinen Anſichten bekannt

en ſein möchte, aber weder das Eine noch das
konnte ihm der Mann ſagen.
Wilhelm verſprach, in einigen Tagen zu kom=
um die Meinungen und den Willen der Brü=
ſt zu prüfen. Der Bauer erbot ſich, ihm ein
erd zu bringen, ſo oft er die Brüderſchaft be=
wolle. Die gigantiſche Idee einer Reforma=
er Kirche und des Staates vom Volke aus er=
Wilhelms lebhafte Phantaſie ſo ſtark, daß er
d und ſchlafend mit weiter nichts beſchäftigt
Aus der Lethargie ſeines zeitherigen Dumpf=
nächtig aufgeriſſen, bewegte ſich ſein Geiſt mit
in dem dargebotenen Kreiſe.

Im beſtimmten Tage brachte der Bauer das
und Wilhelm flog nach dem Orte ſeiner Sehn=
Schon bei einer oberflächlich angeſtellten Prü=
der ihn mit großer Herzlichkeit empfangenden
überzeugte er ſich, daß ihm jemand ganz in
Geiſte vorgearbeitet hatte. Die ganze Brü=
aft war in ſeine Lebens= und Religionsphiloſo=
ingeweiht. Der Grund war gelegt, er brauchte

nur muthig das Gebäude darauf zu bauen, wozu er im Geheim ſchon lange den Riß gemacht hatte. Und ſo begann er denn auch rüſtig und mit freudigem Muthe das Werk. Der Gedanke oder vielmehr die innige Ueberzeugung, von der Vorſehung zum Reformator berufen zu ſein, gab ſeinem Weſen eine Fülle von Kraft, ſeiner Seele Begeiſterung, ſeinem Auge Leben und Feuer, ſeinen Worten hinreißende Ueberredungskraft. Alle Brüder waren bei Wilhelms erſtem Vortrage entzückt und wählten ihn einſtimmig zu ihrem geiſtlichen Oberhaupt. Jedes Mitglied der Gemeinde verſtand ſich zu einem freiwilligen, nicht unbedeutenden Geldbeitrag zu einer Beſoldung für Wilhelm, und dieſer ſah ſich dadurch auf einmal allen drückenden Nahrungsſorgen enthoben.

Am Tage der nächſten Verſammlung ſchickte die Brüderſchaft einen Wagen, und Wilhelm nahm Amalien, die über die Heiterkeit ihres Gatten nicht wenig erfreut war, mit nach dem Städtchen. Das zarte weibliche Gemüth ſchließt ſich ſo gern in allen Stükken an den geliebten Mann an; auch Amalie war von ihres Wilhelms Anſichten gewonnen worden, und lauſchte bei ſeinen Vorträgen mit wehmüthiger Freude

uf jedes der begeiſterungsvollen Worte. Wilhelm hrte das Chriſtenthum, aber er machte Gleichheit er Stände und eine gewiſſe, eingeſchränkte Güter- emeinſchaft, brüderliche Eintracht und Liebe zu Grundbedingungen der neuen Verfaſſung. Alle Saz- ungen ſpäterer Kirchen und Religionsparteien ver- arf er geradezu. Dieſe Grundzüge deuten genug- am an, wohin er ſich zuletzt verſteigen mußte, ſo wie r nur mit einiger Conſequenz ſein Syſtem verfolgte. Er war zu wenig in der Geſchichte bewandert, kannte u wenig die Verirrungen des menſchlichen Geiſtes urch alle Jahrhunderte hindurch, als daß er an dem Probierſtein der Erfahrungen die Unreife ſeiner Ideen erkannt hätte. Dazu iſt noch nie ein Schwärmer ein Philoſoph geweſen; auch ihn hatte das ſtrenge Den- en nach Geſetzen immer als etwas Trockenes abgeſto- ßen. Seine Menſchenfeindlichkeit, erzeugt durch ſein widriges Schickſal, ſtieß ſich an alle beſtehenden For- men der menſchlichen Geſellſchaft, und bildete ihn als Sectirer vollkommen aus.

Wilhelms Ruhm verbreitete ſich ſchnell im Land umher; denn was er lehrte, war ja den Wünſchen des unverſtändigen Haufens angemeſſen. Das ge-

meine Volk sah bald in ihm einen Weltverbesserer. Die Brüderschaft wuchs von Tag zu Tag, und allmählig bekannten sich Leute zu ihr, von denen man bessere Einsichten in das Gemeinwesen hätte erwarten können. Die Regierung wurde aufmerksam und sendete ihre Kundschafter aus.

So viel Wilhelm aus der Beschreibung entnahm, die ihm die ersten Glieder der Brüderschaft von dem Stifter und Meister derselben gegeben hatten, konnte es niemand anders sein, als der räthselhafte Kesselflicker selbst. Doch hatte er sich, seit Wilhelm lehrte, nicht wieder sehen lassen.

An einem heitern Sommertage fuhr Wilhelm mit Amalien und Lenchen nach dem Landstädtchen. Der Weg geht über eine Brücke, unter der kein Wasser fließt. Da kriecht ein zerlumptes Weib hervor und bettelt die im Wagen Sitzenden an. Unter der Brücke lassen sich mehrere Stimmen hören. Wilhelm will der alten Frau etwas aus dem Wagen reichen, fährt aber in demselben Augenblick mit einem Entsetzensschrei zurück, Amalien in die Arme. Er hatte seine

Mutter, ſie ihren Sohn erkannt. Amalia und Lenchen ſchrieen laut auf um Hülfe; denn Wilhelm wurde von den fürchterlichſten Convulſionen zermartert. Auf dieſes Geſchrei kommen mehrere Menſchen unter der Brücke hervor. Ein Mann tritt an den Kutſchenſchlag.

„Ei Vater!“ ruft Lenchen ganz beſtürzt. „Woher kommt Ihr? Ich denke, Ihr ſeid lange wieder in Amerika?“

„Es hat nicht geglückt, meine Tochter,“ verſetzte der Mann ruhig und ohne Freude, hier ſein Kind unvermuthet zu finden. „Jetzt eben ſind wir wieder ins deutſche Vaterland gekommen, um da unſer Brot aufs Neue zu ſuchen.“

„Und wo iſt denn die Mutter und die Schweſter Dorthel?“

„Da kommen ſie ſchon unter der Brücke hervor, wo wir die Nacht geſchlafen haben.“

Amalien waren dieſe Worte lauter Räthſel; ſie hatte immer von Lenchen gehört, daß ihr Vater Pachter in einem nahen Dorfe geweſen ſei. Weiter nichts. Die Angſt in ihrer jetzigen Lage ließ ſie auf nichts reflectiren. Sie bat mit rührender Stimme den

Mann, der ihr vorkam, als wenn ſie von ihm einmal geträumt hätte, um Hülfe. Wilhelm wurde heraus gebracht und auf den Raſen gelegt. Amalia benetzte ihn mit ihren Thränen; die Mutter kniete auf der andern Seite, ihn immer ſtarr in das Geſicht ſehend. Lenchen machte ſich mit den übrigen Weibsleuten zu ſchaffen, die Amalien ſämmtlich bekannt zu ſein ſchienen. Der große Mann, Lenchens Vater, zog ein Fläſchchen hervor und ließ dem Ohnmächtigen einige Tropfen in den Mund laufen. Wilhelm kam zu ſich; er öffnete die Augen und erkannte ſogleich den Keſſelflicker. Stumm reichte er ihm die eine Hand, ſeiner Mutter die andere. Verwirrt ſchweiften ſeine Blicke im Kreiſe umher, der ihn umſtand, und blieben endlich auf Amalien ruhen.

„Unglücklicher Sohn!“ heulte die alte Mutter. „Müſſen wir hier uns wieder finden?“

„Schweig!“ ſagte der Keſſelflicker zu ihr. „Aengſtige ihn nicht, das Schickſal hat es ſo gewollt, und wir blinden Menſchen konnten es nicht ändern. Jedem wird ſein Theil zugewogen.“

„Räthſelhafter Mann,“ ſtammelte Wilhelm ſchwach, „ſage mir, wer biſt Du? Und was haſt

Du mit mir zu schaffen? Wie kommt meine von mir verstoßene Mutter in Deine Gesellschaft?“

„Erkenne in ihm Deinen Vater!“ rief die Mutter mit erhobener Stimme. „Du verstießest mich, er nahm mich auf und nährte mich.“

„O Gott! So ist Lenchen Deine Schwester?“ sagte Amalia.

„Das ist sie,“ erwiederte der Kesselflicker. „Aber Lenchen ist das Kind meiner ehelichen Frau, die hier vor Ihnen steht, Wilhelm aber die Frucht einer schwer gebüßten Jugendsünde.“

„Nun wird's klar vor meinen Blicken, aber schrecklich klar,“ sagte Wilhelm ernst. „Ja, dem Menschen ist sein Schicksal bestimmt, er kann ihm nicht entgehen.“

Nach mancherlei nähern Aufschlüssen und Erklärungen wurde Wilhelm wieder in den Wagen gebracht. Er war so schwach, daß er nicht allein sitzen konnte. Amalia hatte ihn im Arme und weinte Thränen der Wehmuth und des Schmerzes auf seine bleichen Wangen herab. Schon unterwegs fühlte sie heftige Schmerzen, die Vorboten ihrer Entbindung. Zu Hause mußte Wilhelm zu Bette gebracht werden. Amalia wurde von wirklichen Geburtswehen über-

fallen und brachte nach ſechzehnſtündiger Geburtsarbeit ein todtes Kind zur Welt. Kaum war auch ſie, die ſchwer Entbundene, ſchwach und dem Tode nahe zu Bette gebracht worden, als ſich Waffengeklirr und die heftigen Fußtritte mehrerer Menſchen auf dem Vorſaale hören ließen. Die Thüre wird aufgeriſſen, Amalia wendet ihre Blicke dahin und ſieht ihren Bruder, den Regierungsrath, von einigen Offizieren begleitet, hereintreten. Eine entſetzliche Ahnung durchzuckt ihre Seele.

„Wo iſt er, der Revolutionär? Dein ſchändlicher Verführer?“ donnert er ſie an. „Er wird den Lohn ſeiner Thaten empfangen.“ Amalia vermag nicht zu antworten. Schrecken und Schwäche binden ihr die Zunge. Da reißt der Wüthende die Thüre auf, welche zu Wilhelms Zimmer führt, erblickt ihn im Bette und ermuntert ſogleich die Soldaten, nach Pflicht und Befehl zu handeln. Wilhelm wird aus dem Bette geriſſen, geduldig erträgt er's; ſobald er nothdürftig angekleidet iſt, zerrt man ihn fort. Da rafft die verzweifelnde Amalia alle ihre Kräfte zuſammen, ſpringt aus dem Bette, umklammert Wilhelm und ſtürzt ohnmächtig zu Boden.

Wilhelm wurde nach der Residenz gebracht und kam auf zehn Jahre auf die Festung; alles auf Betrieb des rachsüchtigen Regierungsrathes. Amalia wurde wieder ins Leben gerufen, aber ihr wäre die Ruhe des Todes besser gewesen! Stiller Wahnsinn fesselte ihren Geist. Sie sprach nie ein Wort mehr und nur in lichten Augenblicken schrieb sie ihrem Wilhelm die rührendsten, zärtlichsten Briefe. Ihr Vater, der zu spät seine unmenschliche Härte bereute, nahm sie in sein Haus. Er weinte oft die bittersten Thränen des Schmerzes; sie schien nichts mehr zu rühren. Erst nach drei Jahren fand sie die ihr wohlthätige Grabesruhe. Der Wahnsinn hatte sie selten verlassen. Auch Wilhelm folgte ihr bald. Der Kesselflicker ward mit andern ebenfalls eingezogen und zur Zuchthausstrafe verdammt. Die unglückliche Mutter bettelte ihr Brot vor den Thüren.

Die Erbauerin von Lusignan.

Westfränkische Sage.

Ausgesprochen war des Vaters Fluch und bereits von den Rachegeistern vernommen und wohl gepflegt. Drei Schwestern traf der Fluch, und die mit Zauberkräften verderblich gespielt, wurden jetzt eines noch weit mächtigern Zaubers Beute, gegen den ihre Kunst nichts vermochte.

„Laßt uns einander das Wort geben, Niemandem zu verrathen, was mit uns vorgegangen ist," sagte die älteste Schwester Melior, „damit uns nicht Hohn und Schande treffe."

„Wie willst Du meinen, unser Schicksal bliebe in einem Lande verborgen, wo aller Augen stets auf uns, die Königstöchter, gerichtet sind?" versetzte die zweite Schwester Palantine. „Laßt uns lieber all unser Gut zusammen machen und fort ziehen aus Aragonien, weit über das hohe Gebirge, das man

die Pyrenäen nennt, fort in der Franken Land, wo uns niemand kennt, niemand unſer achtet, und wo wir verborgen und unbelauſcht unſer böſes Schickſal erfüllen können. Was meinſt Du zu meinem Vorſchlage, Meluſine?“ fragte ſie die jüngſte Schweſter.

Dieſe trocknete ſich die Thränen von dem Engelsantlitz, erhob das ſeelenvolle Auge und ſprach mit ſanfter Stimme: „Ich war Euerm ſchlimmen gegen unſern Vater gerichteten Plane ſtets entgegen, für deſſen Ausführung wir nun ſo gerecht büßen müſſen; aber ich ließ mich von Euch bereden und that die böſe That mit Euch, nun muß ich auch die ſchreckliche Strafe dafür erdulden. Hab' ich nun damals meinen freien Willen nicht gegen Euch behaupten können, ſo mögt Ihr auch jetzt thun, was Ihr wollt. Ich bin alles zufrieden, ich ziehe mit Euch, ich bleibe mit Euch; denn mein gränzenloſer Schmerz verſtattet mir nicht über die Zukunft nachzudenken; ich habe nur Klagen für die Vergangenheit.“ Und wieder unterbrach lautes Schluchzen den Fluß ihrer Rede.

„So laß uns denn allein überlegen und beſchließen, Schweſter Palantine,“ ſagte Melior, „die kleine Thörin mag ſich ſatt weinen. Wir haben unſre Mut-

ter am Vater gerächt und seine Wortbrüchigkeit gestraft. Und das war unsre der Mutter schuldige Pflicht. Wenn deshalb ein schändlicher Zaubrer seine Kräfte an uns übt, so findet er vielleicht auch einen höhern Meister, es ergeht ihm wie uns, und wir sind erlöst."

„Ich denke, die Mutter wird uns auch nicht im Stich lassen," stimmte Palantine in die Tröstung ihrer ältern Schwester ein. „Doch laß uns nun ernstlich bedenken, wie wir unser schlimmes Loos den Augen der Menschen verbergen!"

„Dein Vorschlag gefällt mir, Palantine. Wir wollen außer Land. Wir wollen nach Gallien ziehen und dort ganz still und zurückgezogen leben."

„So komm, Schwesterchen! wir wollen uns zur Reise rüsten."

Sie gingen und ließen die weinende Melusine. Diese aber härmte sich Tag und Nacht und rief ihres Vaters und ihrer Mutter Namen, denn sie war als jüngste und schönste Tochter beider Liebling gewesen; sie wand die Hände wund und schrie um Hülfe; aber sie ward ihr nicht.

Da traten eines Morgens ihre zwei ältern Schwe-

ſtern vor ſie hin und ſagten: „Binde Deine Sohlen an und ſchürze Dich! Draußen ſtehen drei Rößlein, eins iſt für Dich. Beſteig' es und folg' uns; denn wir ziehen über das hohe Gebirge nach Frankenland, wo uns niemand kennt.“

Meluſine that, wie ihr die Schweſtern befohlen hatten. Und Laſtthiere gingen hinterdrein, die trugen ungeheure Schätze, die ſie aus der Schatzkammer ihres Vaters, des Königs von Aragonien, genommen hatten. So zogen ſie denn weit über Land und über das rauhe hohe Gebirg, und wohin ſie kamen, ſprachen die Leute ſtaunend: „Wohin ziehen doch dieſe drei wunderſchönen Jungfrauen? Hat man je etwas Schöneres geſehen?“ Aber zuletzt blieben ihre Augen auf Meluſinens überirdiſcher Schönheit hängen, und ſie ſprachen untereinander, gleichſam verzaubert, entzückt: „Ob wohl im Himmel ein Engel iſt von größerer Schönheit? Es iſt nicht zu glauben. Aber ſie iſt traurig und das allein iſt der Beweis, daß wir ein menſchliches Weſen ſehen.“

Die drei Schweſtern ritten unbekümmert um ſolche Reden weiter und kamen nach Frankenland. Als ſie vom Gebirge herab geſtiegen waren, zogen

sie links durch die Thäler und kamen dem Meere nahe, sich einen Zufluchtsort zu suchen. Da kamen sie endlich an einen schönen schattigen Hain und vor demselben sprang ein krystallheller herrlicher Brunnen, und ein Hügel war ohnfern und ein grünes Thal lud zur Rast.

Da sprach Melusine überrascht: „Seht doch, Schwestern, dieser Brunnen, dieser Hain, dieser Hügel und dies Thal erinnern mich an den königlichen Garten, den wir verlassen haben. Dort war alles eben so.“

„Du hast recht,“ versetzte Palantine, „dies ist ein Wink für uns, daß wir hier bleiben und leben sollen.“

„Ich bin's zufrieden,“ sagte Melior. „Das Reisen steht mir nicht mehr an. Ich bin müde und sehne mich nach Ruhe. Hier aber ist weit und breit keine Stadt und kein Dorf. Hier können wir in stiller Zurückgezogenheit leben. Dies Land hat sicherlich keinen Herrn weiter als den König; wir wollen uns hier anbauen und wohnen.“

Und also geschah's. Bald stand ein einfaches Haus im Thale und im Garten am Hügel reifte die

Traube. Der Hain war umhegt und der helle Brunnen plätſcherte aus reiner Röhre in ein ſteinernes Becken, und war alſo eingerichtet zum Durſtbrunnen für den Wandrer des Wegs, für den Hirſch des Haines und das Rind des Feldes.

Früh und Mittags und Abends kamen die drei Königstöchter heraus an den Brunnen und badeten ihr roſenumblühtes Geſicht und den marmornen Nakken, den reizenden Buſen und die zierlichen Hände und Füße im Brunnentroge, und Meluſine trug als die jüngſte den Krug, worin ſie des Waſſers Labſal für die übrige Zeit in das Haus beſorgte. Und die vorüberziehenden Landleute ſahen ſie alle Tage und bewunderten ihre große Schönheit, aber an einem Tag in der Woche ſah ſie kein Auge; da kamen ſie nicht an den Durſtbrunnen, da war das Haus verſchloſſen und wie ausgeſtorben. Darob verwunderten ſich ihre Dienſtleute ſehr und wußten nicht, was ſie daraus machen ſollten. Solcher Tag war aber jedesmal der Samſtag.

Nun geſchah es einſtmals, als die Schweſtern am Abend beim Durſtbrunnen verſammelt waren, daß ein ritterlich gekleideter Jägersmann auf wildem

Pferde daher ritt. Sein Aussehen war verstört und gräßlich, obgleich er jung und wohlgebildet und von schlankem Wuchs war. Aber aus seinen schönen Augen sprach Verzweiflung, aus seinem todtenbleichen Gesicht Lebensmüdigkeit. Als er die drei Jungfrauen am Brunnen erblickte, hielt er den raschen Lauf des Pferdes an, und richtete sein wirres Auge auf die Huldinnen, und siehe, da ward's wieder heller in seinem schreckensdüstern Antlitz. Und mit züchtigem Gruß und ritterlich anständiger Geberde schwang er sich von dem heiß gewordenen Rosse, näherte sich Melusinen und sprach: „Schöne Jungfrau, wer Ihr auch immer sein mögt, vergönnt mir einen Labetrunk aus Euerm Kruge, und dem Rößlein aus dem Troge des Durstbrunnens. Schmerz und Sonnenhitze haben uns ausgedorrt."

Melusine reichte ihm den Krug und sprach: „Was könnte Euch so schmerzvoll Böses widerfahren sein, Herr Ritter, das nicht durch Mittheilung an düstrer Farbe verlöre? Jeglich Weh verringert sich, wenn wir's nur ablösen von der Brust und erzählen, was uns quält. Es finden sich ja Herzen, die ihr Theil davon nehmen."

„Ihr gießt nicht allein das Labſal des Brunnens, ſondern auch das des Troſtes in mein brennendes Herz und kühlt es ab mit Eurer milden Rede," ſagte der Ritter freundlich, als er getrunken hatte, und ſeine Augen ruhten dabei mit zärtlichem Ausdruck auf Meluſinens reizender Geſtalt. „Es will mich bedünken," fuhr er zutraulicher fort, und ergriff ihre Hand, „als wohnte in Eurer Bruſt ein theilnehmendes Engelherz, wie Ihr die Züge eines Engels in Euerm Antlitz tragt. Ich kann nicht widerſtehen; ich muß Euch eröffnen, was mich ſo ſehr quält. Vielleicht iſt Euch ein Heilmittel meines zerrütteten Gemüths bekannt. Ja es liegt etwas in Euerm ganzen Weſen, was mir die Gewähr leiſtet, ich werde nicht vergebens hierher gekommen ſein.

Ich bin Graf Raimund von Poitiers und meine Grafſchaft erſtreckt ſich bis an die Marken Euers kleinen Gebiets. Wohl habe ich ſchon von Euch gehört, daß Ihr, drei holdſelige Jungfrauen, aus fernem Lande hierher gekommen ſeid und Euch hier gar ſchön eingerichtet habet, aber in der größten Zurückgezogenheit lebtet. Ich durfte die Stille Eures Hauſes nicht ſtören; deshalb hielt ich mich fern, ſo ſehr ich auch

wünschte, Euch kennen zu lernen. Heute früh zog ich nun mit meinem beſten und innigſten Freunde, meinem geliebten Vetter, Grafen Emanrich — das Herz blutet mir bei Nennung ſeines Namens und ich kann die Thränen nicht zurückhalten, meine Sinne verwirren ſich; o Himmel! was hab' ich gethan! Laßt mich fliehen bis ans Ende der Welt! Laßt mich den brennenden Wahnſinn meines ſchuldigen Hauptes in das tiefſte Meer ſtürzen! Wehe mir! Wehe mir!"

Und alſo Erzählung und Zuhörerinnen vergeſſend und wild erfaßt von der gräßlichſten Wuth des Schmerzes, wollte er, unſinnig tobend, ſich wieder auf ſein Roß werfen und davonſprengen. Aber Meluſine hatte den ſchönen Fremdling ſchon liebgewonnen, eine noch nie gekannte Stimme in ihrer jungfräulichen Bruſt ſprach für den Unglücklichen und ſie hielt ihn zurück, ſanft bittend: „So bleibt doch, edler Ritter, und enthüllt mir die Größe Eures Kummers. Es gibt ja für jede Krankheit eine Arznei, es gibt auch für jede Seelenwunde ein Heilmittel. Vielleicht vermag meine Hand es Euch zu ſpenden; ich werde alle Kräfte aufbieten, Euch zu beruhigen. Erzählt,

welch Schickſal betraf Euern Freund und Vetter!“

Die ſanften Worte der Jungfrau goſſen aufs Neue Lindrung in Raimunds brennende Pein; er faßte ſich, blickte Meluſinen in das helle Auge, aus deſſen unterſter Tiefe auch ein recht herber Schmerz herauf ſchattete; der heimelte ihn an; denn zu den Fröhlichen nicht, nur zu den Schmerzvollen faßt der Schmerz volles Vertrauen. Und er ſprach weiter in kurzen, abgeriſſenen Sätzen, zwiſchen welche ſich ſeine Seufzer und Thränen drängten: „Wir zogen zuſammen auf die Jagd — wir jagten — vor einigen Stunden verfolgt' ich ein Wild — ich war hitzig — immer hitziger drauf — und ließ den Vetter zurück — das Wild wendet im Kreiſe — ich bemerk' es nicht — plötzlich mein' ich es zu erſpähen — hinter einem Buſch regt ſich's — ich ſchleudere den Jagdſpieß — ich treffe herrlich — ich eile hin — o des furchtbaren Anblicks! — mein Vetter liegt in ſeinem Blute — er haucht den Geiſt aus — ich ſterbe faſt vor Schmerz — Wahnſinn ergreift mich — ich werfe mich auf mein Roß — und in Bewußtloſigkeit komm' ich hierher. O wehe mir! — wehe mir!“

„Euch hat ein gutes Geſchick dieſen Weg geführt, Herr Ritter," tröſtete Meluſine mit rührenden Worten ſo ſanft und milde, und faßte des unglücklichen Grafen Hand und ſtrich ihm mit ihrem weichen zarten Händchen die dunkeln wirren Locken aus der hohen Stirne. Sein finſtres Auge ruhte wieder, von einem Lichtſtrahl durchzuckt, auf der Engelsgeſtalt der jüngſten Königstochter.

„Zuerſt laßt mich dafür ſorgen, daß Eure unglückliche That verborgen bleibe," fuhr Meluſine fort, „damit Ihr vor dem Könige keine Verantwortlichkeit davon habet, und deshalb will ich die Leiche aufſuchen und begraben. Hernach verweilet eine Zeit lang in unſerer Nähe; ich habe eine ſüße Arznei für den größten Schmerz; die hilft gewiß. Es iſt Muſik und Geſang. Ich will Euch Heldenlieder vorſingen und auf der Zither dazu ſpielen. Davon ſollt Ihr geſunden."

„Ich glaube es ſelbſt," verſetzte Graf Raimund, „zumal, wenn Ihr mich immer anſchaut, holde Jungfrau; denn Eure Augen ſind ſchon ſchmerzbeſänftigend. Ich ſpüre die Wirkung davon an mir. Darum folge ich Eurer Einladung und thue, wie Ihr begehrt."

Meluſine führte den ſchönen Unglücklichen in das Haus — kein männlicher Fuß hatte die Schwelle desſelben bis jetzt überſchritten — und bewirthete ihn freundlich mit Speiſe und Trank. Melior und Palantine gingen hinterher und wehrten der jüngſten Schweſter nicht, aber ſie hatten auch keine Freude am Beginnen derſelben.

Graf Raimund beſchrieb Meluſinen die Stelle, wo Emanrich liege, und ſie ritt aus mit ihren Dienerinnen und fand die Leiche und begrub ſie. Die ältern Schweſtern übten indeß die Pflichten der Gaſtfreundſchaft gewiſſenhaft an dem unglücklichen Grafen.

Als nun aber Meluſine zurückkehrte und den Grafen, als er ſcheiden wollte, wieder mit liebender Bitte anlag, zu bleiben und ſie nicht eher zu verlaſſen, bis ſein Schmerz geheilt ſei, da zogen die Schweſtern ſie bei Seite und ſprachen zu ihr:

„Was thuſt Du, Thörin? Haſt Du den Beſchluß unſeres Schickſals vergeſſen, wie er aus des Vaters Munde uns ertönt iſt? Du läßt Dich von der Liebe zu einem Manne umſtricken; das wird Dir Verderben bringen; denn gerade in jenem Fluche liegt ja der Beſchluß, daß wir unvermählt ſterben ſollen.“

„Was Ihr auch sagen mögt," versetzte Melusine, „ich liebe den Grafen von Poitiers mehr als mein Leben. Eine noch größere und furchtbarere Macht, als die des bösen Zaubers, gebietet über mich; es ist die Macht der Liebe. Und wenn mich der Graf wieder liebt, wie ich zuversichtlich glaube, so will ich sein Weib werden, trotz Fluch und Zauber; liebt er mich aber nicht, so beginnt nachher erst mein wahres Unglück, und alles frühere war nur Kinderschmerz.

„Wir sehen schaudernd, Du bist dem Verderben verfallen," redete Melior ernst. „Wir warnen Dich aber noch ein Mal schwesterlich: laß ab von diesem Manne. Es würde nur Gräßliches aus Eurer Ehe entspringen, und wolltest Du ihm Dein Geheimniß anvertrauen, so würde er Dich verabscheuen, statt Dich zu lieben."

„Nimmermehr!" rief Melusine. „Niemals darf er das Mindeste davon ahnen; dafür laßt mich sorgen."

„So willst Du ihn hintergehen," sagte Palantine. „Aber die erste Lüge, mit welcher ein Weib ihren Gatten betrügt, ist der Grundstein zu ihrem Verderben. Melusine, kehre um!"

„Ich kann nicht! Ich vermag nicht über mich zu gebieten. Die Glut der Leidenſchaft für den ſchönen Grafen verzehrt mich.“

„Dämpfe ſie!“ redete Melior ernſt. „Nur fort mit ihm aus Deinen Augen! Das iſt das ſicherſte Mittel. Oder wenn er nicht weicht, ſo weichen wir von Dir. Ehelichſt Du den Grafen, ſo kann ferner keine Gemeinſchaft ſein unter uns. Wir wollen nicht Theil nehmen an Deinem großen Unglücke. Wir ziehen wieder von dannen und wollen unſere Schätze theilen. Es war Vertrag, einſam bei einander zu wohnen, und Niemandem den Zutritt zu geſtatten, damit unſer böſes Geheimniß ſtets verborgen bleibe. Du brichſt den Vertrag; durch Dich wird das Geheimniß verrathen, aber wir werden nicht mehr da ſein, Deine Schande mit zu tragen.“

„Ihr Schweſtern, verlaßt mich nicht,“ rief Meluſine weinend; „ich will mich zu bezwingen ſuchen.“

Aber als ſie vor dem Grafen ſang ſo ſchwermüthig lächelnde Lieder, und als ihrer Stimme Silberklang den düſtern Trauerflor immer weiter von ſeiner Seele zog, da ſprach er zu ihr: „Ihr habt mir zwar erzählt, holde Meluſine, daß Ihr eines Königs

Tochter seid, und Eure Schätze bestätigen dies, aber ich wage es dennoch, Euch mein Herz — wenn auch nur das eines Grafen — mit meiner Hand anzutragen, weil jenes in hoher Minne für Euch erglüht, diese vor Verlangen zittert, Euch bräutlich zu umschlingen. Theilt Euer Leben mit mir, schöne Königsjungfrau! es soll Euch nicht gereuen."

Da sprach Melusine, die Warnung ihrer Schwestern vergessend: „Euch anerkenn' ich als den Herrn meines Herzens und meiner Hand. Ihr habt mich bezwungen in süßer Minne."

„Meine holde Braut!" jubelte Raimund, und umschlang die bräutlich erglühende Schöne. Sie aber fuhr auf, von einem bösen Gedanken getroffen, wie von Natterstich, und sprach: „Doch Eins ist unerläßliche Bedingung, Graf Raimund, und das müßt Ihr mir mit schweren Eiden verbürgen und versiegeln, sonst könnte ich nicht die Eure werden, so sehr ich Euch auch minne."

„Und was ist das Eine?" fragte der Graf, im Glutmeer seines Entzückens von Melusinens Erinnerung eisig berührt und schier erschrocken.

„Ihr müßt mir schwören, mich niemals Sam-

ſtags ſehen zu wollen. Dieſen Tag muß ich jedesmal einſam und ſtill in meinen innerſten Gemächern zubringen, von keines Menſchen Tritt geſtört. Es könnte an dieſem Tage in unſerm Hauſe vorfallen, was nur immer möglich, das Schlimmſte oder Erfreulichſte, Ihr dürftet nicht kommen, es mir mitzutheilen.“

„Wenn es weiter nichts iſt, meine Geliebte, ſo will ich gern Euern wunderlichen Wunſch erfüllen,“ verſetzte der Graf tief aufathmend. „Zwar wird es mir ſchwer werden, Euch einen ganzen Tag lang nicht zu ſehen, aber was verſpräch' ich nicht für Euern Beſitz, und Ihr werdet die übrigen ſechs Tage der Woche Euern lieben Anblick mir deſto weniger entziehen.“

„Da will ich immer um Euch ſchaffen und ſein, wie es einem liebenden Eheweibe zukommt.“

„Wohlan ſo ſchwöre ich Euch!“

„Noch nicht! Erſt müßt Ihr wiſſen, daß dieſer Eid der heiligſte und unverletzlichſte ſein muß, den Ihr je geſchworen, und jemals ſchwören werdet. Würdet Ihr eidbrüchig, ſo würdet Ihr mich verlieren und mich und Euch nicht nur lebenslänglich, ſondern auch ewig unglücklich machen. Bedenket alſo wohl, was Ihr thut!“

„Ich will Euch schwören!“

„So kommt mit mir an heilige Stätte.“

Er schwur ihr, und das Brautpaar ging nun zu
en beiden Schwestern, sich ihnen als Verlobte vor-
ıstellen. Die wünschten ihnen kalt und förmlich
Glück und rüsteten sich zur Abreise. Melusine weinte
iel und bat die Schwestern zu bleiben, aber sie wa-
en unerbittlich. Da theilten sie die Schätze, säum-
n ihre Thiere und fuhren davon, von Melusinens
Segenswünschen begleitet. Und niemals hörte Me-
ıfine wieder von ihnen.

Als nun des Grafen Mordthat verschollen war,
ing er heim in sein Schloß, um sein Beilager zu
üsten. Melusine begann aber mit ihren Schätzen —
s war ihr noch ein ungeheurer Reichthum übrig ge-
lieben — dicht am Durstbrunnen, wo sie ihren heiß
eliebten Grafen zuerst gesehen, ein prächtiges Schloß
on Stein zu bauen, weit und groß und eines Kö-
igs würdig. „Er hat eines Königs Tochter gefreit,“
ıgte sie, „und er soll mit ihr in einer Königsburg
ohnen, der König meines Herzens.“ Und der Bau
ing rasch vorwärts und ward sehr herrlich. Das
Schloß aber nannte sie Lusinien, später wurde es

Luſignan genannt. Es erhielt gar ſtarke Mauern und gar hohe Thürme, einer aber war der höchſte und ſtärkſte und hieß der Meluſinenthurm.

Ehe aber das Schloß vollendet war, hielt der Graf Beilager mit ihr auf ſeinem Schloſſe und erfreute ſich ihrer außerordentlichen Schönheit, deren geheime Reize ſeine kühnſten Erwartungen bei weitem überſtiegen. Und ſie waren ſehr glücklich und liebten ſich ſehr. Am Freitag aber reiſete ſie in ihr einſames Haus am Durſtbrunnen und blieb Samſtags darin verſchloſſen. Die Hofleute des Grafen flüſterten ſich darüber manche wunderliche Dinge ins Ohr, doch wagte keiner, ſo etwas laut werden zu laſſen, und als ſich in dieſer Sache nichts änderte, ſo wurden ſie müde, davon zu reden.

Ehe noch ein Jahr der glücklichen Ehe verſtrichen war, kam Meluſine zum Gebären. Der Graf war durch die Mutterhoffnungen ſeiner Gattin ſo ſelig entzückt und hätte ſie noch lieber gewonnen — wenn dies anders möglich — denn Feuersglut kennt keinen höhern Grad ſeiner ſelbſt als eben Glut; ſo auch iſt's mit der Liebe.

Meluſine gebar ein Knäblein; aber die Weh-

mutter ſchauderte zurück vor der Mißgeſtalt dieſer Leibesfrucht. Es war ein altes, runzeliges, verzerrtes Geſicht, und aus dem Munde ragte ein Eberzahn. Und wer das häßliche Kind ſah, kreuzte und ſegnete ſich, und alle fragten verwundert: „Wie kann ein ſo ſchönes Elternpaar ein ſolches Ungeheuer erzeugen?“ Der Graf war ſchmerzlich ergriffen; er liebte aber Meluſinen viel zu heiß, als daß er ihr etwas von ſeinem Schmerze habe fühlen laſſen; ſie aber weinte viel; denn ſie fühlte ſich ſchuldbewußt, und gedachte des Vaterfluchs und der Prophezeihung der Schweſtern. Das monſtröſe Knäblein wurde Geofroi genannt, und hieß ſpäter Geofroi mit dem Zahne.

Und wenn nun auch eine Wolke des Kummers ſich vor die heitere Liebesſonne im Hauſe des Grafen von Poitiers gezogen hatte, ſo zerſtreute doch bald wieder die Kraft ihrer Strahlen das dunſtige Gewölk. Die unvergleichliche Schönheit Meluſinens und das ſanfte, ſolcher Schönheit gleiche Engelsgemüth ketteten den Grafen mit immer neuen, immer feſtern Banden an ſeine Gattin. Und es war, als ob ihre Nähe alles beglücke. Der Reichthum des

Grafen mehrte ſich ſichtlich unter Meluſinens Hand, Wohlſtand blühte auf unter ſeinen Unterthanen, Dörfer erſtanden, der Acker wurde fleißig gebaut, der Weinſtock gepflegt und die verödete Schifffahrt emſig betrieben. Wo man vor wenigen Jahren nur öde Küſten, leere Landſtriche geſehen, da regten jetzt glückliche Menſchen die fleißigen Hände. Schloß Luſignan war fertig, und darin waren koſtbare Frauengemächer für Meluſinens ſamſtägliche Einſamkeit bereitet; die ſollte keines Menſchen Fuß weiter betreten. Aber ſie hatte der Schätze noch eben ſo viel als erſt, ihr Gut hatte ſich durch Acker- und Weinbau, Viehzucht und Schifffahrt vermehrt, es ſtrömten Menſchen herbei weit und nah, angelockt von der Güte der königlichen Meluſine, und ſie baute an das Schloß eine Stadt, und dieſe ward auch Luſignan geheißen. Nachher aber baute ſie zur beſſern Betreibung der Schifffahrt eine Stadt dicht ans Meer mit einem ſchönen Hafen und nannte ſie la Rochelle, die Felſenſtadt, weil ſie auf die Uferfelſen des Meeres gebaut war.

Und ihr Leib ward abermals geſegnet; ſie zitterte heimlich vor der Geburt, und nicht vergebens.

Denn der Knabe, den ſie zur Welt brachte, hatte eine ſchuppige Haut und einen häßlich zuſammengedrückten Kopf, worin kleine unheimliche Augen funkelten. Jedermanns Herz erzitterte beim Anblick dieſes Monſtrums. Der Vater aber ließ nicht ab von herzinniger Minne zu ſeinem Weibe. Der Knabe ward Freimund geheißen.

Aber nach Jahresfriſt ging der Schrecken wieder am Hofe um; denn Meluſine hatte eine furchtbar mißgeſtaltete Tochter geboren. Da ahnete Jedermann einen böſen Zauber, nur Graf Raimund nicht; und die Höflinge ſprachen gar Arges unter ſich von Meluſinens Samſtag und behaupteten keck, dies Geheimniß hänge mit der Mißgeſtalt ihrer Kinder zuſammen. Raimund liebte ſie nach wie vor.

Und Meluſine gebar noch viele ſolcher Scheuſale. Frankenland hatte kein ſchöneres Ehepaar als den Grafen und die Gräfin von Poitiers, aber Frankenland hatte keine häßlichern, übel geſtalteten Kinder, als die ihrigen. Meluſine weinte viel und that Gutes, den Himmel zu verſöhnen; ſie baute das Kloſter Mallers und beſchenkte es reich. Raimund tröſtete ſein tiefbekümmertes Weib; ſie hatte mit Herz und Auge

ihm Herz und Auge bezaubert, und ſeine heiße Liebe blieb unerſchüttert.

Die Höflinge ſprachen aber immer lauter und unverſchämter von Meluſinen, und je mehr ſie Gutes that und Dörfer und Städte baute, je mehr ſie Acker- und Weinbau hob und die Menſchen beglückte, deſto Böſeres ſprachen ſie von ihr, und nannten ſie eine böſe Fei, die nur zum Scheine Gutes thue, um Alles zu verderben. Und mancher Ritter verließ Graf Raimunds reichen Hof, von heimlichem Grauen vertrieben, und die Frauen bekreuzten ſich jedes Mal und riefen die heilige Jungfrau an, wenn ſie Meluſinen nur erblickten. Sie aber kümmerte ſich darum nicht, rechnete nicht auf Dank und that fort und fort Gutes, ſelbſt ihren Feinden; und die Grafſchaft Poitiers ward reich und mächtig.

Da unternahm es ein naher Vetter des Grafen Raimund, und an deſſen Hofe lebend, mit ihm über die übeln Gerüchte zu ſprechen. Dieſer Mann trat den Grafen an mit böſem Willen und enthüllte ſchonungslos den argen Verdacht, den man gegen Meluſinen hege: „Wenn ſie keine böſe Zauberin iſt, die zum Lohn für Deine treue Minne Dir Dein Geſchlecht

zu Unholden verhext, so mag sie Samstags nicht so geheim verkehren und sich einsperren hinter ein Schock Schlösser und Riegel. Ich sage Dir, Du bist ein unseliger Mann, Du hast eine böse Fei oder eine Incube zum Weib und all Dein Reichthum ist Zaubergold. Es ist all des Teufels, und der wird zuletzt kommen und Alles in Schwefeldunst aufgehen lassen. Ich bitte Dich, bedenke Dein Seelenheil und schaffe, daß Deine Kinder nicht des Höllenfürsten sind."

„Es ist mir freilich schon oft bedenklich vorgekommen", versetzte Graf Raimund, „daß Melusine so streng dabei bleibt und jeden Samstag unsichtbar ist, aber ich habe mich durch die lange Reihe der Jahre daran gewöhnt, ich habe ihr einen schweren Eid vor dem Altar geschworen, sie niemals zu sehen an diesem Tage, und ich liebe sie zu sehr, um ihr ein Leids zu thun, oder sie durch Neugierde wohl gar zu verlieren."

„Ein Eid, den man einem bösen Geiste schwört, hat im Himmel keine Kraft", fuhr der Vetter überredend fort, „und daß sie ein böser Geist ist, beweisen Deine verzauberten Kinder und das Geheimniß des Samstags. Es ist sogar Deine Pflicht, Deine heilige Pflicht, sie an diesem Tage zu belauschen, um

über ſie ins Klare zu kommen, damit Du diejenigen Mittel und Wege einſchlagen mögeſt, welche nöthig ſind, einem noch größern und wahrſcheinlich ewigen Unglücke vorzubeugen. Du mußt handeln, um Dein Haus und Dich ſelbſt vor Teufels Liſt und Trug zu wahren, aber Du mußt doch erſt wiſſen, was Du zu thun haſt; und um dies zu erfahren, mußt Du Meluſinen Samſtags ſehen."

Raimunds beſſeres Gefühl ſträubte ſich noch lange, aber der Vetter redete immer zudringlicher und Raimunds Widerſtand wurde in dieſem Verhältniſſe ſchwächer. Und ſo redeten ſie endlich mit einander ab, wie es Raimund am geſchickteſten anfangen ſolle, um Meluſinen unbemerkt in ihren Gemächern Samſtags zu belauſchen.

Meluſine war eben mit Erbauung der Stadt Meerſent beſchäftigt, und dieſe ihre Abweſenheit machten ſie ſich zu Nutze, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Aus den über Meluſinens geheimem Aufenthalte liegenden Gemächern wurden Spalten durch die Decken in Winkeln gebrochen, ſo daß man von da aus alle Räume der unteren Zimmer bequem überſehen konnte.

Als nun Meluſine Samſtags in ihrer Zurückgezogenheit verkehrte, ſchlich Graf Raimund in ſeinen Verſteck, um ſie zu belauſchen. Er warf das begierige Auge ſpähend hinab, aber hilf Himmel! was mußte er erblicken! Entſetzt fuhr er zurück, und ſchaute noch ein Mal hinab, damit er ſich recht überzeuge, er habe ſich nicht getäuſcht. Aber er ſah dasſelbe Schreckbild wieder, und der Anblick deſſelben ging ihm wie ein zweiſchneidiges Schwert durch die Bruſt. Meluſine lag auf einem Polſter nackt am Boden, aber ihr Grazienleib endete unten in einen ſcheußlichen Wurm, grau und himmelblau, mit Weiß gemiſcht. Das Entſetzen des Grafen ging gar bald in ein inniges Mitleiden mit ſeiner unglückſeligen Gemahlin über; denn er ſah wohl ein, daß ſie durch einen böſen Zauber gefeit ſei, und eine grenzenloſe Angſt bemächtigte ſich ſeiner Seele, daß er nun durch ſeine Wortbrüchigkeit die Huldin verlieren möchte. Am andern Tage ließ er ſeinen Vetter auf die Hoſtie ſchwören, niemals zu verrathen, daß er, Raimund, Meluſinen Samſtags belauſcht, und als der Vetter neugierig fragte, was er geſehen, verſetzte Raimund: „Nichts weiter, als mein ſchlafendes Weib. Sie hat den

ganzen Tag geſchlafen und iſt nicht ein Mal aufgewacht.“ Der Vetter mußte ſchwören, die Spalten wurden wieder vermacht, und der mit dieſer Arbeit beſchäftigt geweſene Maurer mußte ebenfalls einen ſchweren Eid ablegen, nichts davon verlauten zu laſſen; und ſo blieb Alles verborgen, und Meluſine ahnete nicht, daß ihr Gemahl ſie in ihrer Schlangengeſtalt geſehen. Raimund ließ nicht nach in ſeiner ehelichen Zärtlichkeit, zu welcher ſich auch das Mitleid über ihren Zuſtand geſellte, und Meluſine gebar ihm noch zwei Kinder. Aber ſonderbar genug waren dieſelben wunderſchön und wohlgeſtaltet, ein Knäblein, des Vaters, und ein Töchterlein, der Mutter Ebenbild. So hatte der Blick des Vaters den Zauber von den Kindern genommen. Und dieſe beiden Kinder waren es auch, welche nachher Raimunds Geſchlecht fortpflanzten; denn die ältern mißgeſtalteten kamen in der Folgezeit alle jämmerlich ums Leben.

Es vergingen nun wieder manche Jahre und die ältern Söhne waren erwachſen. Raimund liebte auch ſie; denn ſie waren ja ſeine Kinder. Um aber den Himmel zu verſöhnen, hatte er ſeinen zweiten Sohn Freimund dazu vermocht, ſich dem geiſtlichen Stande

zu widmen, und derselbe lebte als Mönch in dem von seiner Mutter erbauten Kloster Mallers. Freimund war aber ein heftiger zänkischer Mann und konnte sich vorzüglich nicht mit seinen Geschwistern vertragen. Vor Allem hatte er aber immer Streit mit Geofroi mit dem Zahne, der ein wilder trotziger Ritter geworden war. Geofroi war ganz unbändig, fahrig, grausam und mordgierig. Das Land zitterte vor ihm weit und breit.

Nun geschah es, daß beide Brüder wieder hart im Streit zusammen gerathen waren und Geofroi sich von Freimund schlimm beleidigt sah. Da schwur der häßliche Ritter Rache zu nehmen an dem häßlichen Schoorkopf und allen seinen Brüdern in Christo, und saß auf mit seinen Knechten, ritt nach Mallers, legte rund um Feuer an das Kloster und verbrannte das Haus und den Bruder Freimund, nebst hundert Mönchen. Da ging ein Wehgeschrei durch das ganze Land ob dieser ungeheuern Frevelthat, und als die Kunde davon nach Schloß Lusignan kam, traf sie den Vater hart und schwer ins Herz, und überlieferte ihn der Verzweiflung. Die gütige Melusine eilte', als sie von des geliebten Gat-

ten Zuſtand hörte, liebend beſorgt in ſein Kloſet, um ihn zu tröſten; und ihr folgten ihre Hofdamen, den Grafen aber umſtanden erſchrocken all ſeine Hofherren.

Kaum aber hatte Raimund Meluſinen erblickt, als er im heftigſten Zorne in die wilden Worte gegen ſie aufbrauſte: „Hebe dich weg von mir, du arge Schlange, du ſchändlicher Wurm! du Schänderin meines Geſchlechts! Du allein biſt Schuld an all dieſem Unheil!“

Meluſine ſank aufſchreiend ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen, ſtaunend blickten die Ritter einander an; da berichtete ihnen Graf Raimund in der Wuth ſeines Schmerzes, wie er Samſtags ſeine Gemahlin geſehen, und alle ſchauderten zurück vor der Schlangenfei.

Als Meluſine wieder zu ſich kam, zuckte der grauſamſte Seelenſchmerz aus all ihren Mienen und mit dem tiefſten Jammer ſprach ſie zu ihrem Gemahl folgende Worte:

„Ich verzeihe Euch Eure grauſame Härte, mein viel werther und ewig geliebter Eheherr, als eine Scheidende, eine Sterbende. Denn ich muß mein trübes Schickſal nun ganz erfüllen und von Euch gehen auf ewig; Ihr dürft nicht erfahren wohin. Ihr

habt Euern Schwur gebrochen und es kommt mir nicht zu, Euch darüber zu ſtrafen. Der Himmel wird es leider thun. Es iſt wahr, ein böſer Zauber hat mich und meine beiden ältern Schweſtern, Melior und Palantine, gefeit, daß wir Samſtags nach unten halb Würmer ſein ſollten. Aber das Verhängniß geht noch weiter und der ſchlimmſte Theil beginnt nun erſt für mich. Denn es hieß alſo: Wenn eine von uns ſich einem Manne als Eheweib hingäbe, und er würde ſie einſt hart beſchimpfen ob des halben Schlangenleibes, die ſolle dann in Leiden und Pein als ein Geſpenſt umher ſchweben bis an den jüngſten Tag. Ihr habt gethan, wovor meine Schweſtern mich warnten; ſie zogen davon, um mein böſes Geſchick nicht anſehen zu müſſen. Sie haben wohl gethan. Aber nun ſollt Ihr auch erſt erfahren, weshalb ich alſo gefeit bin, damit Ihr mich nicht für ſchuldiger haltet, als ich bin. Meine Mutter war die Fee Perſina, mein Vater der König Helmas von Aragonien. Er hatte ihr eidlich gelobt, ſie nicht im Kindbette zu beſuchen, weil ſie da in ihrer übermenſchlichen Geſtalt zu ſehen war; er aber wurde aus Eiferſucht und Neugierde wortbrüchig gleich

Euch, mein Gemahl, und dadurch kam großes Unglück über uns alle. Denn die Mutter verließ uns und übertrug uns die Rache am Vater. Ich schauderte davor und wollte nicht, aber meine ältern Schweſtern beredeten mich, das böſe Werk mit auszuführen. Wir ſperrten ihn mittelſt der uns von der Mutter übertragenen Zauberkräfte in den Berg Avalun. Aber als der Berg geſchloſſen war, vermochte ihn keine Zauberkraft wieder zu öffnen. Die furchtbarſte Reue und Zerknirſchung über dieſe unkindliche That zermarterte meine Seele, ich war ſehr unglücklich, meine Schweſtern aber blieben gleichgültig bei meinem Schmerz, und behaupteten recht gethan zu haben. Da kam aber plötzlich ein entſetzlicher Zauber über uns. Als wir am Berge Avalun vorüber gingen, vernahmen wir des Vaters wild empörte Stimme, die einen grauſigen Fluch über uns ausſprach. Wir ſollten Samſtags halbe Schlangenleiber haben, keinem Manne als Weib gehören, und die ſich dennoch einem verehelichte, ſollte Mißgeſtalten gebären, und einſt, von ihrem Gatten beſchimpft, als Geſpenſt umgehen. Meine grenzenloſe Liebe zu Euch, Graf Raimund, ließ mich den Fluch vergeſ-

ſen, deſſen erſte Hälfte ſich doch ſchon an mir bewährt hatte; ich hörte nicht die dringende Warnung meiner Schweſtern, achtete nicht ihrer Prophezeihungen; die Liebe war ſtärker als der Fluch; ich ließ ſie verblendet ſogar von dannen ziehen; nun aber iſt der Fluch wieder ſtärker als die Liebe geworden und tritt nun ein in ſeine volle Kraft. Ich, die Unſchuldigſte, muß ihn ganz erfüllen und am härteſten büßen. Wehe mir und uns Allen! Meine Beſorgniß iſt wahr geworden; das lauernde Unglück hat mich fürchterlich ereilt. Lebt wohl, mein Gemahl! Mit dieſem Tage werde ich aus den Augen der Menſchen verſchwinden. Ich muß gehen, mein Herz bricht mir! Ich muß mein Verhängniß erfüllen. Noch habe ich von meinen Kindern Abſchied zu nehmen. Lebt wohl, mein Eheherr! Aber Eins ſage ich Euch, ehe daß ich von Euch ſcheiden will, das Ihr und die noch über hundert Jahre und länger nach Euch kommen, wiſſen ſollen: wenn man mich in der Luft daherſchweben ſieht ob dem ſchönen von mir erbauten Schloſſe Luſien, ſo ſoll es gewiß ſein, daß desſelbigen Jahres das Schloß einen andern Herrn gewinne. Und wenn man mich in der Luft nicht erkennen

kann, ſo wird man mich doch beim Durſtbrunnen ſehen, wo ich Euch zuerſt erblickt und lieben gelernt habe, und dies wird ſo lange geſchehen, als das Schloß — mein geliebtes Eigenthum — in Ehren und Gebäuden wohl ſtehet; und beſonders wird man mich gewahren am Freitag in der Nacht, bevor der Herr des Schloſſes das Zeitliche enden wird."

Und als ſie ſolches geſprochen, ging ſie zu ihren Kindern, herzte und küßte ſie, und verließ gleich darauf mit ſchreiender Jammerklage das Schloß Luſignan und ging in den Hain und ward nicht mehr geſehen. Der Graf aber und die Ritter ſtanden erſtarrt vor Schrecken ob ſolcher Mähr, und als ſie ſich aus ihrem grauſigen Entſetzen erholt, war Meluſine ſchon fort, und nun hallte Graf Raimunds Wehgeſchrei um die verlorne geliebte Gattin durch das ganze Schloß und durch das ganze Land, und die Leute trugen ein großes Herzeleid; denn man hatte ſie geliebt und verehrt, und liebte und verehrte ſie nun noch weit mehr, da man mit ihrem unglücklichen Looſe bekannt geworden war. Aber Niemand vermochte die Schmerzen zu würdigen, welche Raimunds Bruſt durchtobten. Er war keines Menſchen Freund mehr, und mochte

Niemand mehr ſehen und ſprechen. Tagelang ſaß er ſtarr an einer Stelle und wendete das von dumpfem Trübſinn umflorte Auge nicht weg, dann weinte er wohl lange wie ein Kind. Er that ab all ritterlich Thun und Gewerb und ging endlich fort ins Gebirg; da ſtieg er auf einen ſehr hohen Berg, der Monte Caſino genannt, dort baute er ſich, fern von allen Menſchen, eine dürftige Hütte, und lebte, in härnes Gewand gehüllt, als Einſiedler von Beeren und Wurzeln des Waldes. Dort ſtarb er auch nach manchem Jahre trüber Leiden.

Seine häßlichen Kinder bekämpften einander um das Erbe, und eins ſtürzte in des andern Schwert. Bevor aber einer von ihren Söhnen Todes verblich, ſahen die Leute Meluſinen auf dem hohen Meluſinenthurme als aſchgraues Geſpenſt ſtehen, oder auch am Durſtbrunnen, und hörten ſie gar jämmerlich winſeln und klagen. Ihre Nachkommen breiteten ſich aus und wurden zuletzt Könige von Frankreich. So oft aber einer aus der Burgherren von Luſignan Familie zu ſterben kam, alſo ſpäter ein König von Frankreich, ſah ſie das Volk auf dem Thurme und am Brunnen.

Es ſtehe hier noch eine Stelle aus einem bekannten franzöſiſchen Geſchichtſchreiber des ſechzehnten Jahrhunderts, Brantom:

„Ich habe einen alten Brödling von Diener vor vierzig Jahren ſagen hören: Kaiſer Karl der Fünfte, als er nach Frankreich gekommen und durch Luſignan geführt ward, ſich mit der Jagd der Dammhirſche zu ergötzen, die dort in einem der größten und älteſten Parks in Frankreich ſehr zahlreich waren, habe die Schönheit, die Größe und Meiſterarbeit des Gebäudes nicht genug bewundern und lobpreiſen können, und was noch mehr iſt, eines Gebäudes, das von einer ſo merkwürdigen Dame aufgeführt worden, von der er ſich mehrere, doch ſehr bekannte Wundergeſchichten erzählen ließ, ſelbſt auch von den guten alten Weibern, welche die Wäſche im Durſtbrunnen wuſchen, und welche die Königin Katharina von Medicis, Mutter des Königs, auch zu fragen und anzuhören geruhte. Die Einen ſagten aus, daß ſie die Meluſine zuweilen zum Brunnen kommen ſähen, ſich darin zu baden; ſie käme dahin in Geſtalt einer ſchönen Frau und im Wittwenkleide. Die Andern ſagten, ſie ſähen ſie zum Baden kommen, halb ihr

Körper eine sehr schöne Dame, und halb eine Schlange, aber es geschehe sehr selten, und zwar am Samstag zur Vesperzeit; denn in diesem Zustande ließe sie sich wenig sehen. Andre sagten, sie sähen sie auf der Höhe des großen Thurmes halb sehr schön und halb als Schlange. Einige sagten, daß, wenn irgend ein großes Unglück oder eine Veränderung dem Königreiche bevorstehe, oder Tod oder Unglück drohe einem von Melusinens Verwandten, den Größten von Frankreich, und wären sie Könige, man sie drei Tage vorher mit einem sehr schrillenden und entsetzlichen Laute zu dreien Malen schreien höre. Man hält dies für sehr wahr. Mehrere Personen von dort, die es gehört haben, versichern es und erhalten es von Vater auf Sohn. Selbst eine Menge Soldaten und Ehrenmänner, die dabei waren, als Lusignan belagert wurde, versichern, daß, als die Belagerung davor rückte, und vor allem, als der Befehl gegeben wurde, das Schloß abzutragen und zu zerstören, Melusine das lauteste Geschrei und Klagen erhoben habe. Das ist, wie viele brave Leute sagen, sehr wahr. Seitdem hat man sie nicht mehr gehört; einige alte Weiber sagen aber, daß sie doch erschienen sei, aber sehr selten."

Der Bischofsstab.

Angelsächsische Sage.

„Umſonſt, meine Kinder! Spart Eure Worte! Hemmt Eure Klagen! Es iſt alles vergebens! Dies unglückliche Königreich hat nun das barmherzige Mitleiden des Erbberers erfahren. Unſre Freiheiten ſind mit Füßen getreten, unſre Religion iſt beſchimpft und verachtet, und von unſern ehrwürdigen Prälaten wird einer nach dem andern, wie Lämmer für den Schlächter, auserwählt. Der edle Primas Stigand iſt ſeiner Würde entſetzt und ins Gefängniß geworfen worden; die Biſchöfe von Seleſey und Elmham haben ſein Schickſal getheilt, und der Lord von Durham iſt aus dem Lande geflohen. Ohne Zweifel bin ich als das nächſte Opfer bezeichnet; denn niemals werden die undankbaren Normänner vergeſſen können, was ſie mir zum Verbrechen anrechnen, daß ich unter dem frommen Könige Edward den Biſchofshut auf dieſem meinen Haupte getragen habe. Darum glaubt mei-

ner Ahnung: Ihr werdet Euch trennen müſſen, meine Kinder. Mir blutet das zärtliche Vaterherz; aber es muß ſein!“

Alſo ſprach ein hoher ſtattlicher Mann von gewaltigem Anſehen und gebieteriſcher Würde in Blick und Haltung zu einem jungen Ritter und einer lieblichen Jungfrau, welche, ihn vertrauens- und kummervoll zugleich anblickend, vor ihm im reichen Gemach ſtanden. Die dünnen weißen Locken um des hohen edlen Mannes Haupt und die tiefen Furchen auf ſeiner Stirne zeugten von ſeinem vorgerückten Alter, aber ſie kündigten weder Abnahme des Geiſtes, noch körperliche Unfähigkeit an; vielmehr blitzte ſein großes glänzendes blaues Auge — obgleich Ehrfurcht um ſich verbreitend — mit dem kühnen Feuer und der liebenswürdigen Lebendigkeit ritterlicher Jugend, und ſein Schritt, als er durch das Zimmer ging, war feſt und nervicht, wenn auch heftig und unregelmäßig. In den ſchönen regelmäßigen Geſichtszügen des edlen Greiſenhauptes drückte ſich ein Gemiſch von Gram und Abſcheu vor Schande oder Herabwürdigung ſeiner Verdienſte und ſeines altadeligen Blutes aus. Seine ſtarken Hände, geeignet — wie

es ſchien — auch das Schwert mit Erfolg zu führen, trugen den langen ſilbernen Krummſtab, das Abzeichen der Biſchofswürde, und ſeine Kleidung verkündete ihn als einen Kirchenfürſten.

„Nein, mein guter Lord,“ ſagte der junge Ritter, und ſchien ſammt der Edeljungfrau den größten Antheil an der Gemüthsunruhe des Greiſes zu nehmen, und ſein eignes Schickſal, das doch damit verflochten war, darüber ganz zu vergeſſen, „glaubt nicht, daß der Eroberer — ſo übermüthig und tyranniſch er auch iſt — ſich unterſtehen wird, die Gefühle, Meinungen und Wünſche ſeiner Unterthanen alſo zu ſchmähen, daß er Eure Herrlichkeit der Würden beraubte, welche Ihr ſo lange und ſo ehrenvoll getragen. Mein Vater ſteht auch hoch in der Gunſt ſeines Fürſten, und wird nicht ermangeln, ſeinen Einfluß zum Nutzen unſerer Freunde anzuwenden, unſrer Freunde,“ fügte er, die Jungfrau mit einem freundlichen Lächeln anblickend, hinzu, „mit welchen wir bald durch eins der zärtlichſten und mächtigſten Bande vereinigt ſein werden. Laßt uns auf ihn vertrauen, mein Lord, und nicht von Trennung reden, die mir — ich ſchwör's Euch zu — unerträglich wäre!“

„Walter Fitzwalter,“ verſetzte der Prälat ernſt, „ich zweifle nicht an Eures Vaters Ehre und Freundſchaft für mich, aber ich kenne den blinden, abhängigen Gehorſam, welchen Eure normänniſchen Geſetze von einem Unterthan für ſeinen Oberherrn mit eiſerner Strenge fordern; ich weiß, daß von getreuen Vaſallen des unbeſchränkt herrſchenden Königs, auf deſſen Befehl, die Pflichten der Freundſchaft, der Kindes-, Eltern- und Gattenliebe, ja — was ſag' ich! — des Chriſtenthums und der Menſchlichkeit aufgeopfert wurden und aufgeopfert werden müſſen. Denn alſo will es das Geſetz des Königs. Du, Walter, wenigſtens haſt ſächſiſches Blut in Deinen Adern und ein ſächſiſches Herz in Deiner Bruſt; aber was hilft es, wenn Dein Vater, ſeiner Königspflicht getreu, Dich von dieſem Herzen meiner ſchönen Tochter reißt, von der Tochter eines Mannes, dem der König ſeine Würden nimmt und ins Elend hinausſtößt? Walter, wir müſſen uns trennen! Du mußt ſcheiden von meinem Kinde!“

Die Jungfrau erhob das vom Borne der Leiden reich getränkte Auge bittend zu ihrem ehrwürdigen Vater, während in ihren bleichen Zügen ſich doch

die Ueberzeugung ausſprach, der edle Greis habe nicht unrecht. Ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Bruſt, in welcher die Flamme der Jugend, die Liebe zu Walter, brannte. Ihre Geſtalt war ſchlank und majeſtätiſch, wie die ihres Vaters — und obſchon die Blüthe der Jugend auf ihren lieblichen Zügen prangte, und ihre langen ſchwarzbraunen Locken in reichen Ringeln auf ihren Alabaſternacken herabfielen, während die heiße Sonne eines langen Lebens das dürftig gewordene Haar des Biſchofs gebleicht und ſeine breite Stirne tief gefurcht hatte: ſo ſprang dem Betrachter doch noch jetzt aus beider Geſtalt und Geſichtszügen eine merkwürdige Aehnlichkeit auf den erſten Blick überraſchend entgegen.

Editha war bewundernswürdig ſchön, und die leichte Bläſſe der Schwermuth, die ihr reizendes Geſicht jetzt überzogen, war nur geeignet, jener Schönheit die Krone der Vollendung aufzuſetzen. Und ſollte der Hauch des Kummers ihr nicht kühl um Herz und Wange wehen? Von ihren lieben Vettern iſt der eine auf dem Schlachtfeld gefallen, der andre auf dem Schaffot, der dritte iſt von der Gewalt des neuen deſpotiſchen Herrſchers in ein

fremdes Land vertrieben, der vierte dieſer Gewalt freiwillig gewichen; und ihr edler geliebter Vater, der den Hirtenſtab zur Ehre ſeiner ſelbſt und ſeines Hauſes und zum Wohle ſeiner geiſtlichen Heerde ſo viele Jahre geführt hatte, iſt jede Stunde gewärtig, von dem Gewalthaber aus ſeinem Biſchofsſitze, aus dem Erbe ſeiner Väter, aus ſeinem Vaterlande — zu Gunſten elender feiler Günſtlinge des normänniſchen Königs — vertrieben zu werden. Der Jungfrau dunkelblaue Augen funkelten wohl mit Recht ſo ſchwermüthig glänzend in Thränen, welche ſich ſtrömend aus ihnen ergoſſen; denn ach! zu all jenem großen Kummer kam ja der wehleidigſte Schmerz, daß ſie von ihrem heißgeliebten Walter laſſen ſollte.

„Theuerſter Vater!“ ſeufzte ſie, „zweifelt doch nicht, daß wir noch glücklich ſein werden. König Wilhelm, obgleich ein Normann, weiß doch Eure Verdienſte und Euer Alter zu ſchätzen; Ihr leiſtetet ihm den Eid der Treue, und habt, ſeit Ihr Euch überzeugt hieltet, aller Widerſtand der unterdrückten Sachſen würde vergeblich ſein und ein fruchtloſes Blutvergießen nur verlängern, Ruhe und Ordnung in Euerm Kirchſprengel gepredigt und erhalten und

Eure Beichtkinder zum Gehorsam gegen den neuen König ermahnt.“

„Und haben nicht Stigand, Agelric und Agelmare dasselbe gethan,“ antwortete der Bischof, „und was ist ihr Lohn? Nein, mein Kind, ich bin nur deshalb so lange verschont geblieben, weil es bekannt ist, daß dieser mein Kopf die Bischofsmütze schon für den Helm vertauscht, daß diese Brust das weiche Unterkleid mit dem Panzerhemd verwechselt hat, und wie es der Zufall oder die Nothwendigkeit wollte, meine Kleider bald von Leinwand, bald von Eisen waren. — Aber hört Ihr nicht? Es verlangt Jemand Eintritt in meine stille Wohnung.“

In diesem Augenblick war der Schall eines Jagdhorns vor dem Thore des bischöflichen Palastes vernommen worden, und gleich darauf ließen die bewaffneten Pförtner einen Ritter in Wehr und Waffen, auf einem stolzen Schimmel reitend, in den Vorhof. Kaum war der Gast rasch vom Pferde gestiegen und vor den Bischof geführt, so erblickten alle, indem er das Visir zurück schlug, ihnen gar wohl bekannte Züge. Der Prälat streckte überrascht beide Hände zum Empfange des geliebten Gastes aus; die

Jungfrau verneigte ſich ſchaamerröthend züchtig und tief, und der junge Ritter warf ſich dem Angekommenen an die Bruſt und rief: „Euern Segen, mein edler Vater! Euern Segen!“

„Mein edler Lord Fitzwalter,“ ſprach der Biſchof feierlich bewegt, „Friede ſei mit Euch!“

„Wulſtan von Worceſter,“ verſetzte der Andre, „ich grüße Euch herzlich!“

„Ha!“ entgegnete der Prälat betroffen, „ſo gerade zu? Es iſt lange, ſeitdem ich mich ſelbſt nur kurzweg Wulſtan von Worceſter nennen gehört habe, und ich habe nicht erwartet, daß mir dieſer einfache Name zuerſt wieder aus dem Munde des Lord Fitzwalter zukommen werde.“

„Ich wage nicht, mein Freund,“ erwiederte der Baron, „Euch Lord von Worceſter zu nennen oder Euch den hochwürdigen Namen zuzulegen, welchen Euch der Krummſtab in Eurer Hand zeither ertheilte, denn ich bin leider! der Ueberbringer des königlichen Willens, daß Ihr nicht mehr Biſchof dieſes Kirchſprengels ſeid.“

„Iſt es wirklich ſo?“ ſagte Wulſtan mit ruhiger Würde, und wandte ſich mit ſeinem Auge voll

herrlicher Klarheit zu den jungen Leuten, fortfahrend: „War ich vorhin nicht mit prophetiſchem Geiſte begabt? Rauſchte nicht mit dem leiſen Flügelſchlage geheimer Ahnung die nächſte Zukunft an meinem innern Auge vorüber? Und, mein Lord," redete er wieder zu dem Boten des Königs, jedoch nun mit einem ſchmerzlichen Anſtrich der Stimme, „darf ich wiſſen, welches Verbrechens der arme Wulſtan von Worceſter ſich ſchuldig machte, daß dieſe alte Hand, die den Hirtenſtab ſo lange geführt, ihn nicht noch für die wenigen Jahre als gewohnte liebe Stütze — denn nun das Alter über mich kommt, bedarf ich erſt des Stabs und der Stütze — faſſen und behalten darf, für die wenigen Jahre, welche mir zur Vollendung meiner irdiſchen Wanderſchaft noch übrig ſind? Was that ich, mein Lord, daß der König mir den mir theuer gewordenen Stab; die troſtvolle Stütze meines Alters, entreißt?"

„Keines Verbrechens ſeid Ihr angeklagt, mein Freund; aber es beunruhigt des Königs Gewiſſen, Euch in einer kirchlichen Würde zu laſſen, die Euch ein Kronenräuber übertrug. Ihr empfingt Euern Biſchofsmantel von Benedict IX., der ſich durch Liſt

und Betrug auf St. Peters Stuhl drängte und hernach durch den unerlaubten Verkauf kirchlicher Aemter verhaßt machte.“

Wulſtans Geſichtszüge hatten bis jetzt nur verletzten Stolz und niedergebeugte Würde ausgedrückt, aber jetzt zog das tödtende Gefühl einer unausſprechlichen Schande ſeinen ſchönen Mund krampfhaft widrig zuſammen. „Tod und Hölle!“ ſchrie er aufbrauſend und ſeine königliche Geſtalt hob ſich zur höchſten Majeſtät des Zorns, und nicht mehr der demüthige Prälat, nein der gewaltige Rittersmann ſtand in drohender Stellung vor den Erſtaunten. „Es hat des Königs Gewiſſen nicht beunruhigt, daß er den Krönungseid ſchon vergeſſen hat, worin er ſchwur, die Kirche zu beſchützen, Gerechtigkeit zu handhaben, Gewaltthätigkeit zu unterdrücken, und die Sachſen, wie die Normannen, durch gleiche Geſetze zu regieren.“

„Verzeiht,“ erwiederte Fitzwalter, „wenn ich Euch erkläre, daß ich ſolche beleidigende Anklagen meines Fürſten nicht anzuhören brauche. Ich bin nicht gekommen, mit Euch über des Königs Befehle zu vernünfteln, ſondern ſie Euch mitzutheilen; und

wahrlich er konnte keinen unwilligern Boten wählen. Aber er hat mich einmal mit diesem mir widrigen Geschäfte beauftragt, und ich habe keine andre Wahl, als zu gehorchen, und sonach Euch zu unterrichten, daß Ihr beordert seid, künftigen Montag vor unserm Herrn, dem Könige, in der Westminster Abtei in der Versammlung zu erscheinen, welche unser gnädigster Herr unter Beisitz des hochverehrten Primas Lanfranc, Erzbischofs von Canterbury, zu halten beschlossen hat, wo Ihr auf Euern Ring und Hirtenstab verzichten sollt; denn der König hat dem edlen Robert von Orleans bereits die oberste Würde des Bisthums von Worcester übertragen."

„O mein Vater!" rief jetzt der Jüngling Walter Fitzwalter, „sicher weiß der König nicht, was er thut, oder wie allgemein und auf welche wohlverdiente Weise unser guter Wulstan beliebt ist. Ein Wort, ein Laut von Euch, mein Vater, und —"

„Schweig', junger Mensch!" unterbrach ihn der Baron streng. „Seine hochfürstlichen Gnaden von Canterbury, welchem ein solches Vermittleramt näher liegt als mir, und eher zukommt, sagte mir, daß er vergebens versucht habe, die Strenge des Königs

zu Gunſten des edlen Wulſtan umzuſtimmen. Der Wille des Herrſchers iſt feſt und unerſchütterlich. Ich würde durch ein einziges für unſern Freund geredetes Wort die ganze Laſt ſeines Zornes unnöthiger Weiſe auf mich laden.“

„Meine ſanfte Editha,“ ſagte Walter jetzt zu der Jungfrau, „wenn ich auch für den Augenblick durch dieſe widrigen Umſtände verhindert bin, der ſchönen Erbin von Worceſters würdigem Prälaten ſogleich meine Hand vor dem Altar zu reichen, wie ich ihr gelobt, ſo ſoll doch nichts in der Welt mich vermögen, jemals eine andre Verbindung einzugehen, und Du wirſt immer in Walter Fitzwalters Herzen herrſchen.“

„Mein Sohn,“ ſagte der Baron mit finſter zuſammengezogener Stirn, „verbanne dieſe thörichten Gefühle aus Deiner Bruſt. Als ich Dir meine Einwilligung zur Verbindung mit dieſem Kinde gab, war ihr Vater noch nicht in des Königs Ungnade gefallen. Aber nie darf ein Fitzwalter die Tochter eines Mannes heirathen, welcher von ſeinem Fürſten ſeiner Würden entſetzt worden iſt.“

„Mein Lord Fitzwalter,“ ſprach der erniedrigte Biſchof wieder gefaßt und würdevoll, „Wulſtan von

Worceſter, der Abkömmling einer langen Reihe berühmter Vorfahren aus dem tapfern Sachſenvolke, Wulſtan, deſſen Stirne die geweihten Hände des heiligen Königs Edward mit dem Biſchofshute geziert haben, war niemals gedemüthigt bis auf dieſen Augenblick, wo ein normänniſcher Abenteurer, das Werkzeug eines räuberiſchen Herrſchers, deſſen Väter ſelbſt norwegiſche Räuber waren, ſich erkühnte, eine Vereinigung meiner Familie mit der ſeinigen als einen Schimpf zu betrachten. Lebt wohl, mein edler Lord! Ich werde den König in Weſtminſter finden. Und glaubt mir, weder Editha noch ich werden Euch in Zukunft Urſach geben, Euch vor einer Befleckung der Ehre Eures Hauſes zu fürchten.“

Als der Biſchof alſo ſprach, flammten ſeine Augen wie Feuer, und ſein ſtraff ausgeſtreckter Arm beſtätigte die Wahrheit ſeiner frühern Ausſage, daß der eiſerne Panzerhandſchuh demſelben eben ſo gut ſtehe, als der geiſtliche feinlinnene Ueberwurf. Der Baron ſchien beſtürzt und hatte unwillkührlich den Knauf ſeines Schwertes ergriffen; aber als er ſich auch in demſelben Augenblicke der Jahre und des heiligen Standes des vor ihm ſtehenden Mannes erinnerte,

ſchob er eben ſo ſchnell die halb entblöſte Klinge wieder in die Scheide zurück. Editha ſchmiegte ſich, von Furcht und Liebe bewegt, an ihren Vater, und Walter ſtand halb vorgeſchritten zwiſchen den beiden aufgebrachten Rednern, deren jedem er gleiche Verehrung zollte, und war bereit, die Gewaltthätigkeit eines jeden mit Jünglingskraft zu verhindern. Der Baron ergriff jetzt ſeines Sohnes Arm und war im Begriff, ihn mit ſich fort aus dem Zimmer zu ziehen, als Editha in Verzweiflung rief: „Walter, theurer Walter, verſtoße mich nicht! Verlaß mich nicht auf eine ſo furchtbare Weiſe!“

Der junge Mann ſtürzte in wilder Aufregung aller Gefühle auf ſie zu, und würde ſie in die Arme geſchloſſen haben, wenn nicht beider Väter ſich beeilt hätten, dieſer Umarmung zuvorzukommen. Der Baron riß ſeinen Sohn zurück und der Prälat nahm ſein Kind an die Bruſt, flehend: „Editha, theures Kind! Belaſte doch mein graues Haupt nicht mit Unehren! Bedenke, daß Du meine Tochter biſt, die ſich nicht an den ſtolzen Normann hängen kann und darf, der Dich kalt von ſich ſtößt!“

„Walter!“ ſagte der Baron, „achteſt Du Dei-

nes Vaters und Deines Königs Mißfallen so gering? Es wäre Dir besser, Du wärst begraben, als mit der Tochter eines in Ungnade gefallnen Mannes verbunden.“

Wulstans Eifer würde nach diesen Worten zu Gewaltthätigkeiten übergegangen sein, hätte sich Fitzwalter nicht eiligst mit seinem Sohne aus dem Zimmer und dem Palaste entfernt. Walter verzweifelte, daß er jetzt die erbitterten Gemüther der beiden Alten vereinigen würde, und hoffte vielmehr auf die gütige Versöhnerin Zeit, daß sie ihm eine günstigere Gelegenheit herbeiführen werde, diese unglücklichen Zwistigkeiten beizulegen.

Als Editha sich in ihr stilles Frauengemach zurückgezogen hatte, stürmten tausend schmerzliche Betrachtungen durch ihre Seele. Aber der Grundton derselben war und blieb die innigste heiligste Neigung zu Walter Fitzwalter.

Der Vater dieses Jünglings war ein normännischer Edelmann vom höchsten Range, welcher ein Fräulein aus einem alten Sachsengeschlecht, dem Hause Wulstans vielfach befreundet, geheirathet und seit jener Zeit mit dem Bischof von Worcester bis

zum Einfall des Herzogs Wilhelm in freundſchaftlicher Verbindung geſtanden hatte. Des jungen Walters Liebe zu Editha, mit welcher er aufgewachſen war, wurde von beiden Vätern geſegnet und von der Jungfrau erwiedert, und nichts ſchien ihrem Glücke entgegen zu ſtehen, als plötzlich der Herzog von der Normandie ſeine Anſprüche auf die engliſche Krone erhob und mit Kraft und Ausdauer betrieb. Dies Ereigniß machte aller Gemeinſchaft zwiſchen den Sachſen und Normannen in England ein Ende, und Walter verließ die Inſel, um nach kurzer Zeit in Begleitung ſeines Vaters und als Ritter jenes Heeres dahin zurückzukehren, welches ſpäter die Siege von Haſtings gewann. Das ſchnell aufflammende Glück des Eroberers und die unbedingte Unterwerfung Englands unter Wilhelms Scepter veranlaßten Wulſtan gar bald, dem neuen Lehnsherrn Treue zu ſchwören, gegen welchen er nicht einmal gepredigt oder ſonſt geeifert hatte. Aber leider hatte Wulſtan, ungeachtet ſeines hohen Alters und geiſtlichen Standes, die Waffen in den Reihen der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Sachſen an jenem unglücklichen Tage getragen, welcher den Herzog von der Norman-

die zum Herrn der Schickſale Englands machte; und dies war dem neuen Herrſcher nicht unbekannt geblieben. Später erinnerte ſich Wulſtan, daß Walter ſächſiſches Blut in den Adern habe, daß er Editha aufrichtig liebe und von ihr eben ſo geliebt werde, und er wollte ſein einziges Kind glücklich ſehen. Ja zuweilen ging er im Eifer der Verſöhnung ſo weit, hiſtoriſch darthun zu wollen, daß Normannen und Sachſen einen gemeinſchaftlichen Urſprung im Norden gehabt, und daß der kurze Aufenthalt der erſtern in Neuſtrien nicht an ſich ſelbſt hinreichend wäre, das Band der Blutsverwandtſchaft beider Völker zu zerſchneiden. Und ſo kam es denn, daß der junge Fitzwalter und durch dieſen bald auch der Baron, ſein Vater, kurze Zeit nach Englands Beſiegung wieder willkommne Gäſte im biſchöflichen Palaſte, und der junge Ritter und Editha bald mit einander verlobt waren.

Die Tochter des Biſchofs ſaß am geöffneten Fenſter und ſtarrte von ſchmerzlichen Erinnerungen bewegt in die düſtere Dämmerung hinaus, die dem Zuſtand ihrer Seele glich. Die Staatsverhältniſſe und die Rechte der ſtreitenden Familien an die engliſche

Krone galten dem holden Kinde nichts; die Liebliche kannte ſie kaum und ſie konnte deshalb nicht begreifen, wie ihr ſo fremde unintereſſante Dinge ihrer heißen Liebe hemmend in den Weg treten konnten. Die Mondesſichel ſchiffte unterdeſſen durch ſchwarze Wolkenwogen und verſilberte den Savern, deſſen reißende Waſſer faſt die Mauern des biſchöflichen Palaſtes beſpülten, und vergebens ſuchte ihr ſcharfes Auge über den breiten Fluß zu ſetzen und das jenſeitige Ufer zu erſtreben, um die prächtigen Thürme und Säulen der Kathedrale dort zu begrüßen, und nur in der nächtlich umſponnenen Ferne erblickte ſie die ſchwachen, ſchier geiſterhaften Umriſſe der majeſtätiſchen Gipfel des Malvern. Sie gedachte mancher herrlichen Sommernacht, wie dieſe, wo die ſtolzen Häupter dieſes Bergs, die Thürme und Spitzen jenes ehrwürdigen Gebäudes und die Waſſer des durchſichtigen Stroms im blaſſen Silberlichte des Mondes geglänzt hatten, wenn ſie Arm in Arm mit ihrem Geliebten an deſſen Ufern gewandelt, entzückt über den bezaubernden Anblick, und Walter die volle Seele in ein Lied zum Preiſe ihrer Schönheit und zur Verſicherung ſeiner Liebe gegoſſen und die Laute mit kühner Geſchicklich-

keit dazu gespielt hatte. Alles war wie ein Traum verschwunden, all diese Seligkeit hatte ein böser Augenblick zerstört und eine sorgenvolle Wirklichkeit an ihren Platz gestellt. Thränen entströmten den Augen der Jungfrau, sie schloß das Fenster und wollte ihre müden Glieder auf das Ruhebett tragen. Da drangen plötzlich ihr wohlbekannte Töne an ihr Ohr. Sicherlich war es Walters Laute, und zweifelsohne war es Walters Hand, die die Saiten bewegte. Es waren ja dieselben Töne, mit welchen wenige Minuten vorher sich ihre Erinnerung beschäftigt hatte, und eine Stimme, in deren Klange sie sich nicht irren konnte, sang ein ihr sehr theures, von Walter an sie gedichtetes Lied. Editha öffnete das Fenster wieder. Ein leichter Nachen schaukelte sich auf dem Flusse; das Mondlicht fiel in gerader Richtung darauf; und es war nicht schwer für das liebende Auge, den geliebten Jüngling zu erkennen, der im Boote aufrecht stand und Bogen und Pfeil in seiner Hand hielt. Er winkte ihr zu, und richtete den auf der Senne liegenden Pfeil gegen das Fenster; sogleich trat sie einige Schritte bei Seite und der Pfeil flog in das Gemach. Am Schafte desselben flatterte ein kleiner Zettel,

welchen ſie mit ſehnſucht- und erwartungzitternder Hand öffnete; und im ungewiſſen Scheine des Mondes las ſie folgende Zeilen:

„Uebermorgen, theuerſte Editha, alſo Montags früh, eine Stunde nach dem Frühſtück will Dein Vater nach Weſtminſter aufbrechen, um ſich vor den König und die Verſammlung der Geiſtlichen zu ſtellen. Ich habe ſeine Befehle zur Abreiſe ſo eben von Euerm Haushofmeiſter, mit dem ich mich verſtändigt habe, erfahren. Mein Vater verläßt zu derſelben Zeit unſer Schloß, um ſich ebenfalls nach Weſtminſter in des Königs Gefolge zu begeben. Eine Stunde nach ſeiner Abreiſe gedenke ich an der Pforte des biſchöflichen Palaſtes von Worceſter zu ſein. Der Haushofmeiſter kennt meinen Plan, und wird das Weitere mit Dir verabreden. Ich habe Roſſe, flüchtig wie der Wind, die uns eiligſt in die St. Annen-Abtei tragen werden. Der Abt iſt mein Freund und wird uns durch Bande vereinigen, die weder Könige noch Kirchenverſammlungen aufzulöſen vermögen. Gib mir ein Zeichen durch einen Kuß auf Deine rechte Hand, daß Du einwilligſt, das höchſte Glück zu beſiegeln Deines Walter.“

Kaum hatte Editha das Zettelchen gelesen, als sie auch sogleich das verlangte Zeichen gab. Walter küßte seine Hand wieder und warf ihr mit derselben den Kuß zu; dann gleitete das Boot schnell den Strom hinab, während des jungen Ritters Laute zarte weiche Töne, Ausdruck seliger, dankbarer Gefühle, hauchte.

In Hoffen und Bangen verging dem liebenden Mädchen der stille Sonntag; sie verkehrte heimlich mit dem Haushofmeister und bereitete ihre Flucht vor, während ihr Vater mit den Vorkehrungen zu seiner eignen Abreise beschäftigt war und deshalb nicht auf Editha's Treiben merkte.

Der sonnenheitre Montagmorgen sah alle Wege, die zur Hauptkirche führten, mit einer Menge Wandrer, die der Versammlung beiwohnen wollten, angefüllt. Es war als ob die ganze Christenheit auf der Wanderschaft wäre, um die Beschlüsse ihrer Väter zu vernehmen. Als der Greis Wulstan auf der Straße mit seinem Gefolge hinfuhr, wurde er von den liebevollsten und herzlichsten Grüßen dieser Menge begleitet. Viele erfüllten die Luft mit ihrem beifälligen Zuruf, andre lagen knieend am Wege und fleh-

ten um ſeinen Segen, und leiſe Verwünſchungen des Eroberers und ſeiner Normänner miſchten ſich hie und da in den Jubel des den Prieſtergreis hochverehrenden Volks. Wulſtan ſtand hehr und ernſt, wie ein Held des Glaubens, auf ſeinem Wagen und ſpendete mit ſeinem Hirtenſtabe Segen über die Menge. Bald darauf ritt der Baron Fitzwalter mit ſeinem zahlreichen Gefolge denſelben Weg; da wurde kein Laut vernommen; man ließ den Günſtling des Königs mit wahrer Todtenſtille vorüberziehn. Und ſo ging es fort; wenn ein vom Könige verfolgter Sachſe vorüberzog, ſo jauchzte ihm das Volk Beifall zu, kam aber ein vom König geliebter Normann, ſo blieb es ſtill. Jeder Pär und Prälat hatte alſo Gelegenheit, die Geſinnungen der Menge gegen ihn kennen zu lernen. Aber in lautes Murren brach der Unwille des Volks aus, als Robert von Orleans, der ſchon beſtimmte Nachfolger Wulſtans, eilig durch Worceſter fuhr, von einem großen Haufen Ritter begleitet.

„Wulſtan unſer Biſchof bis an ſeinen Tod!“ — „Es lebe das Andenken des heiligen Königs Edward!“ — „Gott vertheidige den guten Sachſen-Biſchof!“ Dies waren die Ausrufungen, die in die Ohren des

Normanns klangen, als er durch die Hauptstadt seines vermeintlichen Kirchsprengels seine Rosse lenkte.

„Tod und Teufel!“ schrie der präsumirte Bischof, „diese Sachsenhunde sehnen sich nach einem zweiten Schlachtfelde von Hastings!“ Und er schlug auf die Rosse, daß sie über die Brücke raseten und durch das Thor, und athmete erst freier, als er im weiten Felde war. Dort ließ er die Pferde im langsamen Schritt verschnaufen und hing seinen erbitterten Gedanken nach. Als er so eine Zeit lang gebrütet hatte, erhob er die Augen, deren Blicke ein Paar hastig vorüber sprengende Reiter auf sich zogen.

„Raimund von Caen,“ sprach er zu dem ihm zunächst reitenden Ritter, „kennst Du diese beiden flüchtigen Reiter?“

„Es ist ein junger stolzer Rittersmann und eine wohlgebildete Jungfrau, die, wie mich dünkt, wenig Lust haben, mit uns nähere Bekanntschaft zu machen.“

„Eilt! eilt, meine Freunde!“ sagte der erwählte Bischof hastig; „die beiden Flüchtigen interessiren mich; ich wünsche mehr von ihnen zu wissen.“ Und sogleich trieben die Normänner ihre Pferde an, daß sie mit Sturmes Schnelle dahinsausten und den Bo-

den weit hinter ſich warfen; aber desungeachtet würden ſie die Flüchtigen nicht erreicht haben, wenn die Jungfrau nicht offenbar unfähig geworden wäre, die Wuth dieſer Jagd zu ertragen. Näher ſchon kamen die Verfolger, da wandte ſich der junge Ritter ſchnell und ſchwenkte drohend ſeinen Speer gegen ſie.

„Bei der heiligen Jungfrau!“ rief Raimund, „das iſt der Sohn des Baron Fitzwalter; und ich wollte meinen edelſten Falken gegen den ſchlechteſten Habicht von England wagen, daß ſeine Begleiterin Wulſtans von Worceſter ſchöne Tochter iſt, mit der er, während der Abweſenheit ihrer beiden Väter, ſich auf und davon macht.“

„Meinſt Du?“ fragte Robert von Orleans. „Das könnte dem Biſchofshute Gefahr bringen, womit ich mein Haupt zu ſchmücken gedenke. Wohlan! ergreift ſie und führt ſie als meine Gefangene mit euch!“

Raimund ritt bald an Walter Fitzwalters Seite und rief:

„Ei guten Morgen, lieber Walter! hätt' ich doch nicht daran gedacht, daß mir heute die Freude widerfahren würde, in Deiner Geſellſchaft nach Weſtminſter zu reiſen.“

„Ich reiſe nicht nach Weſtminſter," verſetzte der junge Ritter, „ſondern begleite dieſe Edeljungfrau nach der Abtei von St. Anna, in deren heiligen Mauern ſie einen ſichern Zufluchtsort, während der Abweſenheit ihres Vaters, finden wird."

„Obſchon mit den heitern Künſten des Lebens vertraut und in der Dichtkunſt wohlbewandert, verſtehſt Du Dich doch ſchlecht auf die Kunſt der Wahrſagerei, Walter; denn Du wirſt nicht nach der St. Annen-Abtei, ſondern nach Weſtminſter reiſen."

Der junge Ritter ſah den ſpöttiſchen Sprecher erſtaunt an; aber eben kam der Wagen des erwählten Biſchofs an, und derſelbe rief heraus: „Bewacht ſie beide wohl! Ueber dieſen Handel muß der König ſelbſt entſcheiden. Lord Fitzwalter, der bei der Verſammlung zugegen iſt, wird eben nicht ſehr erfreut ſein, zu erfahren, wie ſein Sohn ſich in ſeiner Abweſenheit betragen hat."

Walter Fitzwalter ſah, daß Widerſtand vergebens ſein würde, und fand es ſogar für überflüſſig, den ſchlauen Robert nur mit der kleinſten Erwiederung zu ehren. In mürriſchem Schweigen unterwarf er ſich dem Befehl der Gewalt, und ritt mit

im Zuge. Das erſchreckte Mädchen folgte, ſtumm und bleich, ſeinem Beiſpiele.

An dem Tage, an welchem die Verſammlung gehalten wurde, ſchien die ganze Bevölkerung von Weſtminſter und London — ungeachtet der Entfernung zwiſchen beiden Städten — in der Nachbarſchaft der Abtei verſammelt zu ſein. Das Gerücht, daß Wulſtan von Worceſter aufgefordert worden ſei, ſeinen Hirtenſtab einem Normannen zu überlaſſen, hatte ſich weit ausgebreitet und eine außerordentliche Aufregung hervorgebracht. Schon lange war dieſer Biſchof der Sachſen Abgott; er wurde wie ein Heiliger angebetet. Man ſprach heute von nichts als Wulſtans hohen und zahlreichen Tugenden, man rühmte allgemein ſeine außerordentliche Freigebigkeit gegen die Armen, die ſeiner fürſtlichen Einnahme gleich kam, man rühmte ſeine Enthaltſamkeit, ſeine einfachen Sitten und Lebensweiſe, ſeinen Gerechtigkeitsſinn, ſeine Tapferkeit, ſeine hinreißende Beredſamkeit. Auch erinnerte man ſich, daß er der beſondern Gunſt des letzten Königs, Edwards des Beichtigers, ſich zu erfreuen gehabt — und wenn auch dieſer König bei ſeinen Lebzeiten ſchwach und läſſig geweſen war, ſo zollte ihm das

Sachsenvolk doch nach seinem Tode hohe Verehrung
nd der Papst versetzte ihn unter die Heiligen.

Als Bischof Wulstan sich durch die die Abtei um=
uthenden Menschenmassen feierlichen Schritts be=
egte, geschmückt mit seinem Priesterkleide und den sil=
ernen Bichofsstab in der Hand tragend, da kniete die
Menge ehrfurchtsvoll vor ihm nieder, und beugte die
Häupter, um seinen Segen zu empfangen. So weit
as Auge reichte, sah es die niedergeworfene Masse und
nwillkührlich ergriff alle der Geist, der aus den ehrwür=
ig heiligen Zügen des Priestergreises ausging über alles
Volk. Die am Eingange der Abtei Wache haltenden
Reisigen hatten die bis jetzt eingetretenen Geistlichen
auf eine sehr verschiedene Weise empfangen. Sobald
nämlich ein normännischer Prälat vorüber ging, beug=
ten und bekreuzigten sie sich; kam aber einer der we=
nigen Sachsen, die bis jetzt ihre Würde behalten hatten,
so standen sie wie unbewegliche Säulen. Aber als
Wulstan, seinen Stab vorstreckend, mit festem Schrit=
te auf die Schwelle des heiligen Gebäudes trat,
da war's als ob ein gewaltiger unsichtbarer Arm
die feilen Sclaven der Despotie in den Staub
würfe; sie vermochten die leuchtenden Blicke des Bi=

ſchoſs nicht zu ertragen, ſie fühlten ſich ſchwach und vernichtet und beteten auf ihren Knieen um ſeinen Segen. Er ſprach auch über ſie die heilſpendenden Worte und trat in den Tempel; lauter Beifallsruf der verſammelten Menge jubelte ihm entgegen und konnte nur durch die erhobenen Spieße und Schwerter der königlichen Begleiter in ein halblautes ängſtliches Murmeln verwandelt werden, indeß das Gedränge mit jedem Augenblick ſtieg und ſich vergrößerte.

Vor dem Hochaltar und nahe dem Grabe Edwards des Beichtigers war ein vom höchſten Glanz und Pracht umſchmückter Thron errichtet, auf welchem ein mittelgroßer Mann von ohngefähr fünf und dreißig Jahren ſaß. Auf ſeinem blondlockigen Haupte ruhte die Krone von England, in ſeiner ſtarken Hand hielt er das Scepter, auf ſeinen Schultern haftete der Purpur; er war mit allen Inſignien der königlichen Würde umgeben. Neben dieſen äußern Abzeichen des Herrſchers zeigten der leuchtende Glanz ſeines durchdringenden blauen Auges, der erhabene Stolz ſeiner majeſtätiſchen Stirne und das um ſeine bärtigen Lippen ſchwebende gebieteriſche Lächeln hinlänglich Wilhelm den Eroberer, den Herzog der Norman-

nen und nun König von England, an. Zu seiner Rechten, auf einem etwas niedrigern Sitze, saß Lanfranc, ein mailändischer Mönch, welcher erst vor kurzem zur erzbischöflichen Würde von Canterbury erhoben worden war, und zufolge seiner ausgezeichneten Stellung die Versammlung präsidirte. Viele andere Bischöfe, Aebte und andere Geistliche, Robert von Orleans inbegriffen, saßen in der Runde umher. Die hohen normännischen Barone und Vasallen des Königs standen zur Linken desselben. Unter ihnen befand sich der Lord Fitzwalter.

Nachdem Wulstan mit bescheidener Würde vor den König getreten war, redete ihn Lanfranc also an:

„Wulstan, ehemals Bischof von Worcester, ich bin von unserm unumschränkt herrschenden Könige und Herrn, Lord König Wilhelm, — dem langes Leben und Glück sei! — befehligt worden, Euch zu unterrichten, daß es ihm gefallen hat, Euch des Amtes, welches Ihr so lange unwürdig behauptet habt, zu entbinden, indem sein hoher Verstand eingesehen, daß Ihr ein ungelehrter und thörichter Mann seid, der französischen Sprache nicht mächtig und unfähig so der Kirche wie dem König mit Rath und That zu

dienen. Deshalb fordere ich Euch hiermit auf, mir Hirtenstab und Ring zu übergeben, damit ich beides demjenigen übertrage, welchen zu Euerm Nachfolger zu ernennen dem Könige gefiel."

Wulstans schlanke Gestalt hob sich höher, seine nervichten Glieder dehnten sich zu ungewöhnlicher Größe, ein hehrer Stolz ging wie Heiligenschein von seinem edlen Gesicht aus.

„Ich weiß, mein Lord Erzbischof," sagte er laut und feierlich, „daß ich völlig unfähig und unwürdig bin, ein so hohes Amt zu bekleiden, unfähig für die Pflichten, unwürdig der Ehre dieser Oberpriesterstelle. Und doch finde ich es unpassend, daß Ihr den Hirtenstab von mir verlangen sollt, den ich doch nicht von Euch empfangen habe. Indessen der König von England hat befohlen, daß ich den Stab niederlege, und ich unterwerfe mich als ein getreuer Unterthan diesem Befehl; ich will darauf Verzicht leisten. Jedoch werdet Ihr mir erlauben, und ich halte es der Billigkeit gemäß, daß ich ihn dem Könige von England zurückgebe, der ihn mir übertrug."

Nach diesen Worten schritt er feierlich durch die Kirche auf König Edwards Grab zu, und die stau-

den Blicke der von Grabesschweigen gefesselten
enge folgte seinem langsamen Tritte.

„Dreister Verräther!“ schrie der König, wun-
bar und grausig ergriffen, vom Throne herab;
ist Du wahnsinnig? Bedenke, wohin Dich Dein
ler Trotz führt! Haltet ihn auf, den Rebellen!“

Wulstan achtete nicht auf diese Worte; er schien
nicht zu hören, noch den entflammten Zorn des
Monarchen überhaupt zu bemerken; auch wagte es
iner, ihn aufzuhalten; ihr Wille war von heiligen
chaudern, die jede Brust durchrieselten, gebunden,
nd alle hegten die Ahnung, daß hier der Befehl ei-
es höhern Königs walte, als der des normännischen
roberers.

Wulstan kniete ungehindert an das Königsgrab
ieder und sprach laut: „Du weißt es, o heiliger
König, daß ich nie nach der Würde meines Amtes
rebte, daß ich sie vielmehr nur auf Deinen strengen
öniglichen Befehl übernahm; weder der Wunsch der
Prälaten, die Bitten der Mönche, noch die Stimmen
des Adels hatten mich dazu vermögen können. Da
sprachst Du, heiliger Edward, und — obgleich noch
immer abgeneigt — nahm ich Stab und Ring aus

Deiner Hand; aber ich ſchwur mir zugleich, die Pflichten meines Amtes mit gewiſſenhafter Treue zu erfüllen. Du weißt, daß ich meinen Schwur gehalten habe. Aber ſiehe nun, da iſt ein neuer König, da ſind neue Lords; und ein neuer Erzbiſchof thut einen neuen Ausſpruch. Dich klagen ſie der Schwäche an, daß Du mich zum Biſchof gemacht, und mich der Dreiſtigkeit, daß ich Deinem Befehle nachgegeben. Ich wußte, daß ich des Amtes unwürdig war, ich ſagte es Dir oft und viel; Du haſt mich gezwungen, jetzt vertritt Du mich. Hier nimm den Stab zurück; gib ihn einem Würdigern, einem Beſſern."

Alſo redend ſtand er auf und ſtieß den Stab mit außerordentlicher Kraft und Heftigkeit auf die ſteinerne Platte, womit das Grab bedeckt war; und ſiehe! der untere Theil desſelben drang zum größten Erſtaunen aller Umſtehenden an vier Zoll tief in den Stein hinein, ſo daß der Stab darin eingeſchloſſen blieb und unbeweglich feſt ſtand.

Der König, der in hoher Spannung vom Throne aufgeſtanden war und mit der größten Aufmerkſamkeit Wulſtans leidenſchaftliche Geberden beobachtet hatte, ließ ſich jetzt, als er ſah, daß dieſe Leidenſchaft

in einer ſo unbedeutenden nichtsſagenden Handlung ſich äußere, mit einem geringſchätzenden Lächeln wieder in den Seſſel nieder und ſagte zu ſeiner Umgebung: „Wenn die verletzte Eitelkeit des alten kindiſchen Mannes auf dieſe Art beruhigt und zufrieden geſtellt werden kann, ſo mag es immerhin ſein. Wir haben nichts dagegen. Mein guter Lord Robert von Orleans, ich bitte Dich, nimm den biſchöflichen Stab dort hinweg und behalte ihn für Deine Mühe.“

Der normänniſche Mönch ſtand von ſeinem Sitze auf und ſchritt mit Vergnügen dahin, das Symbol ſeiner neuen Ehrenſtelle an ſich zu nehmen. Er ergriff den Stab, er zog daran, er ſtrengte alle ſeine Kräfte an, aber ſo wenig er vermochte mit ſeinem bloßen Arme eine der mächtigen Eichen draußen vor der Abtei aus ihren Wurzeln zu reißen, eben ſo wenig konnte er den Biſchofsſtab von der Stelle bewegen, auf welche ihn Wulſtans Hand gepflanzt hatte.

„Höll' und Tod!“ rief der König wüthend, „haben unſre normänniſchen Prälaten ſo wenig Muskelkraft, daß ſie einen von einem alten Narren in die Erde geſtoßenen Stock nicht herauszuziehen vermö-

gen? Mein Lord Erzbiſchof, bringt Ihr mir den Stab!“

Lanfranc, ein herkuliſcher Mann, von ungeheurer Leibesſtärke und noch nicht von hochaufgezählter Jahrereihe ſeiner vollen Mannskraft beraubt, trat zum Grabe und faßte den Stab; aber ſeine Anſtrengungen blieben eben ſo erfolglos, als die ſeines Mönchsbruders.

„Ha!“ rief der König mit einer Miſchung von Staunen und Geringſchätzung in den Zügen ſeines Geſichts dem ſich abmühenden Erzbiſchof zu: „Ihr ſeid eben ſo ein Held. Viel Geſchrei und wenig Wolle. Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß meine Geiſtlichkeit ein ſolch kraftloſes Oberhaupt beſäße. Wohlan, ihr edlen Patres, die Ihr hier verſammelt ſeid, beſchämt Euer Oberhaupt. Wer von Euch mir den Stab bringt, ſoll ihn behalten und Biſchof von Worceſter ſein.“ — Die ehrwürdigen Väter erhoben ſich in ſchleunigſter Eile von ihren Sitzen und ſtürzten, von der lockenden Ausſicht getrieben, Hals über Kopf nach dem Grabe, um ſich einander zu überholen, und ſchlugen ſich faſt im heiligen Eifer, indem Jeder zuerſt den Stab herausziehen wollte, aber ihr Eifer er-

lahmte gar bald an der wunderbaren Festigkeit der Silberstange. Einer um den Andern zog keuchend und mit Schweiß bedeckt, beschämt ab, und gönnte den Uebrigen gern das Bisthum. Immer Andre drängten sich zu, ihre doch sonst vielfach erprobten Kräfte zu versuchen, aber das Staunen des Volks wuchs mit jedem neuen Abtritt. Die Geistlichkeit zog sich mit dem Gemurmel der Verwunderung zurück; und der König rief, im höchsten Grad entrüstet: „O Ihr nervenschwachen Kirchendiener! Das Beten muß Euch gar arg angreifen und Kräfte rauben. Ihr dauert mich alle, ihr Schwächlinge! Wohlauf Ihr normännischen Ritter, die Ihr mit mir die Schlacht von Hastings geschlagen und dies Land unterjocht habt, geht und zieht lächelnd den Stab heraus! Wer ihn bringt, dem gehört das Bisthum.“ Zaudernd ging einer um den andern der starken Ritter, und nur um dem Befehl des Königs Folge zu leisten. Aber fest hielt der Grabstein den Stab; keiner zog ihn heraus.

„Ha! auch Ihr!“ schäumte des Königs Wuth und warf Todesblitze auf seine Mannen; und vom Throne aufspringend, eilte er zum Grabe, faßte mit seinen eckigen Fäusten grimmig den silbernen Stab

und rüttelte mit Löwenkraft daran. Aber das heilige Metall wich nicht ein Haar breit aus seiner steinernen Höhle. Und immer mehr strengte sich der König an, die Nervenkraft seiner Hände schien zu wachsen; dicke Tropfen traten auf seine Stirn und fielen herab, er keuchte athemlos, und mußte endlich los lassen von der furchtbaren Anstrengung.

„Wer erklärt mir dies?“ fragte der König jetzt erstaunt, und seine Augen fielen auf Wulstan, der bis jetzt wie im frommen Gebete mit gefalteten Händen daneben gestanden hatte. „Ihr habt den Stab hinein gestoßen, Wulstan,“ fuhr Wilhelm fort, „so zieht ihn auch wieder heraus!“

Und der Bischof streckte mit einem heiligen Blicke nach oben seine Hand darnach aus und zog ihn spielend aus dem Stein, wie ein Kind ein Holzstäbchen aus dem weichen Rasen.

„Ich bin gerächt!“ sagte Wulstan und reichte dem Könige den Stab. Aber dieser wehrte ihn mit der Hand ab, erfaßt von einem heiligen Schrecken. Und im todten Schweigen starrte die Versammlung, und auch sie durchzitterte jenes Grausen; dann erscholl es: „Ein Wunder! Ein Wunder!“ von Mund

Mund, bis dieſe einzelnen Worte der Einzelnen einem großen gewaltigen Chor zuſammenbrauſten wie Bäche in einem Strome — der donnernd an gewölbte Decke der Kirche ſchlug und von dort verkt zurückkehrte. Und eine ſtarke Begeiſterung kam r alles Volk, und es ſchrie aus tiefer Bruſt: „Genet ſei das Andenken des heiligen Königs Edward! re ſeinem Diener Wulſtan, Biſchof von Worce!“ Und das Geſchrei mit der Wundermähr drang ch die Thüren hinaus, und wurde fort und fort derholt, und ein allgemeiner Jubel ſtieg tauſendmmig zum Himmel empor.

„Der Wille des Himmels geſchehe!“ ſagte der oberer, zu Wulſtan gewendet. „Es wäre Wahnn, mich ihm zu widerſetzen. Lord von Worceſter, haltet den Stab, den Eure Hände ſo lange mit ren getragen, und den ſie allein dem königlichen rabe Eures Beſchützers entnehmen konnten. Uns er mag Gott verzeihen, böſen Rathgebern Gehör geben zu haben, die ſich zum Untergange eines unrer treueſten Diener böswillig verbunden hatten. eib lange noch Biſchof von Worceſter!“

Ein gewaltiges Volksjauchzen umfluthete die

Ohren des Königs, zum Dank, daß er das göttliche Wunder verehre. Dann verſchlang die Menge den heiligen Mann mit Blicken, der den Hirtenſtab mit frommer Geberde gen Himmel hielt.

„Robert von Orleans," wandte ſich hierauf der König zu dem in ſeiner ſchönſten Hoffnung arg getäuſchten Kandidaten des Bisthums, „ſagteſt Du mir vorhin nicht von einer Beſchuldigung, welche Du gegen zwei junge Leute vorzubringen hätteſt und für welche Du unſre Aufmerkſamkeit erflehen wollteſt!"

„So iſt es, mein Gebieter," verſetzte der Mönch mit einem neuen Hoffnungsſchimmer, er vermöchte Wulſtan doch noch aus der Gunſt des Monarchen zu entfernen. „Eine ſolche Beſchuldigung habe ich allerdings vorzutragen, und es kränkt mich tief, daß ſie meinen edlen Lord von Worceſter leider mit betrifft."

„Sprich ſie denn aus, ehrwürdiger Vater!" ſagte der König, der ſeinen Sitz auf dem Throne wieder eingenommen hatte, „und wir wollen ihr unſre ganze Aufmerkſamkeit ſchenken."

Robert von Orleans winkte einigen ſeiner Begleiter. Dieſe entfernten ſich und kehrten gleich darauf, das gefangene Brautpaar herbeiführend, zurück.

„Mein König und Herr!“ kreiſchte der normänniſche Pfaffe. „Ich beſchuldige den Lord von Worceſter der Ausübung von Zauberei, Hexerei und andern teufliſchen Künſten. Ich beſchuldige ihn, daß er Euch und dieſe ehrwürdige Verſammlung mit Hülfe dieſer Künſte ſo eben betrogen; ich beſchuldige ihn, daß er durch die Gewalt dieſer Künſte dieſen jungen Mann hier in der ſeinem Könige ſchuldigen Treue wankend und ſeiner kindlichen Pflicht vergeſſend gemacht, auch die ſinnliche Neigung desſelben auf dieſes Mädchen, ſeine Tochter, gelenkt und geheftet hat; alles mit Vorſchub des Teufels.“

„Nein,“ ſagte der König, als der giftige Mönch ſchwieg, „die Heiligkeit des Tempels und dieſer Väter hält Teufels Macht fern. Hier hat Gott geſprochen, mein guter Robert, und es liegt nur an Euch, daß Ihr ſeine Stimme falſch verſtanden und für die des Teufels gehalten habt. Ferner dünkt mich, daß nicht viel Zauberei nöthig iſt, dieſen artigen jungen Mann an die wunderliebliche Schönheit dieſer Jungfrau zu feſſeln. Zauberei obwaltet allerdings, aber ſie ruht in den Augen des Prälatenkindes; was kann der Vater dafür? Aber was ſagt mein Lord Fitz-

walter zu dieſer leichtbegreiflichen Liebe ſeines Sohnes, die wahrlich mit deſſen mir ſchuldiger Vaſallentreue nichts zu thun hat?“

„Mein hoher Gebieter,“ antwortete der Baron, „ich habe die gütige Verzeihung dieſes ehrwürdigen Prälaten für mein ungeziemendes Betragen gegen ihn anzuflehen, und um ſeine väterliche Einwilligung zur Verbindung meines Sohnes mit ſeiner ſchönen Tochter zu bitten.“

„Dieſe Verzeihung iſt Euch im vollſten Maaße bewilligt, die Beleidigung für ewige Zeit vergeſſen; laßt uns das Andenken an jene unſelige Stunde vernichten und Salz und Aſche darauf ſtreuen!“ ſagte Wulſtan, hoch erfreut, daß das höchſte Lebensglück zweier ihm theuren Menſchen ſo plötzlich in ſeine Hand gelegt war. „Meine Kinder!“ rief er begeiſtert und breitete die Arme ſegnend aus und ſtreckte den wunderbar wieder erhaltenen Hirtenſtab über ihre glücklichen Häupter, „ich ſegne Euch! Seid glücklich!“

„Wohlan,“ ſagte der König freundlich, „die erſte Amtspflicht meines Lords von Worceſter möge die kirchliche Weihung des Ehebundes dieſes holden

Paares ſein. Und wenn dieſe edle Jungfrau bei dieſer Gelegenheit irgend die Dienſte eines ritterlichen Mannes bedarf, welcher die Pflichten eines Verwandten als Brautführer gegen ſie zu erfüllen hätte, ſo wird ſie vielleicht die ſorgfältigſten Dienſte eines Ritters nicht ganz von der Hand weiſen, der ſich ihr ergebener Wilhelm von der Normandie nennt.“

Die ganze Volksverſammlung brach in ein ſo frohlockendes Beifallsgeſchrei aus, daß die Deckwölbung des heiligen Gebäudes davon zu erzittern ſchien. Aber ſchon ſprach Wulſtan, einem Heiligen gleich, die Worte der Einſegnung über das Brautpaar aus, der König gab dem bräutlichen Erröthen nach, und der Tag, welchem ſo manche Klagen und üble Vorbedeutungen vorhergingen, wurde unter den lauten und ſtets wiederholten Ausdrücken der allgemeinen Zufriedenheit und Freude beſchloſſen.

Der betrogene Teufel.

Hennebergiſche Sage.

In den unſchuldigen Zeiten, wo der Gottſeibeiuns noch keine Agenten, Miſſionäre und Geſellen unter den Menſchen ſelbſt hatte, ſondern ſich in höchſt eigner Perſon aus ſeiner heißen Reſidenz herauf auf die kalte Erde bemühen mußte, um ein armes Seelchen für ſeinen Heißhunger zu kapern, zu jener Zeit alſo — wir wiſſen nicht anzugeben, ob's im Zeitalter Karls des Großen oder des Papſts Hildebrand war, — lebte in der Grafſchaft Henneberg auf der ſüdlichen Seite des wunderſchönen Thüringerwaldgebirges ein gewiſſer Graf Hans von Gleichberg auf der Burg ſeiner Väter. Nachdem ihm ſeine Ehefrau für dieſe Welt Valet geſagt, hatte er ſich noch mehr mit ſeinen Nachbarn herumgeſchlagen, als zuvor; denn er war ein gar finſtrer Mann, mit ſich und mit der ganzen Welt zerfallen. Aber er hatte in Krieg

und Fehde kein Glück, verlor eine seiner schönen Besitzungen um die andere, seine reisigen Männer fielen von ihm ab, und mit einem Herzen voll Gift und Galle und ohnmächtiger Wuth schloß er endlich sich, sein einziges unerzogenes Töchterlein, dessen Amme und einen alten Pfaffen in seine ihm noch übrig gebliebene Burg, der kleine Gleichenberg genannt, ein. Zur bestimmten Zeit mußten ihm seine Bauern Wein, Brot und andere Bedürfnisse liefern; außerdem durfte Niemand die Burg betreten. Auch hatte solches zu versuchen nicht einmal eine Katze Lust, wie viel weniger ein Mensch; denn der alte mürrische Graf war weit und breit übel berüchtigt, und die Ritterschaft der ganzen Umgegend scheute ihn wie einen bösen Geist. So hatte er lange Zeit ohne Freund, ja ohne Bekannten ein elendes Einsiedlerleben in seinen Mauern geführt, und war darüber grau geworden. Weil er nun in seinen alten Tagen, des Unglücks früherer Zeiten stets erinnerlich, nicht mehr gesonnen war, noch großen Hader und Streit — so sehr ihm auch das Glück seiner Feinde und Besieger am Herzen fraß — anzufangen und durchzufechten, und, da er ruhig war, auch von keinem seiner Nachbarn etwas zu fürchten

hatte: ſo bekümmerte er ſich wenig oder vielmehr gar nicht um den wehrhaften Zuſtand ſeiner Burg, und ließ ihre Mauern verfallen, ohne daß er der Hand des Maurers jemals geboten hätte, nachzuhelfen und auszubeſſern.

Hatte er doch keinen Sohn und Erben ſeines Namens, keinen männlichen Verwandten, den er gekannt und geliebt hätte, um ihm einſt die Burg zu hinterlaſſen; und ſeine Beatrix ſollte mit ihrem achtzehnten Jahre ins Kloſter treten — ſo war's ſchon lange beſchloſſen — für wen ſollte er da noch bauen und ſorgen? „Wenn du erſt in der Gruft deiner Väter moderſt", dachte er, „mag das alte Neſt vollends über dir zuſammenfallen und dir als Grabſtein dienen." Dies war die trübe Quelle ſeiner Gleichgültigkeit. Mit ihr und noch mancher andern Untugend ſaß der mürriſche Graukopf in ſeinem morſchen Bau einſam und ſtill, und lugte grollend auf Gott und die Menſchheit halbe Tage lang ins Thal hinab. Seine Tochter ſah er nie anders, als wenn er mit ihr ſpeiſte und ſeinen Becher Wein trank. Dabei wurde aber meiſt kein Wörtchen geſprochen; denn Beatrix fürchtete ſich ſehr vor ihrem Vater. Nach der einfachen

Mahlzeit ritt der Alte in die weiten dichten Wälder der Thüringer Berge auf die Jagd und kehrte immer in ſpäter Nacht erſt wieder auf die Burg zurück.

So ging's nun einen Tag wie den andern, Sommer und Winter, bei gutem und ſchlechtem Wetter.

Die Amme war allmählig auch alt, die kleine Beatrix aber zur ſtattlichen Jungfrau geworden, was weder der Herr Graf, noch Frau Urſula zu bemerken ſchienen. Letztere erzählte nach wie vor der jungen Gräfin Mährchen von Feien, Waſſerniren und andern überirdiſchen ſchönen Weibern, die in Liebe für tapfere Ritter entbrannt und dieſelben gefreit, von mächtigen Kämpfern, ſchönen ſtarken Jünglingen, welche Rieſen und Lindwürmer erlegt, und Alles, was ſie ſelbſt in ihren jungen Jahren von der Welt in Lieb und Leid erfahren hatte. Beatrix hatte dieſe Dinge wohl ſchon hundertmal gehört und konnte die abenteuerlichen Geſchichten alle auswendig, aber ſonderbar genug ließ ſie ſich dieſelben, je älter ſie wurde, deſto öfter und lieber erzählen, ja ſie forderte die gute Amme auf, bei den intereſſanteſten Stellen umſtändlicher zu ſein und die Sachen mehr auszumalen, ſo daß Frau Urſula nun ſelbſt Verdacht zu ſchöpfen an-

fing. Beatrix träumte faſt ununterbrochen, ſchlafend und bei offenen Augen, von den herrlichen gewappneten Rittern, die da gefeite Prinzeſſinnen aus dem Schloſſe des Elfenkönigs oder eines mächtigen Zauberers befreit, und wenn ſie nicht träumte, ſo ſprach ſie nur von ihren Traumbildern. Die ob dieſes ſonderbaren Zuſtandes bedenkliche Amme hatte viel zuzureden, daß dem Fräulein nicht zu Sinne kam, ſich ſelbſt für eine gefangene Prinzeß, und ihren alten, grauen, geheimnißvoll ausſehenden Vater für den Zauberer Merlin oder ein ähnliches Ungethüm zu halten. Je länger, je ſchlimmer; Beatrix wurde täglich heftiger, phantaſtiſcher, ungehorſamer, ſo daß ſich die Alte, da die eindringlichſten Ermahnungen nichts mehr fruchten wollten, endlich gar nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte. Dem Grafen etwas von der Veränderung in der Tochter ganzem Thun und Weſen mitzutheilen, hielt indeß die Amme aus guten Gründen für unerſprießlich, und da auch Beatrix ſich wohl hütete, in des Vaters Beiſein eine unvorſichtige Aeußerung zu thun, welche dieſen hätte ſtutzig machen können, ſo blieb im äußern Leben auf Burg Gleichberg Alles beim Alten.

Als nun aber Fräulein Beatrix an einem sonnenhellen freundlichen Nachmittage gegen Frau Ursula plötzlich und wie vom Himmel gefallen den lebhaften Wunsch äußerte, die alte, verfallende, traurig aussehende Burg doch auch einmal zu verlassen, und durch die schönen, grünen, blumigen Thäler nach den fernen blauen Bergen zu wandeln, da fiel die heftig erschrockene Amme ihrer Pflegebefohlenen zitternd und zagend und laut jammernd um den Hals, und beschwor sie mit rührenden Worten, doch ja fernerhin solchen verwerflichen Gedanken keinen Raum mehr zu geben. Hierauf bemühte sich die wieder zu einiger Fassung gekommene Alte, die Bewohner der Umgegend als wahre Ungeheuer und Menschenfresser zu schildern, erzählte ihrem Milchkinde schauderhafte Geschichten von Raub und Mord, an jungen Mädchen in den Thälern da unten verübt, von Drachen und Schlangen und anderm giftigen Thiergezücht, welches sich dort aufhielte, und jedem einsamen unbewaffneten Wanderer den gewissen Tod brächte, von großen Gewässern, in denen man gar leicht ertrinken könnte, von ungeheuren Sümpfen unter dem schönen grünen Rasenteppich, in welchen man unfehlbar stecken bleiben und

umkommen müſſe, von unendlichen Wäldern, in denen man ſich verirre, von Räubern angefallen werde oder Hungers ſterben müſſe. In ihrem gutmüthigen Eifer übertrieb ſie aber ſo ſtark, daß Beatrix weniger ſchlau und ſchalkhaft hätte ſein müſſen, um die Abſicht der Frau Urſula nicht durchzuſehen. Es konnte ſonach der Letztern auch nichts helfen, daß ſie den Schloßpfaffen, mit dem ſie ſtets auf einem guten Fuß geſtanden hatte, mit zur Ueberredung der jungen Gräfin gewann; die ſalbungsreichen Worte des geiſtlichen Herrn fruchteten bei Beatrix ſo wenig, wie die ſchauderhaften Erzählungen der Amme.

Nach der verbotenen Frucht gelüſtete ja unſer Aller Urelternmutter am meiſten, ſie hat allen ihren Töchtern dies ſonderbare Verlangen als Erbtheil hinterlaſſen, und da Frau Eva, die der liebe Herrgott ſeines perſönlichen Umgangs gewürdigt hatte, ſchwach war, ſo kann man von einem unbedeutenden Edelfräulein, mit ihrer Jugend auf ein einſames Schloß geſperrt, nicht mehr Stärke verlangen. Beatrix konnte nun nicht mehr ruhen noch raſten; ihr ſchmeckte nicht Speiſe, nicht Trank, und wenn Frau Urſula ſie etwas fragte, ſo gab ſie gewiß eine verkehrte Antwort. Der

Gedanke war wie ein Funke in den aufgehäuften Zunder ihres Herzens gefallen, und ſchon ſtand es in lichten Flammen, die nicht mehr zu dämpfen waren. Doch die Schlaue äußerte über ihren früher ausgeſprochenen Wunſch kein Wörtchen mehr, und täuſchte ſo Amme und Burgpfaffen, die ſich heimlich todt lachen wollten, daß die Kraft ihrer Worte über das ſchwache Gemüth des Fräuleins ſo bald geſiegt hätte. Dagegen brütete Beatrix ebenfalls im Stillen ein Plänchen aus und hoffte von der Zeit ſeine Erfüllung. Sie wußte, daß der Thorhüter, ſobald der Vater auf die Jagd geritten war, das Hauptthor ſchloß, dann aber ein Seitenpförtchen im hintern Theil der Burg, welches nur von innen verriegelt war, öffnete, wie ein Marder hinausſchlich und meiſt erſt gegen Abend auf demſelben Wege zurückkehrte. Auch den Pater hatte ſie, die ſeit einiger Zeit im Schloſſe wie ein Spion mit Falkenaugen umherſpähete, das verſteckte Pförtchen paſſiren ſehen. Wohin die beiden Männer, die offenbar im Einverſtändniß mit einander waren, wohl gehen mochten, konnte Beatrix nicht begreifen, aber es war doch von ihr nicht unbemerkt geblieben, daß der Pfaffe nach einem ſolchen

Ausflüge jedesmal mit einem fröhlichen Weinräuschlein und in der beſten Laune von der Welt zurückkehrte. Sie nahm daraus ab, daß da unten im Thale doch keineswegs ſo übel zu leben ſein müſſe, als Urſula ihr vorzuſpiegeln bemüht war. Beatrix beſchloß den Umſtand mit dem verſteckten Pförtchen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen, ſobald ſich wieder eine ſichere Gelegenheit dazu bieten würde. Deshalb machte ſie nun jeden Tag, ſobald der alte Graf in ſeine Forſte geritten war, die Runde im vordern Hofraum mit dem Vorgeben, ſich ein wenig nach Tiſche in der freien Luft zu ergehen; ſobald ſie ſich aber unbeachtet ſah, huſchte ſie hinter die Gebäude und unterſuchte, ob das Pförtchen offen ſei. Manchen Tag war ſie ſchon vergeblich gegangen; endlich fand ſie das Thürlein einmal nur angelehnt. Wer war glücklicher als Beatrix? Wie ein geſchmeidiger Aal ſchlüpfte ſie durch die Spalte, wie eine Gazelle hüpfte ſie flüchtig und froh den ſteilen Burgberg hinab. Als wenn ihr Flügel gegeben wären, jubelte ſie, unten angelangt, durch den blumigen Wieſenplan, lauſchte mit Entzücken den wunderbaren Tönen des Bachs, und ſtaunte jeden neuen Gegenſtand mit großen Au-

gen an. Sie war durch einen kleinen Wald gekommen und hatte den Gesang der Vögel mit hochklopfendem freudevollen Herzen gehört, sie begegnete Landleuten, die sie freundlich grüßten; und Alles dies erhöhte ihre Wonne. Anfangs lächelte sie still bei sich, daß Ursula sie habe hintergehen wollen, sie aber die Wahrheit geahnet habe, und daß es hier keine Sümpfe, keine großen Wälder und Wässer, keine Räuber und Menschenfresser, sondern vielmehr, wie sie immer geträumt und geglaubt, lachende blumige Wiesen, buschige Haine voll singender Vögel, murmelnde Bäche und gute gesellige Menschen gebe. Nur eins fehlte ihr noch in der Vollendung des Bildes und freilich die Hauptsache. Und im Gedanken an dies Eine war die flüchtige Jungfrau durch Thal und Wald fortgeeilt und hatte endlich die Zeit, die väterliche Burg, die Amme, den Pfaffen, den Thorwärter und sich selbst ganz und gar vergessen. Sie war nämlich auf eine belebte Landstraße gekommen und die neuen Erscheinungen nahmen hier die ganze Thätigkeit ihres Geistes in Anspruch.

Nun geschah es, daß zur selbigen Stunde ein junger stattlicher Ritter des Wegs daher zog. Die

Abendröthe ſpiegelte ſich in ſeinem blanken Harniſch
ab, ein voller Buſch weißer und blauer Federn wallte
majeſtätiſch von ſeinem Helmſtutz hernieder, das ge-
öffnete Viſir zeigte ein edles jugendliches Antlitz;
ein Wuchs war ſchlank und kräftig; er ritt ein ſtol-
es, reichgeſchmücktes, ſchwarzbraunes Roß. Beatrix
blieb bei ſeinem Anblick ſtumm vor Verwunderung
am Wege ſtehen und verſchlang den Rittersmann faſt
mit den Augen. Des fremden Mädchens außerordent-
liche Schönheit, neben ihrer ſonderbaren, verblichenen
Kleidung, ſo wie ihr ſeltſames Benehmen, mußten
dem ritterlichen Jüngling auffallen; er hielt ſein Roß
an, und beide betrachteten ſich wechſelſeitig unver-
wandten Blicks. In Beatrix Seele und Geſicht ging
das Erſtaunen bald zum höchſten Entzücken über,
und ſie vermochte ihrer Zunge ſo wenig mehr Ein-
halt zu thun, als ihren Geberden.

„Du biſt wohl ein wackerer Wigand, oder ein
todeskühner Paladin,“ ſagte ſie freundlich und nä-
herte ſich dem Reiter, „und haſt wohl ein gefeites
Schwert, womit Du den Alten bekämpfen möchteſt,
der mich, wie ein Drache den Schatz, bewacht?“

Noch mehr verwundert über dieſe ſonderbare An-

rede, ſprang der Ritter von ſeinem Roß, faßte die Schöne bei der Hand und fragte ſie wohlwollend: „Biſt Du eine Fee oder ein Feenkind? Hielt Dich ein alter Zauberer in ſchnöden Banden? Wo iſt er, daß ich ihn beſtrafe und züchtige mit meinem guten Schwerte?“

„Er iſt jetzt auf die Jagd geritten, wie er alle Tage zu thun pflegt. Auf jener Burg dort drüben wohnt er, und die Amme ſagt, er ſei mein Vater.“

„Wie?“ rief der Ritter, „Du biſt die Tochter des alten Grafen von Gleichberg?“

„Ich ſagte Dir ja, daß dies meine Amme, Frau Urſula, vorgibt.“

„Und er hielt Dich ſtets auf ſeiner Burg eingeſperrt und ließ Dich nie unter andere Menſchen?“

„So iſt's und nicht anders.“

Von des Ritters Seite erfolgten nun Fragen auf Fragen, und von der des unſchuldigen, zutraulich gewordenen Fräuleins die naivſte Erzählung ihres ganzen Jugendlebens mit allen Ammenmährchen, allen Träumen und Wünſchen und allen Hoffnungen und Sorgen desſelben. Sie entzückte und bezauberte

n jungen Degen mit dieſer treuen Darſtellung ver-
ſtalt, daß er, noch ehe ſie fertig war, liebeberauſcht
ihren Füßen ſtürzte und zärtliche Küſſe auf ihre
eißen Hände drückte, was der muntern Gräfin gar
cht übel gefiel. Sie ſetzten ſich nun ſcherzend und
ſend unfern dem Wege auf eine Raſenbank unter
ner breitäſtigen Linde, und bemerkten im eifrigſten
viegeſpräch nicht, wie der Tag ſich zu neigen be-
nn und die Sonne zur Küſte ging. Beatrix ge-
nd, wie ſie die falſche Amme angeführt habe, und
r Ritter freute ſich mit ihr, und beide lachten wie
helmiſche Kinder über den gelungenen Streich. Das
ntzücken des Ritters erreichte den höchſten Grad,
s ihm Beatrix zuſchwur, wie er allein es ſei, der
r ſtets im Traum erſchienen, und wie ſie ihm
eshalb recht ſehr gewogen ſei. Und da von Seiten
er Gräfin ſo wenig Ziererei und Zurückhaltung ſtatt
nd, als von der ſeinigen, ſo kann es Niemanden
Wunder nehmen, daß ſie ſich herzten und küßten,
ch gegenſeitig ihre Liebe verſicherten, dabei gleich
roßes Vergnügen empfanden und ſich dies auch
ar nicht verhehlten. Des Ritters Roß, welches die
Zeit über auf der fetten Weide gegraſt hatte, erin-

nerte sie endlich an die vorgerückte Tageszeit, und daß es nun wohl gethan sein möchte, wieder nach Burg Gleichenberg aufzubrechen. Da wurde Beatrix gar traurig, als sie von ihrem Geliebten vernahm, wie sie sich nun trennen müßten; aber als er ihr mit Hand und Mund versprach, sie morgen wieder auf der Burg aufzusuchen, ergab sie sich getrost in ihr Schicksal.

Der Ritter begleitete sie bis an den Burgberg, schwang sich dann auf seinen Gaul und trabte davon; Beatrix aber schlüpfte rasch durch das noch geöffnete Pförtchen. Die Liebe macht nicht allein verliebt, sie macht auch listig. Beatrix stahl sich durch die Dämmerung in den Burggarten, bettete sich in einem entfernten Winkel desselben unter einem blühenden Fliederbaum ins Gras, und stellte sich, als ob sie schliefe. Dabei konnte sie ungestört ihren Gedanken an den Ritterjüngling nachhängen und sich das Entzücken des Wiedersehens am morgenden Tag ganz ausmalen. Da ertönte der Amme angstvoller Ruf plötzlich durch den dunkeln Garten, und Beatrix antwortete aus ihrem Grasversteck mit schwacher Stimme.

„Beim heiligen Antonius! was habt Ihr hier zu
ſen?“ rief die erſtaunte Amme.

„Ei, ich habe geſchlafen,“ entgegnete Beatrix un-
dig. „Hab' ich daran etwa auch eine Sünde ge-
? Im Schatten dieſes Fliederbaums ruhte ſich's
nft, ich war entſchlummert, und eben jetzt bin
uf Deinen Ruf erwacht, gute Amme.“

„Aber ich habe Euch doch ſchon ſeit drei Stun-
durch die ganze Burg geſucht und wohl hundert
Euern Namen im Garten und ganz nahe an
m Platze mit der lauteſten Stimme gerufen.“

„Das macht der Flieder,“ verſetzte Beatrix. „Ihr
mir ja ſelbſt geſagt, daß die Fliederblüthe den
laf befördere und daß man unter einem blühen-
Fliederbuſche wie ein Todter feſt ſchlafe und
derliche Träume habe. So iſt es mir nun heute
ngen; denn ich habe Euer ſtarkes Rufen durch-
nicht vernommen, ſondern einen wunderſchönen,
ſeltſamen Traum gehabt.“

„Ei ſo erzählt doch, liebſtes Fräulein,“ rief die
me, auf einmal ausgeſöhnt; denn Träume hörte
ganz beſonders gern. Die ſchlaue Beatrix hätte
ſchönſte und herrlichſte Geheimniß ihres Lebens

unmöglich ganz für sich behalten können — wo wäre ein weibliches Herz, das solches vermöchte? — deshalb hatte sie schnell eine List ersonnen, mittelst welcher es ihr gelang, der Amme ihr ganzes Glück mitzutheilen und sich doch nicht zu verrathen; denn sie erzählte die Ereignisse des verflossenen Nachmittags als ihren Traum. Dabei schmückte ihre Phantasie den Ritter und alle Umstände ihres Abenteuers mit so glühenden Farben, daß der guten Amme nicht einmal die leiseste Ahnung kam, als sei dies Alles wirklich geschehen. Ja Frau Ursula wurde durch Beatrix Beschreibung so sehr für den Traumritter eingenommen, daß sie nichts sehnlicher wünschte, als er möchte auch ihr einmal erscheinen. Ein Umstand des Traums beschäftigte sie vorzüglich stark, nämlich daß der Ritter ihrer Milchtochter versprochen, sie den folgenden Tag wieder heimzusuchen, und sie quälte sich die ganze Nacht, ob das wieder von einem Traume, oder von der Wirklichkeit zu verstehen sei. Wie dem aber auch sein mochte, der Ritter besaß ihre Gunst im vollsten Maaße.

Der Morgen kam; der Traumritter spukte noch immer in Ursula's Kopfe, aber Beatrix wollte vor

geduld vergehen, als eine Stunde nach der an-
rn verfloß, ohne daß ſich eine Spur vom Erſehn-
n blicken ließ. Schon waren ſie mit Bereitung
s Mittagsmahles beſchäftigt und die Jungfrau trö-
te ſich in ihrem Innern eben mit der Annahme,
r ſeine Ritter werde wohl in der Abweſenheit ih-
s Vaters ihr die Aufwartung machen, und das ſei
enfalls auch das vernünftigſte; da ertönten plötz-
y drei Trompeten vor dem Thore, ein Ton, wel-
en ſeit Menſchengedenken auf der Burg Niemand
rnommen hatte. Frau Urſula, aufs höchſte über-
ſcht, Beatrix, entzückt, warfen die Löffel aus den
änden und flogen über die ausgetretenen Stufen
den Hof und der Ringmauer zu.

„Er iſt's! er iſt's gewiß!“ rief die Jungfrau
ab umarmte freudetrunken die Amme, und dieſe
euzte und ſegnete ſich, und verkündete dem Fräu-
in, daß es der Elfenkönig oder der Bergkönig ſein
üſſe; denn nur dieſe Majeſtäten könnten einem ſo
türlich im Traume erſcheinen und nachher ſelbſt
mmen. Endlich war man oben und der Blick
nab vergönnt. Wie ſchlug da die gute Amme ihre
ände zuſammen! Welch' unwillkührliche Töne trunk-

ner Luſt entfuhren ihr! Ein ſchmucker Ritter im herrlichſten Staate hielt mit drei Trommetern und zehn Reiſigen vor dem Thore. Die Pracht ihres Anzugs blendete faſt das Auge. Unter allen aber ragte der Ritter an Geſtalt, Schönheit und Pracht hervor. Seine Rüſtung ſtrahlte wie lauter Diamanten, ſeine Binden waren von Gold und Silber, und ein Fähnlein führte er, blau und roth, die Farben der Liebe und Treue. Beatrix wußte vor Wonne und Entzükken nicht, wo ſie war; da ertönten wieder die Trompeten und der Herold rief mit lauter Stimme: „Graf Treumann von Hoheneck begehrt ritterlichen Einlaß auf die Burg Gleichberg. Er hat dem Grafen etwas Wichtiges zu entdecken. Er verſpricht auf ſein ritterliches Wort, die Burg nach einer Viertelſtunde zu verlaſſen.“

Zu aller Zuſchauer ungemeſſener Freude öffnete ſich das Thor und da ging es nun an ein Händedrükken und Verneigen herüber und hinüber, und die alte Amme trieb's ſchier noch bunter, als ihr junges Milchtöchterlein. Die Freude des Bewillkommens wurde aber bald durch den alten Grafen geſtört, welcher ſich auf den Hausſtufen zeigte, um den zudringlichen Gaſt

zu empfangen und nach deſſen Begehr zu forſchen. Der Ritter ſtieg vom Pferde, ging auf den Grafen los und verneigte ſich tief vor ihm.

„Was führt Euch auf dieſe meine Burg?“ fragte der Graf barſch.

„Ich bin in minniglicher Abſicht gekommen,“ erwiederte der Ritter, „damit ich bei Euch, wie ſich ziemt, um die Hand Eurer Tochter anhalte, welcher ich in ritterlicher Minne zugethan bin.“

„Nimmermehr!“ lachte der Graf bitter, und die Amme ſammt dem Fräulein wurden bleich vor Schreck. „Laßt Euch die ſtolzen Gedanken vergehen, Graf; meine Tochter wird keines Mannes Weib, ſie wird dem Himmel verlobt; wäre dies aber auch nicht, Euer würde ſie doch nimmermehr; denn Euer Vater war einer meiner bitterſten Feinde, und die Burg da drüben, die Ihr jetzt bewohnt, jüngſt noch mein Eigenthum.“

„So gebt mir die Tochter, damit ich ihr wieder zu ihrem rechtmäßigen Erbe verhelfe.“

„Nein! ſage ich, und ein Wort ſo gut als hundert! Ihr werdet nicht mein Tochtermann.“

„Beatrix liebt mich, ſie wird nicht von mir laſſen; fragt ſie ſelbſt.“

„Ihr ſeid ein Thor. Meine Tochter ſah Euch nie.“ Beatrix war unterdeſſen laut jammernd ihrem harten Vater zu Füßen gefallen und ſchluchzte laut, und die Amme kniete daneben und rief: „Er iſt ihr geſtern im Traume erſchienen, gnädiger Herr Graf! Erkennt Ihr in dieſem Wunder Gottes Finger nicht?“ Der Ritter lächelte; der Graf aber trieb Amme und Tochter mit harten Scheltworten von dannen.

„Iſt das Euer letztes Wort, Graf Gleichenberg?“ fragte der Ritter.

„Mein letztes!“ verſetzte jener; „und nun ſeid ſo gut und verlaßt meine Burg.“

„Nicht eher, als bis ich Euch den Beſcheid gegeben, daß zwiſchen uns von dieſer Stunde an Fehde iſt. Morgen um dieſe Zeit bin ich mit allen meinen Reiſigen und Knechten vor Eurer Burg, um mir, ſo Gott will, das Fräulein zu erkämpfen. Rüſtet Euch.“ Damit ritt er von dannen; der alte Graf aber ſtand zitternd und bebend vor Zorn, und wußte nicht, was er beginnen ſollte. Aber bald ſich ermannend, ließ er es ſeine erſte und vorzüglichſte Sorge ſein, die Mauern ſeiner Burg in Augenſchein zu nehmen, und was er ſeit ſo vielen Jahren vernachläſſigt hatte, ſollte nun

in einem Nachmittage geſchehen. Aber wie wüſt und verfallen waren die Mauern! wie leicht konnte der ſchwächſte Feind durch ſie in die Burg dringen! Sogleich gab der Graf Befehl; daß Alles, was auf der Burg lebte und zwei Hände hätte, ſich an der Mauer einfinden ſollte, Beatrix und die Amme nicht ausgenommen.

Da ging's nun an ein Arbeiten und Bauen; die boshafte Amme aber warf immer hinter des Herrn Rükken wieder ein, was die Andern gebaut hatten, und auch bei dieſen war keine rechte Luſt zu der Arbeit, die ſie in Jahr und Tag nicht zu vollenden hoffen durften, geſchweige in einigen Stunden. Sie ſpotteten des Grafen, und als er gegen Abend wie toll in ſeinen Waffenſaal rannte, um die roſtigen Waffen hervorzuſuchen und in Stand zu ſetzen, gingen ſie lachend davon und erwarteten ruhig den folgenden Tag, wo ſie in die Gewalt des Ritters zu fallen hofften. Als nun der Graf bei eingebrochner Nacht wieder herauskam und den Uneifer ſeiner Leute gewahrte, ergrimmte er über die Maaßen, und Verzweiflung erfaßte ſein altes, felſenhartes Herz. Wie ein Wüthender ſprang er auf dem Hofe herum, auf welchem ſich

außer ihm nur noch die Amme befand. Dieſe hatte in der Dämmerung noch ſtark daran gearbeitet, ein Stück Mauer niederzureißen und einen guten Weg in die Burg zu bahnen. Als ſie aber ihren Herrn kommen hörte, verbarg ſie ſich aus Furcht vor ſeinem Zorn in einen Winkel.

„Der Himmel will mir nicht beiſtehn," rief der Graf, „er, dem ich doch mein Kind habe ſchenken und verloben wollen! Der Tag wird anbrechen und der junge Fant wird meine Burg erſteigen, ich aber werde ihm mit Schande und Spott erliegen. So wollte ich denn, der Teufel käme und ſtände mir bei, dafür wollte ich Beatrix nicht Gott, ſondern ihm übergeben." Kaum hatte er dieſe verruchten Worte zum gräßlichen Schrecken der Amme ausgeſprochen, da ſammelte ſich urplötzlich über der Burg ein ſchwarzes Gewölk, das ſenkte ſich tiefer und tiefer zu des Grafen und der Amme Erſtaunen, und als die letztere genau hinſah, bemerkte ſie mit Entſetzen, daß die Wolke die Geſtalt einer ſcheußlichen Larve hatte. Aber die Sinne vergingen ihr faſt, als die Wolke ſich vor dem Grafen im Hofe niederließ und aus derſelben ein großer Mann in einem Purpurmantel und mit einer

Hahnenfeder auf dem ſchwarzen Hute heraus und auf den Grafen zutrat. „Ich bin der, welchen du eben gerufen haſt,“ redete er den zitternden Alten an und ſeine Augen glühten dabei wie Kohlen. „Dir ſoll geholfen ſein, wenn Du mir noch einmal zugelobſt, was Du eben ausſprachſt.“ Der Graf beſann ſich nicht lange und erwiederte: „Gut, ich will Dir meine Tochter verſprechen und zuſagen, wenn du bis Morgen dieſe meine Burg ſo befeſtigſt, daß ich meine Feinde von der Mauer herab höhnen kann, und ſie mit Spott und Schande abziehen müſſen.“

„Ich will's!“ ſagte der Böſe. „Vor dem erſten Hahnengeſchrei ſoll Alles fertig und im ganzen Lande keine Burg ſo feſt ſein, als die Deinige.“

„Ein Wort, ein Mann!“ ſagte der Graf, und der Handel war richtig.

Der, deſſen Namen man nicht gerne ausſpricht, verſchwand wieder in der Wolke, und dieſe ſegelte ſchnurſtracks über die Gebäude hin und zerrann in der ſternenloſen Nacht. Der Graf aber ging hohnlachend in ſein Gemach, um ſich ſchlafen zu legen. Obgleich Frau Urſula faſt kein Glied vor Schrecken und Entſetzen rühren konnte, ſo war doch ihr Geiſt

nicht in gleichem Maaße gelähmt. Sie trat aus ihrem Verſteck hervor, kreuzte und ſegnete ſich, fiel dann auf ihre Kniee und betete inbrünſtig zu allen Heiligen, zu ihrem Schutzpatron aber insbeſondere, daß er ihr ein Mittel an die Hand geben möchte, die geliebte Pflegetochter den Stricken des Satans zu entreißen. Ihr Gebet blieb nicht unerhört. Urplötzlich kam ihr ein Gedanke, und der mußte ihr gar trefflich dünken, denn ſie ſchlug ein Schnippchen in die Luft und ging hohnlachend, gleich dem Grafen, in ihre Kammer.

Beatrix erwartete ſie dort ſchon mit Thränen und Seufzern; ſchon war das Kiſſen naß von ihrer Thränenfluth, und doch freute ſie ſich innerlich auf den morgenden Tag und wußte eigentlich ſelbſt nicht, weßhalb ſie ſogar traurig war. Aber die Amme ſchwieg klüglich von des Vaters böſem Pakt und von ihrem Vorhaben, und erzählte, um die Betrübte einzuſchläfern, ein Mährchen nach dem andern. Als ſie endlich überzeugt war, ihr Pflegling ſei der ſüßen Wirkung derſelben unterlegen, erhob ſie ſich leiſe vom Lager, kleidete ſich an und ſchlich auf den Zehen aus der Kammer, ſonder Furcht und Beben, vielmehr

muthig und im Bewußtſein eines gottſeligen Werkes. Sie verfügte ſich in die Küche und wartete daſelbſt unter frommen Gebeten die Mitternachtsſtunde ab. Und ſiehe, als dieſe eintrat, entſtand ein gewaltiges Getöſe und Gebrauſe in der Luft, nicht anders, als ob der wilde Jäger über die Burg hinzöge. Frau Urſula ſchlug ein Kreuz vor ſich, ſprach ein Paternoſter und trat mit dem Roſenkranz in den Händen ans Fenſter. Da ſah ſie den Höllenfürſten mit all ſeinen Geſellen, den großen und kleinen Teufeln, durch die ſchwarze Nacht in den Lüften einherfahren, und ein langer feuriger Streif, gleichwie wenn eine Sternſchnuppe zur Erde fährt, bezeichnete eines jeden Bahn. Das Herz erbebte der frommen Frau zwar im Busen, nichtsdeſtoweniger ſah ſie genau hin nach den böſen Geiſtern, und da gewahrte ſie, wie dieſelben ungeheure Felsblöcke durch die Lüfte herbeiführten, womit der Meiſter eine dreifache gewaltige Mauer um die Burg zog. Unter Hämmern und Pochen und Stoßen thürmte ſich die furchtbare Mauer hoch und höher. Schon begann der Himmel im Oſten zu grauen und in einer halben Stunde wäre ſicher das ganze ungeheure Werk vollendet geweſen, da hörte

Frau Urſula auf mit Beten, griff nach dem Feuerzeug und zündete die Laterne an. Mit dieſer ſchlich ſie unter lauten Segnungen zum Hühnerſtall in den Hinterhof hinab, öffnete ihn behutſam und ſtellte die Laterne davor, ſo daß das Licht volle Strahlen hineinwarf. Dann trat ſie vor das Hühnerhaus und klatſchte mit beiden Händen aus Leibeskräften auf ihre ſteifleinene Schürze, und ſiehe, alſobald wurden die Hühner munter, und der Hahn, die Hellung erblickend, meinte nicht anders, als der Tag ſei ſchon angebrochen, hüpfte heraus, trat auf die Leiter und krähte, ſo laut er nur immer vermochte.

In demſelben Augenblick erſchallte ein erſchreckliches Krachen rings um die ganze Burg, ſo daß der Amme die Haare zu Berge getrieben wurden. Nach kurzer Friſt aber wurde es wieder ſtill und ruhig, und als die Geängſtigte die Augen aufhob, ſah ſie die Höllenſchaar wieder durch die Lüfte entweichen.

Frau Urſula's Herz wurde nun ruhiger, und da allmählig der Tag anbrach und die ſchönſte Morgenröthe der Sonne voranſchickte, ſo wagte es die ſchlaue Amme, auf den Sohlen zu ſchleichen und ſich nach des Teufels Werk umzuſehen. Aber welche Zerſtö-

rung erblickte ſie da! Die böſen Geiſter hatten wohl auf Befehl ihres betrogenen Meiſters die beinahe vollendeten drei Mauern ſelbſt wieder zerſtört. Und ſo lagen denn in drei Ringen um die Burg ungeheure Steinhaufen unordentlich durch einander, über die man aber jedenfalls mit leichter Mühe hinwegſteigen konnte. Triumphirend ging ſie nun hinab, löſchte die Laterne, gab dem Hahne ein vortreffliches Futter und harrte verborgen des Grafen. Wie ſtutzte der böſe Graukopf, als er die unordentlichen Steinhaufen ſah ſtatt der Mauern, und wie verfluchte er den Teufel, daß er ſein Wort ſo ſchlecht gehalten! Aber wie freute ſich Frau Urſula über die Wuth des Mannes, welcher ſein einziges engelſchönes Kind dem Teufel verhandeln konnte! Indem ſie ihn aus ihrem Winkel hervor unbemerkt belauſchte, warf ſie ihre Augen hinab in das Thal, und ſiehe, da blitzte die Morgenſonne in den blanken Waffen rüſtiger Knechte und bepanzerter Ritter. Die waren früh aufgebrochen, und ſchritten raſch und munter vorwärts über Steinhaufen und Mauer in die Burg hinein. Da war aber gar kein Feind zu bekämpfen; denn als ſie der alte Graf in ſolcher Maſſe anrücken ſah, ſtürzte er

ſich auf der andern Seite von der Mauer in die gräß-liche Tiefe hinab, daß ſeine Gebeine an den Felſen zerſchellt wurden. Die Knechte öffneten das Thor und der junge Graf ritt hinein, von Frau Urſula ge-grüßt und bewillkommt. Als aber nach kurzer Friſt Beatrix, angethan mit den koſtbarſten Kleidern ihrer Mutter, aus ihrem Gemache trat, war ſeines Weilens nicht länger in dem böſen Neſte; er ſetzte die Braut auf einen Zelter und geleitete ſie im Triumphe heim auf ſein Schloß.

Schon lange iſt die Burg auf dem kleinen Glei-chenberg bei Hildburghauſen in der Grafſchaft Hen-neberg verfallen, aber bis dieſe Stunde ſieht man noch die drei Steinwälle, aus großen Baſaltſtücken beſtehend, welche den Gipfel des Bergs wie drei Ringe umgürten.

Der grüne Ritter
und
der Sternenthurm.

Altkaſtiliſche Sage.

Don Pedro, der einzige legitime Sohn des Königs Alphons von Kaſtilien und Erbe ſeiner Krone, welcher ſpäter im Munde des Volks und in den Büchern der Geſchichte den Namen des Grauſamen erhalten hat, beſtieg im Jahre 1350 den kaſtiliſchen Thron. Dieſer Fürſt begann ſeine Herrſcherlaufbahn mit den unerhörteſten Grauſamkeiten; Tyrannei, Gewaltthätigkeit und Mord waren die gewöhnlichſten ſeiner Verbrechen.

Die reizende Leonore von Gußmann, ſeines verſtorbenen Vaters Geliebte, übergab er einem grauſamen Tod; ihren Sohn, den Großmeiſter von St. James, und ſeines Vaters begünſtigtes Kind, ließ er in ſeiner Gegenwart ermorden; ja er ſpeiſte ſogar ſogleich nach der That in dem Zimmer, wo das Verbrechen begangen worden war, in Gegenwart der blu-

tigen Leiche. Auch seine Gemahlin, Blanka von Bourbon, eine Prinzessin aus dem königlichen Blute von Frankreich, opferte er dem Hasse und der Bosheit seiner Beischläferin, Maria von Padilla, welche den unglücklichen Fürsten allein in ihrer Gewalt hatte. Diese Verbrechen, nebst der beispiellosen grausamen Tyrannei, womit er alle Klassen seiner Unterthanen verfolgte, verursachten eine allgemeine Revolution. Manche der ausgezeichnetsten Vornehmen und viele der untern Stände versammelten sich unter den Fahnen Don Heinrichs, Grafen von Arastamara, des Bastardbruders von Don Pedro, welcher in Kastilien erschien, unterstützt durch ein tapfres französisches Heer, unter dem Befehl des berühmten Bernhard von Guesclin, und alsobald zum König ausgerufen wurde.

Heinrichs und Du Guesclins Waffen waren allenthalben siegreich, ungeachtet Pedro mit der entschiedensten Tapferkeit und gleichem Heldenmuthe gegen sie focht. Der Unmensch wurde von Schlacht zu Schlacht geschlagen und von Stadt zu Stadt gejagt, bis er über die Grenze floh und sich genöthigt sah, Zuflucht in Bordeaux zu suchen. Eduard, der schwarze

Prinz, hielt damals seinen Hof in dieser Stadt, als Fürst von Aquitanien. Zu diesem weitberühmten Krieger nahm Pedro Zuflucht und flehte denselben um Beistand, daß er seine Länder wieder erobere und die fremden Gäste wieder hinaustreibe. Der Prinz sah in ihm allein einen legitimen, seines Rechts beraubten Monarchen, das Opfer der Rebellion seiner ungehorsamen Unterthanen und des Einfalls der Franzosen. Er führte deshalb eine Armee von 30,000 Mann nach Kastilien, schlug die Spanier und Franzosen unter Don Heinrich und Dú Guesclin vollständig und setzte Don Pedro wieder auf seinen Thron.

Don Pedro heuchelte eine Zeit lang Dankgefühl und Bewunderung für den Prinzen von Wallis und die Engländer; aber als er sich wieder in seinen frühern Stand und Würden förmlich eingesetzt sah, zeigte er sich wieder tyrannisch gegen seine Unterthanen und dazu auch noch undankbar gegen seine Beschützer. Der schwarze Prinz sah sich und seine Armee bald von Geld und Nahrungsmitteln entblößt, welche Don Pedro doch versprochen hatte. Mangel am Nothwendigsten führte unter den englischen Soldaten eine Sterblichkeit herbei, welche eine große Anzahl ins

Grab brachte, und Beſorgniß für den Reſt des Heeres nöthigte den Prinzen zur Abreiſe von Kaſtilien. Er verließ das Land, im hohen Grade über Don Pedros Benehmen entrüſtet, und ließ eine ſchwache, aber tapfre Kompagnie Soldaten unter dem Befehl eines ausgezeichneten Ritters Sir Ralph Helme, welcher beſſer unter dem Namen: der grüne Ritter bekannt war, zurück.

An dieſem Ritter hatte ſich Don Pedro vorzüglich angeſchloſſen, ſei es auf Rechnung der außerordentlichen Leibesſtärke und Tapferkeit deſſelben, ſei es, daß die Zaubrer und Sterndeuter, in deren Wiſſenſchaft er großes Vertrauen ſetzte, ihm geſagt hatten, daß, ſo lange der grüne Ritter lebe, er ſelbſt unverletzt bleiben werde. Simon Joſeph, ein Jude, ſein vorzüglichſter Aſtrolog, hatte ihm geweiſſagt, daß ſeine Regierung lange und glücklich ſein, und daß er noch ein neues Königthum zu Kaſtilien hinzufügen würde. Verſchiedne andre Zauberer indeſſen, welche er um Rath fragte, an welchem Orte er ſterben würde, antworteten ihm allein damit: „Der König ſoll in dem Sternenthurm ſterben.“ Dieſe Vorausſagung verurſachte ihm für eine lange Zeit große Unruhe; da er-

aber keinen Ort kannte, welcher ſo genannt wurde, und alle die übrigen Vorausſagungen ihm günſtig waren, gewann er nach und nach die Ruhe ſeiner Seele wieder und trat wieder in ſeine vorige Laufbahn der Tyrannei und Grauſamkeit mit verdoppelter Kraft und Wirkſamkeit.

In derſelben Zeit hörte der Graf von Arastanara, welcher ſich nach ſeiner Niederlage an den Hof des Herzogs von Anjou zurückgezogen hatte, von der übeln Behandlung, welche der Prinz von Wallis von Don Pedro empfangen hatte, und von der Abreiſe des erſteren aus Kaſtilien. Er wendete ſich abermals an den König von Frankreich um Beiſtand, und ſtand bald in Verbindung mit Dú Guesclin an der Spitze einer beträchtlichen franzöſiſchen Armee. Dieſe verlor keine Zeit beim Einzug in Kaſtilien, und wurde unverzüglich durch eine Menge von Pedros unzufriedenen Unterthanen unterſtützt. Der König ſah ſich von ſeinen Edeln und Soldaten täglich mehr verlaſſen und endlich beſtand ſein Heer allein noch aus dem Häuflein Engländer unter dem Befehl des grünen Ritters. Dieſe konnten wenig gegen die beträchtlichen Streitkräfte ausrichten, die ihnen entge-

höchſt traurigen Lage befand, kam ein Bote an ihn mit der Nachricht vom Tode ſeiner Geliebten, Maria von Padilla, des einzigen menſchlichen Weſens, zu welchem er jemals irgend eine aufrichtige Neigung bewieſen hatte.

„Iſt es dahin gekommen!“ rief er; und große Thränen rollten zum erſten Mal auf ſein eiſernes Geſicht herab. „Ich habe alles ertragen, — Niederlage, Entthronung, Verrätherei, Haß, aber dies —“ ſeine Stimme verſagte ihm, ſeine Glieder zitterten, und ein Schweigen folgte, während ſich tauſend verſchiedene Bewegungen auf ſeinem Geſichte malten. „Sie liebte mich,“ fügte er hinzu, „ſie war das einzige Weſen in der Welt, welches mir gewogen war. Sie ſtarb, — aber ſie ſtarb in ihrem Bette, ohne Gewaltthätigkeit und mit jeder dienſtfertigen Pflege, die ſie nur wünſchen konnte. Nicht ſo ſtarb Blanka von Bourbon, nicht ſo Ferdinand von Gusmann! Nicht ſo —“ hier hielt er inne und der kalte Schweiß floß auf ſeine Stirne herab, als er ſich in ſeinem Gedächtniß die Zahl ſeiner Opfer zurückrief. „Ich bin hier,“ fuhr er fort, „ein Herumirrender und beinahe ein Gefangener; doch ſind die Geſtirne noch mit mir. Indeſ-

en mag mein Verhängniß für eine Zeit mir widrig
ein, ich weiß, daß das, was dort geſchrieben iſt, nicht
ügen kann. Obſchon ſich Wolken in der Atmoſphäre
mmeln und die Planeten unſerm Blick entziehn, ſind
e deshalb weniger glänzend? Nein, nein, ſie ſind
ür immer ſtrahlend, weit, fern über den Wolken,
elche die Stürme der Erde erzeugen."

Faſt beſänftigt durch dieſe Ueberlegungen, war
im Begriff ſich feſter in ſeinen Mantel zu wickeln,
nd ſich einem kurzen Schlummer zu überlaſſen, als
ötzlich eine der Schildwachen, welche außerhalb ſei-
s Zeltes ſtanden, vor ihn trat und mit einer tiefen
erbeugung ſagte:

„Gnädigſter Herr, ein Mönch von dem Orden
t. Dominique von Calcada bittet um Zulaſſung vor
ure königliche Gegenwart."

„Störe mich nicht mit Mönchen, von welchem
den ſie auch ſein mögen," ſagte der König, „ich
n ihn nicht ſehen."

„Gnädigſter Herr," erwiederte der Soldat,
ſt der berühmte Antonio Melandez, der frömm-
aller Kirchenväter Kaſtiliens, der außerordentli-
Dinge ſagt, die Eure Majeſtät zunächſt be-

treffen, und ihm durch einen Traum offenbart wurden.“

Die abergläubiſche Neugierde des Königs wurde durch dieſen Umſtand erweckt; auch hatte er oft von der Weisheit und Heiligkeit des Paters Melandez gehört, welcher vom gemeinen Volke faſt als Heiliger verehrt wurde. Deshalb befahl er die unverzügliche Zulaſſung des Mönchs.

Der alte Mann trat bleich und zitternd ein, und fiel zu den Füßen ſeines Fürſten. „Verzeihung, gnädigſter Herr,“ ſagte er, „dem niedrigſten, aber einem der treuſten Eurer Unterthanen, wenn er der Ueberbringer ſchlimmer Vorbedeutung in Euren königlichen Augen iſt.“

„Ha!“ ſagte Don Pedro, deſſen Stirn ſich verfinſterte, „bring' mir keine üblen Nachrichten. Ich bin der König, welchem die Geſtirne geweiſſagt haben, daß ſeine Regierung lang und glücklich ſein ſoll und daß er ein neues Königthum zu dem ſeinigen hinzufügen werde. Aber ſtehe auf, alter Mann, und laß mich deine Nachrichten hören.“

„Gnädigſter Herr,“ ſagte der Mönch aufſtehend, „es war in der letzten Nacht, daß der heilige Patron

unſers Ordens, der ſelige St. Dominique, mir im Trau-
me erſchien. Die Majeſtät des Himmels ſelbſt glänzte
auf ſeinem Angeſicht und in ſeinem Gang und ein Kranz
göttlicher Glorie umgab ſeine Stirne. Erwache, ſtehe
auf, Antonio Melandez, rief er, mache dich fort in
das Thal von Algoſra, an die Ufer des Fluſſes Mon-
telbana, wo du den König, Don Pedro, mit ſeinem
Heere finden wirſt. Sage ihm, daß der Himmel ſei-
ner Verbrechen überdrüſſig iſt, und ihn ſeinem Bru-
der Don Heinrich überliefert hat, durch deſſen Hände
er ſterben ſoll, das Blut der Guten und Unſchuldigen
zu rächen, das er vergoſſen hat.“

„Tod, Verräther!“ ſchrie der König, von ſeinem
Sitze aufſpringend und heftig ſtampfend, „dieſes mir!“
Und in wilder Raſerei faßte er den Mönch bei der Gur-
gel und ſchrie ſeinen hereindringenden Wachen zu:

„Errichtet da drüben auf der andern Seite des
Zeltes einen Galgen und knüpfet dieſen abſcheulichen
Zauberer daran. Da laßt ihn in den Flammen um-
kommen, und ſobald der Holzſtoß angezündet, laßt
Befehl zum Marſche geben, damit die Rebellen uns
nicht überraſchen, bevor wir unſere Vereinigung mit
unſern Freunden bewirken können.“

Umsonſt ſchrie das unglückliche Schlachtopfer um Gnade; umsonſt betheuerte der Mönch die Wahrheit deſſen, was er ausgeſagt. Die Wachen ſchleppten ihn aus des Königs Zelt, während dieſer den Trommelſchlägern den Befehl gab, durch Lärmen das Geſchrei des Opfers zu übertäuben.

Hundert Hände waren ſogleich beſchäftigt mit der Errichtung eines ſtarken Pfahles; der Mönch machte einen kräftigen aber hoffnungsloſen Widerſtand, ungeachtet ſeines ſchwächlichen Körpers und Alters. Sein Geſchrei und Flehen blieb unerhört, aber ſein wiederholtes Deuten gen Himmel und an ſeine Kniee wurde als Bitte verſtanden, daß man ihm, ſein Gebet zu verrichten, eine kurze Friſt noch geſtatten möchte. Doch ſeine Henker gönnten ihm keinen Augenblick, und bald hörten auch ſeine Zeichen auf, indem ſeine Hände hinter ihm gebunden wurden. Bald darauf war er mit ſtarken eiſernen Ketten an den Pfahl feſtgebunden. Alsdann häuften ſie ſchnell Reisbündel um ihn herum, und nachdem ſie dieſelben angezündet, blieſen die Hörner zum Marſch, und unverzüglich war der ganze Haufe in Bewegung, den unglücklichen Mann ſeinem Schickſale überlaſſend.

„Gnade, Barmherzigkeit! rettet mich, rettet mich!“ ſchrie der unglückliche Mönch; aber die kriegeriſchen Inſtrumente ſpielten die fröhlichſten und munterſten Lieder, erſtickten ſein Geſchrei, und bildeten ſo das gräßlichſte Geſpötte ſeiner Qualen. Mit einer wahren Kunſt von Grauſamkeit, würdig ſeiner ſelbſt, hatte Pedro befohlen, daß die Reisbündel angefeuchtet werden ſollten, in der Abſicht, daß das Feuer ſich nicht ſo ſchnell ausbreiten möchte, um dadurch den Tod des Opfers länger und ſchrecklicher zu machen. Es dauerte deshalb einige Zeit, ehe die Flamme aufkam, und noch hatte ſich der Klang der Muſik in der Ferne nicht verloren und kaum war Don Pedro's Heereshaufe hinter dem Berge verſchwunden, als Hörner- und Trompetenklang von der entgegenſetzten Richtung, welche ſeine Mörder genommen hatten, an ſein Ohr drang.

„Don Heinrichs Truppen nähern ſich,“ ſeufzte der Dulder, „eilet, eilet hierher, o Gott! — Ach! die Flammen breiten ſich weiter aus. — Iſt keine Hoffnung da?“ —

Das zunehmende Tönen der Muſik zeigte indeſſen an, daß die freundſchaftlichen Truppen näher kä-

men; mit einer unglaublichen Anſtrengung ſuchte der Mönch einen der eiſernen Ringe zu ſprengen, welche um ſeine Füße geſchlungen waren, und auf dieſe Weiſe ſeine Beine von den Ketten frei zu machen. Dies ſetzte ihn in den Stand ſie höher über den Pfahl zu ziehen und aus der Gewalt der Flammen zu bringen, und indem er ſeine Blicke gegen Abend richtete, wurde er eine dichte Staubwolke gewahr, welche der Marſch einer zahlreichen Heeresmaſſe erregte, und die eine friſche Luft nach jeder Richtung hin verbreitete.

Die Hoffnung kehrte in ſeine Bruſt zurück; aber mit der friſchen Luft wurden auch die Flammen angefacht und ſeinem Körper näher gebracht. Seine Beine bluteten von den Ketten verletzt, durch welche er ſie gezwängt, furchtbarer Qualm drang auf ihn ein, Flammenglut leckte an ſeinen Wunden, entſetzliche Qual durchzuckte ſein Gebein; da hörte er Stimmen, aber die Sinne vergingen ihm; der letzte Seufzer entquoll ſeinem gemarterten Körper, mit ihm die Seele.

„Er iſt todt, gnädigſter Herr,“ ſagte ein Soldat; „die Flammen haben ihr ſchlimmſtes gethan, und nun alles dies, was ſie bewirken können, wird noch die fromme Pflicht ſein, den Körper vollſtändig

in Asche zu verwandeln, welchen sie gequält haben."

„Wohl wahr, Alonzo," sagte Don Heinrich, „und Friede seiner Asche! Dieser war ohne Zweifel meiner frommen Brüder zärtlicher Freund. Meine armen Kameraden indessen können in der Verfolgung nicht weiter vorwärts gehen und bedürfen der Ruhe, zu der sie, wie es scheint, sich bereits gelagert haben. Wir können keinen bessern Ruheplatz finden."

Don Pedro's Untergang schien sich schnell zu nähern. Bei der Ankunft an dem Orte, wo er sich mit Sir Ralph Helme zu vereinigen gedachte, erfuhr er, daß der kleine Haufe Engländer unter dem Befehl des grünen Ritters bei seinem Marsche gegen den Ort ihrer Zusammenkunft vom Heere des Dü Guesclin überfallen und so vollständig niedergemacht worden sei, daß allein der Befehlshaber und vier oder fünf seiner Gefährten in das Schloß von Montiel zu fliehen im Stande gewesen. Nach diesem Schlosse richtete der König seinen Marsch, aber sein Haufe war bei dieser Nachricht so sehr erschrocken, daß zu jeder Stunde eine große Anzahl von ihm

abfiel, und allein Don Pedro und ein sehr schwacher Ueberrest seiner Macht zogen in die Thore von Montiel ein. Hier fand er Sir Ralph Helme mit einer sehr kraftlosen Garnison, welche seine eignen wenigen, zerstückelten und zerstreuten Gefährten nicht wesentlich vermehrten. Der Feind folgte rasch seinen Schritten und umzingelte bald mit einer zahlreichen und siegenden Armee die Stadt und das Schloß von Montiel.

Der König und Sir Ralph Helme waren keine Männer, die man so leicht in Schrecken setzen konnte. Sie vertheidigten das Schloß vier Monate gegen die unermüdeten Stürme Don Heinrichs. Ein schrecklicherer Feind indessen, als der sie bis jetzt angegriffen, erschien nun. Die stolzen Herzen, welche den Pfeilen und Kugeln der Belagerung Trotz geboten, fingen an zu verschmachten. Endlich eines Abends suchte Sir Ralph mit bewegten Blicken und hastigen Schritten den König in dem Thürmchen des Schlosses, welches er gewöhnlich inne hatte, auf.

„Gnädigster Herr," sagte der grüne Ritter, „es ist vergeblich, die Festung noch länger vertheidigen zu wollen. Die wenigen Männer, welche uns geblie-

en ſind, ſprechen von Aufruhr und Uebergabe des Schloſſes, wenn nicht Eure Majeſtät noch einige Bedingungen mit Don Heinrich machen würde."

„Bedingungen mit dem Baſtard!" ſagte Don Pedro zornig; „niemals, ſelbſt wenn es auch möglich wäre! Hinweg, fort, du glänzendes Spielwerk!" fügte er hinzu, indem er das Scepter wegwarf, welches er in den Händen hielt, — „ich habe Dich in der Schlacht und vom Tode umgeben aufbewahrt; eingeſchloſſen von feindlichen Heeren und von verborgenen Verräthern, hatte dieſe Hand dich feſt ergriffen; aber nun will ich ſelbſt mein Heil in einer unrühmlichen Flucht ſuchen, und das Scepter von Kaſtilien ſoll nicht der Begleiter meiner Schande ſein."

„Gnädigſter Herr," ſagte Sir Ralph, „es iſt vergeblich, den Rathſchlüſſen der Vorſehung zu widerſtreben. Eure Beſatzung iſt bis auf eine Zahl von Leuten zuſammen geſchmolzen, die nicht einmal hinreicht, die Außenwälle zu beſetzen, und es ſind nicht mehr für einen einzigen Tag Lebensmittel im Schloſſe. Es wäre beſſer, daß Eure Majeſtät und einige Ihrer auserwählten Anhänger Ihr Heil durch die Flucht ſuchten. Jenen, welche zurück bleiben, werden die

Sieger nicht verweigern, ſichere und ehrenvolle Bedingungen zu bewilligen.“

„Iſt es dahin gekommen?“ ſagte Don Pedro, ballte ſeine Hände und ſtampfte heftig an den Boden. „Gibt es nicht eines der ruhigen Schlöſſer, in welchem der mächtigſte Monarch von Kaſtilien in Sicherheit verbleiben kann? Wo iſt der Betrüger, dieſer Simon Joſeph, welcher eine Vergrößerung meiner Länder und ununterbrochene Triumphe über alle meine Feinde mir verſprach?“ —

„Hier iſt er,“ ſagte der Sterndeuter, indem er einen Schritt vortretend dem tigerähnlichen Blick des Königs begegnete, auf eine ſanfte und ruhige, aber kühne und unerſchrockne Art.

„Elender!“ ſagte der Monarch, „ſprachſt Du nicht zu mir: Don Pedro, hoffe nicht auf Frieden und Ruhe! — und der Himmel weiß, daß in dieſem Umſtand Du nicht gelogen haſt; aber fügteſt Du nicht hinzu: Deine Regierung ſoll lang und glücklich ſein, Sieg ſoll Deine Fahnen begleiten, und neue Königreiche zu Kaſtilien hinzugefügt werden?“

„Auf dieſe Weiſe,“ ſagte Simon Joſeph, „war die Ausſage der Geſtirne; und auch ſo legte ich es

iſſenhaft Dir, o König, aus; aber," fügte er mit
hdruck hinzu, „wie kalt auch die Jahreszeit ſein
, der, welcher ſich in ein heißes Bad ſtürzt, darf
nicht wundern, auszudunſten."

Der König ſah für einen Augenblick mordbegie-
den Sterndeuter an, ohne ein Wort zu ſprechen.
bald aber warf er den Dolch hinweg, den er bereit
, in die Bruſt des Juden zu verſenken,
ſeine Hände gegen den Himmel erhebend, rief
us: „Es iſt nur zu wahr! So wohlthätig auch
Einfluß iſt, welchen die Planeten über uns ver-
en, die Leidenſchaften, die Neigungen, die Ge-
nheiten der Menſchen ſind mächtiger als die Ein-
der Geſtirne ſelbſt. Sir Ralph Helme, zeige
den Weg — ich folge Dir."

Sir Ralph Helme ging vor ihm her und zwölf
getreueſten Anhänger folgten. Sie ſtiegen ei-
angen geſchlängelten Treppengang hinab, wel-
an einer kleinen Thüre endigte, die in den gro-
Hof des Schloſſes ausging. Don Pedro ſah
dem Thurm zurück, welchen er ſo eben verlaſſen
und fragte gleichgültig: „Wie nennt man die-
hurm?"

„Gnädigſter Herr!“ ſagte einer ſeiner Anhänger, „er wird der Sternenthurm genannt.“

„Ha!“ ſagte Pedro lächelnd, aber wie er immer lächelte, mürriſch und finſter, „ſo iſt wieder eine Ausſage der Sterndeuter als ein Mährchen erwieſen. In meiner Jugend ſchon befragte ich Männer, die geheime Künſte trieben, an welchem Orte ich ſterben ſollte, und ſie ſagten mir alle, daß der König in dem Sternenthurm ſterben würde. Ich habe niemals einen ſo benannten Platz gefunden, als bis jetzt, wo ich ihn für immer verlaſſen will.“

Während der König dies ſagte, hob der grüne Ritter die Fallthüre auf, welche zu dem unterirdiſchen Gang führte, und der ganze Hauſe ſtieg hinab. Sie durchwanderten ihn lange Zeit ſtumm und niedergeſchlagen. Endlich brach der König das Stillſchweigen und ſagte: „Mir gefällt nicht, Sir Ralph, ſolch dunkler und trauriger Gang wie dieſer! In einer ſolchen Nacht, wie dieſe, möchte ich lieber unter dem geſtirnten Himmel ſein, mit meinem eignen glänzenden Planeten beſchäftigt, der ſeinen wohlthuenden Einfluß auf mein Haupt ausgöſſe.“

„Gnädigſter Herr,“ ſagte der Ritter, „laßt uns

ſtandhaft unſern Gang verfolgen, und bald wird es helle auf unſerm Pfade werden.“

Als er dieſe Worte äußerte, ſah man ein Licht in einer beträchtlichen Ferne glänzen, welches bei deſſen Zunehmen ſich ihnen zu nähern ſchien; zugleich wurde der Laut von Fußtritten gehört.

„Ha!“ rief Don Pedro aus, „Verrath, Verrath!“

Bei dem Schall ſeiner Stimme verſchwand das Licht, aber Fußtritte hörte man raſch ſich nähern, bis plötzlich eine Menge von Lichtern einen hellen Schein auf ihre Geſichter verbreitete, und in der Beſtürzung, welche der blendende Glanz verurſachte, ſahen ſie ſich alle durch eine überlegne Macht zu Gefangenen gemacht.

Nachdem der König und alle ſeine Begleiter überwunden waren, fuhr der grüne Ritter noch fort, ſein Schwert mit ſchwacher Wirkung gegen die Franzoſen zu gebrauchen. Er hatte ſchon drei Männer niedergehauen und war eben im Begriff ſeine Waffe in die Bruſt eines vierten zu ſtoßen, als er einen tödtlichen Stich in den Rücken erhielt und leblos zu Boden ſank.

„Ha!“ rief Pedro, weniger ergriffen von dem Tode ſeines getreuen und tapfern Anhängers, als von der Erinnerung der Prophezeihung, welche deſſen Schickſal ſo unzertrennlich mit ſeinem eignen vereinigte. „Iſt der grüne Ritter todt? — dann iſt auch meine Stunde abgelaufen.“

„Auf mit mir, Kameraden,“ ſagte der Anführer der Belagerer, „und bemächtigt euch des Schloſſes!“ Ein zahlreicher und wohlbewaffneter Haufe drang herbei, in ihren Händen Laternen tragend. Ein kleinerer Theil war darauf bedacht, die Sorge über die Gefangenen zu übernehmen und ſie mit ſich fortzuführen. „Und nun,“ ſagte der, welcher den Befehl über den kleinen Haufen zu haben ſchien, „wen haben wir hier?“

„Zuerſt, geſtrenger Herr,“ ſagte Don Pedro, „möchten wir verlangen zu wiſſen, wer es iſt, der ſich an uns wendet, und durch welche Gewalt er uns gefangen hält?“

„Ich,“ ſagte der Anführer, „bin der Befehlshaber dieſes Theils des Heeres des Königs Heinrich von Kaſtilien, welcher beſtimmt iſt, alle Ausgänge dieſes Schloſſes zu bewachen; und als ich dieſer Tage

das Geheimniß dieses unterirdischen Ganges durch einen Flüchtling des Schlosses vernahm, suchte ich davon Besitz zu nehmen und mit Gewalt dessen Innwohner zurück zu halten."

„Auf diese Art," sagte Pedro, „bin ich in der Hand eines sehr tapfern und edlen Ritters, und übergebe mich selbst als Euern Gefangenen. Ich bin Don Pedro von Kastilien, der einzige legitime Sohn des Königs Alphonso."

Ein entsetzlicher Knall wurde in diesem Augenblick gehört. „Ha!" sagte der feindliche Anführer, „unsere braven Kameraden haben sich selbst zu Herren dieses Schlosses gemacht. Nehmt den König Don Pedro mit uns. Unser Herr kennt die reiche Beute nicht, welcher wir uns bemächtigt haben."

Aus diesen Worten schloß Pedro, daß andere Männer von höherem Ansehen, als dieser Heerführer, mit einer zahlreichen Abtheilung dem Schlosse zugeeilt seien. Verschieden und heftig waren die Gefühle, welche seine Brust bewegten, aber Widerstand war vergeblich, und schweigend ging er durch die finstern Windungen des unterirdischen Ganges bis zu dessen Ende.

„Iſt Don Pedro geflüchtet?“ waren die erſten Worte, die an den Heerführer von dem Ritter gerichtet waren, welcher die eingedrungenen Truppen befehligte.

„Ich habe ihn davor geſichert,“ ſagte der Angeredete. „Was ſind Seiner Majeſtät Befehle?“

„Er erwarte ſie in jenem Thurme,“ ſagte der Ritter, indem er zu dem Sternenthurm hindeutete.

„Ha!“ ſagte Don Pedro zu ſich; „ſo iſt Heinrich ſelbſt hier und in jenem Thurm!“ und ein unwillkührlicher Schauder drang durch alle ſeine Glieder. „Doch,“ fügte er noch hinzu, „nennt ſich dieſer Baſtard ſelbſt nicht König von Kaſtilien?“

„Eben ſo, Herr,“ ſagte der Anführer.

„Folglich,“ erwiederte der gefallene Monarch, und eine augenblickliche Heiterkeit überzog ſein Angeſicht, „der König mag in dem Sternenthurm ſterben, und Don Pedro noch gerettet ſein. Führt uns, Sir, gehet voran!“

Die beiden Männer ſtiegen nun die lange Wendeltreppe wieder hinan, Don Pedro zwar ſchwermüthig und traurig, aber doch unter günſtigern Ausſichten, als er kurz vorher hinabgeſtiegen war. Eine

kleine Zeit darauf brachte man ihn und seine Wachen in das Zimmer, welches er zuletzt verlassen, und da fand er Heinrich, umgeben von seinem Gefolge, im königlichen Kleid und in seinen Händen das Scepter haltend, welches Pedro kurz vorher in der Angst der Verzweiflung weggeworfen hatte.

„Ha!“ sagte der Letztere, „kühner Verräther, wer bist Du, der Du es wagst, die Pracht und Würde des Monarchen von Kastilien Dir anzueignen?“

„Ich,“ sprach Heinrich, mit einem bittern Lächeln, „bin der, dem allein diese Pracht und diese Würde der rechtmäßigen Gewalt zukömmt. Ich bin der König.“

„Sprichst Du so?“ sagte Don Pedro, mit einem jener grimmigen Blicke, welcher alle Bösartigkeit seiner Seele auf seinem Gesichte malte, „dann treffe dich das Schicksal, wovon die Sterne bestimmt haben, daß es dem König in diesem Thurm begegnen soll.“

Indem er dies sagte, sprang er mit aller Furie und List eines Tigers auf Heinrich los, schlang seine nervichten Arme um ihn, kämpfte mit ihm, und warf ihn augenblicklich zu Boden; hier, indem er mit

ſeinen Knieen ihm auf der Bruſt lag, zog er einen Dolch aus ſeinem Gürtel, und war nahe daran, ihn in Heinrichs Bruſt zu ſtoßen, als ein Soldat, der nahe ſtand, und den bis jetzt das Erſtaunen unbeweglich gemacht hatte, Pedro's Hand zurück hielt. Don Heinrich ſprang unverzüglich auf die Kniee, zog ſeinen eignen Dolch hervor und ſtieß ihn dem königlichen Schurken ins Herz.

„Ha!“ ſeufzte Pedro, „die Prophezeihung des Sternenthurms war wahr, und ſo auch die des Pfaffen, welchen ich den Flammen übergab.“ „Heinrich,“ fügte er hinzu, indem er ſeine Augen auf den Fürſten heftete, während ein bitteres Lächeln auf ſeinen Lippen ſchwebte, „mit meinem letzten Athemzug nimm meinen — —“

Die Verwünſchung, welche er ausgeſtoßen haben würde, wurde durch den Todeskampf in ſeinem Halſe unterdrückt und ſein Kopf ſank leblos auf den Boden.

Noch jetzt blieb das grimmige und bittere Lächeln auf ſeinen todten Lippen und in ſeinen Augen ſchimmerte noch der kalte zornige Ausdruck.

„Er ſtarb wie er gelebt hat,“ ſagte Don Hein-

rich, „des Mitleidens beraubt, und ohne Erbarmung. Und nun ſind deine Leiden geendet, Kaſtilien; und eure Qualen, meine geliebten und hochherzigen Brüder; und deine Beſchimpfungen auch, deine unverdienten Beleidigungen, ſanftmüthige Blanka von Bourbon! Ruhe nun, ruhe in Frieden, gequälter Geiſt, denn der Sieg des Gerechten iſt gekommen, und Ehre, Tapferkeit und Schönheit mögen wieder in Kaſtilien Schutz finden.“

Don Heinrich beſtieg den Thron unter allgemeinem Frohlocken. Die benachbarten Fürſten, unter welchen der große König Edward von England und ſein tapfrer Sohn, bewarben ſich um ſeine Verbindung. Er führte Kaſtiliens Scepter zu ſeiner Ehre und zum Vortheil der Nation, und übertrug es bei ſeinem Tod ſeiner Nachkommenſchaft.

Erzählungen,

Novellen und Sagen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Drakäna.
Die Stadt im Meere.
Die Schreckensreiſe.

Gotha,
Verlag von J. G. Müller.
1832.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Drakåna.

Ein Mährchen.

Ein furchtbarer Sturm raſte um die Küſten der Inſel Thule. Wellen, wie ungeheure Gebirge, wälzten ſich heran und drohten das kleine ſchöne Eiland zu verſchlingen; aber die Felſen, auf denen es lagerte, trotzten dem Ungeſtüm der Gewäſſer. Blitze ſchnitten wie flammende Schwertſtreiche den ſchwarzen Trauermantel, der dicht und faltig über dem Meer und den Inſeln hing, auf Augenblicke von einander; aber mit Donnerkrachen ſchlug er wieder zuſammen und warf, wie zornig, ſtrömende Waſſermaſſen herab. Die Brandung brüllte, der Orkan heulte und der Donner accompagnirte zuweilen mit kräftigen Baßtönen das ſchauerliche Lied. Durch dieſen Aufruhr des feuchten Elementes kämpfte ſich ein Schifflein der Küſte Thule's zu, oder wurde vielmehr an die Felſenriffe geſchleudert, welche wie ſcharfe zackige Zähne die Küſte bewachten. Ein gewaltiges Nothgeſchrei

wurde im Schiffe vernommen, dann wurde es von einer Welle faſt bis an die Wolken gehoben, und gleich darauf wieder in einen weitaufgähnenden Abgrund geſchleudert.

So ſchwach auch die Menſchenſtimmen gegen die wilden Laute der Natur waren, ſo drangen ſie doch durch und gelangten wieder zu einem Menſchenohr. Und dieſer Menſch war Fialko, der Oberprieſter der Göttin Drakóna, welche auf Thule verehrt wurde und deren Eigenthum die Inſel war. Im Tempel auf der Kuppe des größten Uferfelſens verweilte der Greis eben bei Opfer und Gebet, die Göttin zu vermögen, daß ſie den gewaltigen Sturm abwehren möchte von ihrem geliebten Sitz und den ihr treuergebenen Bewohnern desſelben; hier hörte er den Hülferuf aus der Tiefe herauf. Da bog ſich der Prieſter aus der Pforte des Tempels hinab und ſtarrte in die ſchwarze tobende Fluth. Bald gewahrte ſein Auge mit Entſetzen das bedrängte Schifflein. Raſch und entſchloſſen griff er nach einem großen Metallſchilde und einem langen Schwerte, beides der Göttin von einem benachbarten kriegeriſchen Volke verehrt, und eilte damit die Stufen des Felſens hinab,

an deſſen Fuße die friedlichen Hütten der Inſelbewohner ſtanden. Und er ſchlug mit dem Schwerte dreimal ſtark an den Schild, daß er laut tönte, einen gellen, gräßlichen Klang. Und augenblicklich gingen die Thüren der Hütten auf und die Bewohner derſelben ſtürzten heraus, und von allen Seiten eilten ſie herbei und riefen: „Was iſt Dir Böſes begegnet, Vater Fialko, daß uns Dein eherner Schild aufſcheucht?“

„Eilt herbei, noch ſchneller als der Sturm, ihr Bewohner der Küſten!“ verſetzte Fialko; „beſteigt ſo eilig als möglich Eure Kähne und rettet die Menſchen, welche auf einem eben untergehenden Schiffe ſich befinden. Auf! auf! daß Euer ſchöner Eifer heute ein großes, edles Werk vollende. Denn was gibt es Größeres, als Menſchen retten? Ihr gebornen Seefahrer, ihr ſichern Lootſen, rettet, ſo lange es noch Zeit iſt!“ Und während der Prieſter alſo rief und der heftige Regen ſein ſchneeweißes Haar näßte, eilten immer mehr Eiländer herbei, Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, und fragten beſtürzt: „Was iſt es, daß Fialko uns aufgeſchreckt hat aus dem Frieden unſerer Häuſer? Wir haben

weithin das furchtbare Dröhnen ſeines Schildes vernommen, das uns meldet, irgend ein Unheil ſei geſchehn. Was hat uns betroffen in dieſem Sturme?“ Und Fialko verkündete Allen, die kamen, das Verderben des fremden Schiffes. Die Lootſen aber riefen: „Schnell zu unſern ſtarken Kähnen hinab! Die Göttin und ihr Prieſter befehlen uns, auf das ſtürmende Meer hinauszufahren, und wir werden die Fremden, welche unſrer Küſte nahten, zu retten ſuchen, und ſollten wir ſelbſt dabei zu Grunde gehen.“ Und ſie banden ihre Schiffe los und fuhren hinaus in die Nacht und den Sturm, und man hörte ſie lange noch einen ermuthigenden Geſang ſingen, bis die Stimmen verhallten. Das Lied aber lautete:

Auf! ihr Brüder, rettet, rettet!
Eh' der wüthende Orkan
In des Meeres Schoos ſie bettet.
Eilig haben wir den Kahn
Von dem Felſen losgekettet:
Wohl nun, ſtrengt die Kräfte an,
Daß ihr Menſchenleben rettet!
Wär' es ſchon zu ſpät, ſo hättet
Ihr doch Eure Pflicht gethan.

Darum, Brüder, wagt und wettet!
Meerfluth iſt uns unterthan.

Unter dem herbeigeſtrömten Volke der Küſtenbewohner befand ſich ein ſchönes zartes Fräulein, Jutta genannt. Sie war mit beſſern Kleidern angethan, als die übrigen Töchter der Inſel, und ihre weiche weiße Haut war nicht von der Sonne verbrannt, noch ihre kleinen niedlichen Hände hart von Arbeit. Das kam daher, weil ſie des Oberprieſters Fialko Nichte, und alſo von allen Inſulanerinnen die vornehmſte war. Als nun die Lootſen in großer Lebensgefahr auf das Meer hinausgefahren waren, lief das andere Volk das Ufer entlang und ſprang von Felſen zu Felſen, die kühnen Schiffer mit den Augen verfolgend und zagend ob ihrer großen Wagniß. Jutta aber blieb bei ihrem Oheim Fialko zurück.

„Steige Du hinauf zum Tempel, Jutta,“ ſprach der Greis, „und ſieh mit Deinen klaren Augen hinab in das ſturmbewegte Meer. Vergiß auch nicht heilige Gebete zu ſtammeln; denn die Götter gewähren die Bitten der Unſchuld am liebſten. Ich will die Prieſter verſammeln und wir wollen eiligſt der Göttin

unſeres Eilandes ein groſſes Opfer bringen, damit ſie ſich der Fremden erbarme und keinen derſelben umkommen laſſe.“

Jutta ſtieg die Stufen hinauf und Fialko wandelte unter dem Felſen hin, bis er an das Haus der Prieſter kam. Und als er ſie verſammelt und ihnen die Gefahr der Fremdlinge angedeutet hatte, gingen ſie alle in lange ſchneeweiße Gewänder gehüllt und mit grünen Kränzen auf den Häuptern hinauf auf den Felſen, wo der Tempel ſtand, um das groſſe Opfer anzuzünden. Draußen aber im Sturm, von Nebel umwallt, vom Sturm umſauſt, ſtand die ſchöne Jutta und ihr klares Auge durchwanderte die empörte Waſſerwelt. „Ich ſehe das Schifflein der Fremden!“ rief ſie ihrem Oheim zu, welcher betend am Altar der Göttin lag, „ſein Maſt iſt gebrochen und ſeine Segel ſind zerriſſen. Ha! wie es von den wüthenden Wellen umhergeſchleudert wird! Jetzt! — Jetzt! Barmherzige Götter! jetzt iſt es in die Fluthen vergraben! — — — Doch nein! Dort ſeh' ich es wieder. Schon iſt es dem Ufer nahe. Ha! und da kommen die braven Thuler! Wie ſie kämpfen gegen Wind und Wellen! Und doch werden ſie das fremde Schiff

nicht vor deſſen Untergang erreichen. Aber ſeht doch! iſt's nicht als ob Geiſter das Schiff der Fremdlinge aufrecht trügen! Es zittert nicht mehr wie die Taube in Geiers Krallen. Es läuft ſicher über die Wellenhügel, als würde es von unſichtbaren Mächten gelenkt. Nun nahen unſre Landsleute. Die Edlen! Fialko! Vater Fialko! Hört Ihr! Eure Söhne kämpfen dem Sturm und den Fluthen ihren Raub ab. Segnet ſie! Segnet ſie alle, Ihr Diener der Götter, Ihr Drakána's Prieſter! Dank Euch, Ihr Götter! Dank Dir vor allen, Göttin unſeres Eilandes, Gütige! — Sie ſind am Schiffe der Fremden; wie ſie ringen! Sie ſiegen! Fialko, Eure Söhne ſiegen über des Sturms Gewalt. Sie nahen, die Retter mit den Geretteten! Sie kommen! Sie landen!"

Da ſtand Fialko auf, und die Prieſter ſchloſſen einen Kreis um die Opferflamme und ſangen mit feierlicher Stimme:

Treulos iſt des Meeres Welle,
Treulos iſt des Menſchen Glück.
Von der Freude heitrer Schwelle
Schleudert dich der Sturm zurück.

Bei dem wandelnden Geſchlechte
Iſt auch alles wandelbar.
Nur der Götter ew'ge Rechte
Stehen feſt auf immerdar.

Stürmiſch oder ruhig gleitet,
Wie ſie wollen, unſer Boot;
Ihres Wortes Kraft bereitet
Bald uns Wonne, bald uns Tod.

Daß wir, Ew'ge, Euch gefallen,
Nehmt des Dankes Opfer hin!
Seid uns gnädig! Du vor Allen,
Große Schlangenkönigin!

Darauf trat Fialko hervor und ſprach: „Dank Euch, Ihr großen Götter! Ihr habt die Fremdlinge gerettet an unſrer heimiſchen Küſte. Dank, glühenden, unausſprechlichen Dank Dir, Drakána, große Beherrſcherin unſrer Inſel! Lodre, des Opfers heilige Flamme, Deine Düfte den Unſterblichen zu! — Ihr aber, Prieſter der Königin, folgt mir, damit wir die Fremdlinge würdig empfangen und begrüßen! denn es thut dem Wanderer gar wohl, wenn ihm, fern von der geliebten Heimath, ein heiter grüßender

Gastfreund entgegentritt. Auch ich wurde einst in Hesperiens südlichem Lande freundlich bewillkommt, und erhielt von den Bewohnern jenes sonnenwarmen Landes manchen schönen Beweis ehrenvoller Auszeichnung. Darum soll uns jeder Fremdling in Thule willkommen sein. Laßt uns nach der Küste hinabschreiten. Mein Sohn soll mir zur Seite gehen; er hat die Welt durchwandert und kennt alle Völker; er wird sich mit den Ankömmlingen am leichtesten verständigen. Aber ich seh' ihn nicht. Wo ist er? Ich erinnere mich, daß ihn mein Auge heute noch nicht erblickt hat. Wo ist Rumolf? Kann mir's keiner berichten?" Die Priester schwiegen verlegen und senkten die Blicke zur Erde. Endlich ermannte sich Einer und erwiederte dem Oberpriester: „So viel wir wissen, treibt er heute in den Wäldern unseres Hochlandes der Jagd ritterlich Handwerk."

„Ja," murmelte ein Anderer unwillig für sich, „er jagt den Weibern und Töchtern der Hochländer nach."

„Es macht mir Kummer, den kaum Gefundenen von mir entfernt zu sehen," sagte Fialko mit einem wehmüthigen Blick. „So komm Du, Jutta, daß ich

meine ſchwache Hand auf Deinen Arm ſtütze!“ Die blühende Jungfrau wandelte an des Greiſes Seite und alle ſtiegen vom Tempel herab und gingen dem Zug der Schiffer entgegen. Frohe Lieder ſingend kamen dieſe heran, die Fremdlinge in ihrer Mitte. Und Fialko hieß ſie willkommen in Thule und reichte ihnen nach einander die Hand mit freundlicher Begrüßung. Und als dies geſchehen war, ſagte er zu ihnen: „Vor allen Dingen folgt uns in den Tempel unſerer Göttin, und laßt uns dort gemeinſchaftlich Dank ſagen für Eure Rettung. Dann wollen wir Euch in unſre Hütten führen und pflegen mit Speiſe und Trank.“ Die Fremdlinge willigten mit Freuden ein, weil ſie an ſolchem Begehr erkannten, daß ſie unter gute Menſchen gekommen waren; denn nur der Gute denkt bei jeglichem Vorfall ſeines Lebens zuerſt der waltenden Götter mit Dank, Liebe und Wehmuth. Auch fühlten ſie ſich ſelbſt den Göttern dieſes Eilandes ſehr verbunden und beeilten ſich, ihre Gefühle auszuſprechen. Als ſie nun zuſammen den weitausſchauenden Felſen erſtiegen, auf welchem das Tempelhaus gelegen war, ſiehe da öffnete dasſelbe ſeine Pforten und die Fremdlinge erblickten

ſtaunend die Pracht darin. Ringsum hingen herrliche Weihgeſchenke, in der Mitte der große eherne Schild und das lange Schwert, darüber in der Höhe, gerade über dem vom Opferfeuer geſchmückten Altar, ſtrahlte eine zum Ringe geſchlungene goldene Schlange, welche ein geheimnißvolles Dreieck umſchloß. In Mitten dieſes Dreiecks ſchien eine Sonne zu rollen. Die Fremdlinge erkannten wohl, daß dies das Symbol der Gottheit dieſer Inſel ſei, und ſenkten ihre Kniee und beteten. Die Prieſter verrichteten ebenfalls ihre Andacht, dann traten ſie den Angekommenen gegenüber und ſangen freudig:

Willkommen! Willkommen!
Ihr ſeid durch des Sturmes tobende Wuth,
Ihr ſeid durch des Meeres empörte Fluth
Zum heiligen Ufer geſchwommen.

Willkommen! Willkommen
An Thule's göttergeliebtem Strand!
Ihr habt zu einem geſegneten Land
Die glückliche Straße genommen.

Willkommen! Willkommen!
Hier ſchweiget die Zwietracht, der Haß, der Streit,

Hier fliehet der völkerzerfleiſchende Neid,
Hier wohnen die Guten und Frommen.

Gerührt von ſolch freundlichem Empfang, trat der Bootsmann hervor und ſprach zu den Prieſtern und dem Volk von Thule: „Ihr überraſcht uns mit Eurer Liebe. Dürfen wir es wagen, ſo gewährt uns den Wunſch, zu einem Volke zu gehören, welches ſo viel Edelſinn hegt. Betrachtet uns ferner nicht als Fremdlinge; nehmt uns in den Bund Eurer Brüderſchaft auf. Denn ſeht, unſer Schiff iſt geſcheitert; wir wiſſen nicht, ob wir je in unſer Vaterland zurückkehren dürfen. Darum weiſt unſere Bitte nicht zurück.“

„Seid ihr edle, herzensreine Menſchen,“ verſetzte der Oberprieſter, „ſo ſchließen wir Euch mit Freuden in das Band unſerer allſeitigen Freundſchaft als Brüder ein. Die Göttin wird Eure Herzen prüfen und findet ſie Euch würdig, zu uns zu gehören, ſo wird ſie es mir anzeigen. Bevor wir aber weiter gehen, edle Fremdlinge, ſo habt erſt die Güte, uns zu berichten, von wannen Ihr gekommen und welches Land Euch geboren, ferner was Euch an

die Küſten von Thule geführt, ob der Zufall oder Euer eigener Wille.“

„Wir ſind weit hergekommen aus des Südens heiterm Lande,“ verſetzte der Sprecher. „Da wo Heſperiens Spitze ſich in das Meer, welches die Welt umgürtet, hinab ſenkt, da iſt unſer Vaterland.“

„Wie?“ rief Fialko erſtaunt und Jünglingswonne flammte in ſeinen Augen auf, „Heſperien iſt Euer Vaterland? Dort verlebte ich einſt glückliche Tage! Gute Götter, ſo ſchenkt Ihr mir, eh' ich das Haupt ſenke zur ewigen Ruhe, das große Glück, einmal noch geliebte Heſperier zu umarmen! Kaum fiel mir die Freude aus Eurem Schooſe herab, den nie gekannten Sohn an mein Herz zu drücken, ſo ſchickt Ihr mir auch gute Freunde, wackere Heſperier. Ja Ihr ſeid meine Freunde, weil Ihr Heſperier ſeid! Wie wird mein Sohn ſich freuen, Euch hier zu ſehen! Denn wiſſet, er iſt Euer Landsmann. Doch nun ſagt, was führte Euch auf dieſes von Fremden faſt nie beſuchte Eiland?“

„Wir folgten einem reichen und mächtigen Herrn,“ entgegnete der Bootsmann; „den trieb die

dunkle Schickſalsgöttin über Land und Meer. Ein ewig glühender Wunſch ließ ihn nicht Ruhe finden; denn ein Geheimniß, welches wohl kein Sterblicher von ihm erfahren hat, wollte er löſen, und des Drakels Mund hatte ihm die Küſten der Inſel Thule als das Ziel ſeiner Wünſche und Sehnſucht genannt."

„Sehr ſonderbar!" ſprach Fialko nachſinnend. „Und wo iſt denn Euer Herr?"

„Wohl hat das Drakel nicht gelogen. Das Ziel ſeiner Sehnſucht, die Erfüllung ſeiner Wünſche hat er an Thule's Küſten gefunden, und ſein Geheimniß wird wohl mit ihm in dem feuchten Wellengrabe gebettet ſein."

„Welches Wort entfloh Deinem Munde!" rief der Oberprieſter erſchrocken und alles Volk umher war beſtürzt. „Euer Herr iſt nicht gerettet von dem zertrümmerten Schiffe?"

„Wir glauben es nicht, und es iſt auch ſchwerlich anzunehmen. Ja ich möchte es für ganz unmöglich halten. Noch ehe das rettende Boot ſich uns zeigte, ſtürzte er ſich verzweiflungsvoll in das Meer, um ſchwimmend das Ufer zu erreichen; denn es war ihm zur unerſchütterlichen Gewißheit ge-

worden, daß ſich nur hier, auf dieſem Inſelſtrande, das dunkle Räthſel ſeines Lebens löſen könne, und mit dem Aufgebot aller ſeiner Kräfte wollte er ſich Licht erkämpfen. Er wollte ſich genug thun, die Pflicht an ſich ſelbſt erfüllen. Wir waren nicht vermögend, ihn zurück zu halten. Wie ein Verzückter warf er ſich in die brüllende Fluth, und wir hörten nur kurze Zeit noch ſeine Stimme. Wie einen Ball ſchleuderten ihn die Wellen in die Höhe und dann ward er von unſern Augen nicht mehr geſehen."

„Ach mein armer, unglücklicher Herr!" rief jetzt ein kleiner feiſter Mann, in der Mitte der geretteten Fremden. „Wenn ich nur an ihn denke, ſchießt mir das Waſſer wie ein Bach aus den Augen." Und dabei verſuchte er ein einziges Thränchen aus ſeinem Bausbackengeſichte zu wiſchen.

„Wer biſt Du, der Du ſolch beſondern Antheil am Schickſal des Verunglückten nimmſt?" fragte der Oberprieſter.

„Ach liebſter Herr, ich bin Bruno, der Knappe des weltberühmten Ritters Aſtolt, und habe all ſeine großen und kleinen Fahrten mitgemacht, bis auf die letzte, die mir doch etwas zu gefährlich ausſah. Nun

er hat's auch nicht von mir verlangt. Ihr könnt nicht glauben, wie lieb er mich gehabt hat; er pflegte mich und ließ mir nichts abgehen."

„Das bestätigt Dein Bauch und Dein Gesicht. — Ihr aber, Söhne der Insel, brecht eilig auf, den Herrn dieser Leute zu suchen. Vielleicht hat er doch das Ufer erreicht, und liegt nun fern, aller Hülfe baar, oder irrt verzweifelnd in den Wäldern der Insel. Findet Ihr ihn nicht auf dem Lande, so bietet noch einmal den Elementen Trotz, um seines Leichnams habhaft zu werden, damit wir ihm nach unserer Sitte ein würdiges Todtenfest feiern."

„Auf denn, den Ritter Astolt zu suchen!" riefen die Thuler, und entfernten sich.

„Meinen lieben Herrn suchen?" sagte Bruno; „dabei muß ich auch sein. Vielleicht glückt es doch, ihn noch lebendig zu finden." Und damit sprang der närrische Kauz davon, den Insulanern nach.

„Stellt es den Göttern anheim, liebe Hesperier," sprach Fialko zu den Uebrigen. „Traf Euch das Aergste, so sollt Ihr an mir einen Freund und Vater und an meinem Sohne einen Bruder finden."

Hierauf nahm jeder Priester einen Fremden an

der Hand und führte ihn hinab nach den Hütten, um ihrer dort zu pflegen. Bevor sie um die Ecke des Felsens herumbogen, vernahmen sie aus der Ferne den Klang eines Jagdhorns.

„Ha! das ist mein geliebter Sohn!“ rief Fialko und sein ehrwürdiges Gesicht glänzte von Freude. Weicht etwas hinter jenen Felsenvorsprung zurück, meine Freunde, damit ich ihn dann um so schöner mit Eurer Gegenwart überraschen kann.“

Die Hesperier thaten nach des Oberpriesters Willen und versteckten sich, neugierig, welchen Landsmann sie wohl hier finden möchten. Die Priester gingen mit Fialko dem Jäger entgegen. Bald kam dieser in der Mitte seiner Jagdgesellen der waldigen Höhe herab, ein schöner Mann mit düsterm unstäten Blick, wie es schien, sehr übel gelaunt. Er bemerkte die Priester nicht, sondern stimmte vor sich hinstarrend ein Lied an, welches sein Diener, der neben ihm ging, mit dem Horne begleitete. Rumolf sang:

Meine Wünsche, mein Verlangen
Jagen sich mit ew'ger Hast,
Wilde Glut hat mich erfaßt,
Raserei hält mich umfangen,

Grenzenloſe Leidenſchaft
Raubt dem Willen ſeine Kraft.

Nicht ein Fürchten und ein Hoffen
Lebt in meines Buſens Raum;
Keiner Sehnſucht ſteht er offen,
Nicht der Liebe goldnem Traum.
Der Begierde tolle Wuth
Kocht und dörret mir das Blut.

So düſter und unſelig lautete das Lied, ſo düſter und unſelig klang ſeine Sangweiſe. Fialko ging kummervollen Herzens auf ihn zu, und Rumolf fuhr erſchreckt zuſammen, als er des Greiſes anſichtig wurde. „Mein Sohn,“ ſprach dieſer ſanft und bittend, „warum biſt Du doch ſo unſtät und fliehſt Deinen Vater? Es ſind ja kaum einige Wochen, ſeit ich das Glück genieße, Dich zu beſitzen; und vielleicht ſind mir von den Göttern nur Tage noch zugemeſſen; deshalb möchte ich ſo gern immer und ununterbrochen Deines kindlichen Umganges genießen.“

Der Jäger ſuchte ſich zu ſammeln, und erwiederte: „Mein theuerer, innigſt geliebter Vater, glaubet nicht, daß meine heiße Kindesliebe zu Euch je-

mals erkalten könne; aber ermüdend und geisttödtend ist für mich, der ich in Hesperien aufgewachsen und andere Sitte, anderen Umgang gewohnt bin, der Tage ewiges Gleichmaaß auf dieser Insel, und die heftigste Liebe, das feurigste Gefühl muß erschlaffen unter der drückenden Last der leeren Zeit. Wollt Ihr mir nun zürnen, mein Vater, wenn des Herzens Drang mich hinaus zum fröhlichen Waidwerk treibt, um mir das schale Leben dort zu erfrischen und zu kräftigen?“

„Du kannst das rasche, stets bewegte Blut des Südländers nicht verläugnen. Deine Mutter war eben so, und deshalb entschuldigt Dich mein Herz am ersten und liebsten. Komm mit mir, mein Sohn, ich habe Dir eine große Freude zugedacht. Dort an dem Felsenvorsprung sollst Du es erfahren.“ Sie gingen Hand in Hand zur bezeichneten Stelle. Dort rief Fialko: „Kommt hervor, meine Freunde! Und Du, mein Sohn, erkenne in diesen Wackern Landsleute, Hesperier!“ Aber Rumolf schrak beim Anblick der Hesperier heftig zusammen und erbleichte. Indem er einige Schritte zurückwich, entfuhren ihm die Worte: „Ha, meine Ahnung!“ und die größte Bestürzung malte sich in jedem seiner Züge. Die Hespe-

rier aber riefen, überraſcht auf ihn zueilend: „Wie, Rumolf, finden wir Euch hier auf der Inſel Thule wieder?“

„Was iſt das, mein Sohn?“ fragte der Greis verwundert.

„Nichts, theurer Vater,“ verſetzte Rumolf ſich ſammelnd, „nichts als die große Ueberraſchung, meine geliebten Landsleute und ſonſtigen Reiſegefährten ſo unerwartet und plötzlich hier zu ſehen. Es iſt wahr, Ihr habt mir eine große Freude gemacht, Vater, eine ſehr große. — Seid mir willkommen, lieben Freunde! Ihr findet mich im Schooſe des Glücks, und ich will es redlich mit Euch theilen. Seht, ich habe endlich meinen lang geſuchten Vater in dieſem Greiſe gefunden.“

„Wie? Euern Vater?“ fragte der Bootsmann verwundert. „Habt Ihr denn daheim nicht — —“

„Ja, meinen unausſprechlich geliebten, lang und ſchmerzlich entbehrten Vater, mein Freund Dietrich,“ unterbrach Rumolf den Bootsmann und faßte ihn während dieſer Worte bei der Hand und zog ihn bei Seite, ihm ins Ohr flüſternd: „Du biſt des Todes, wenn Du mich verräthſt.“

„Doch ſagt mir, geliebte Landsleute,“ fuhr er gleich wieder im freundlichſten Tone fort, „ich vermiſſe Euren Herrn und Gebieter, meinen theuren Freund Aſtolt unter Euch. Hat er ſich vielleicht ſchon von hier entfernt?“

„Ihr werdet ihn vergebens unter den Lebenden ſuchen,“ antwortete Dietrich, der Bootsmann. „An der Küſte dieſer Inſel hat ihn das Meer verſchlungen.“

„Ha, noch liebt mich das Glück!“ flüſterte Rumolf ſeinem Diener zu. Aber mit Schmerzensblick und bewegter Stimme ſprach er laut zu den Heſperiern: „Mein Aſtolt iſt im Meere umgekommen? O Ihr Götter, warum laßt Ihr mich dies ſchreckliche Loos erfahren! Mein Schmerz iſt größer als Euer aller; er iſt unausſprechlich; denn mir war er Freund, mir war er der theuerſte von allen Sterblichen, Euch nur Gebieter. Ihr alle wißt es, wie wir ein Herz und eine Seele waren, wie Einer nur im Andern lebte, und Keiner ohne den Andern ſein konnte.“

„Wohl wiſſen wir das,“ ſagte Dietrich gerührt, „und um ſo unbegreiflicher war uns Eure plötzliche

heimliche Entfernung. Aſtolt war ſeit Eurer unerklärlichen Abreiſe nur noch ein halber Menſch, finſter und verſchloſſen, mürriſch, unſtät und flüchtig. Er gönnte ſich nicht Ruh und Raſt und floh jede Mittheilung, ja jede Unterredung mit uns. Und obgleich er Eurer mit keiner Silbe erwähnte, und auch nicht leiden mochte, wenn wir nur Euern Namen nannten: ſo merkten wir es ihm doch alle ab, daß ſein großer Gram nur durch Euer Entfernen erzeugt wurde.“

„Das Schickſal — der Wille der Götter, — der Drang — die Sehnſucht, dieſen geliebten Greis endlich einmal zu finden, trieb mich von ihm und von Euch,“ ſtammelte Rumolf verwirrt. „Doch das ſei nun vergeſſen! Laßt uns einen Schleier über die Vergangenheit werfen. Wir wollen unſerm abgeſchiedenen Freunde ein fürſtliches Todtenopfer bringen, nach der löblichen Weiſe dieſes Landes. Vielleicht wirft uns das feindliche Meer, wenn ſein Grimm durch den Tod des edelſten Menſchen verſöhnt iſt, wenigſtens den Leichnam des Unglücklichen mitleidig an das Ufer.“

„Schon ſandte ich rüſtige Männer nach ihm aus,“ bemerkte Fialko.

„Wie sehr bin ich Euch dafür verbunden, mein Vater,“ versetzte Rumolf und faßte freundlich des Greises Hand, um sie zu küssen. „Ihr kommt jedem meiner Wünsche mit väterlicher Güte zuvor. — Ihr, meine geliebten Freunde, Landsleute, Reisegefährten, folgt meinem Vater in unsere Wohnung, die Ihr dort unter dem Felsen liegen seht. Thut Euch gütlich. Ihr seid alle meine Gäste, so lang es Euch beliebt.“

Die Priester gingen mit den Hesperiern, begleitet von dem jubelnden Volke. Den Bootsmann allein hielt Rumolf zurück und bedeutete ihn, daß er ihm noch etwas zu sagen habe. Als die Andern sich nun weit genug entfernt hatten, sprach Rumolf: „Du allein bist von den wahren Verhältnissen meines Lebens unterrichtet. Hüte Deine Zunge, wenn Dir Dein und deren Aller Leben theuer ist. Ein Wort von mir kann Euch vernichten, ein Wort von mir Dich und Alle glücklich machen für Euer ganzes Leben. Weißt Du zu schweigen, so sollst Du der Erste nach mir werden; denn mein ist diese Insel und bald kann ich mich offen ihren Fürsten nennen. Ja ich will sogar die Herrschaft mit Dir theilen. Gedenkst Du aber mich zu verrathen und dem

Oberprieſter zu hinterbringen, daß ich nicht ſein Sohn bin, ſo wird es doch beim Alten bleiben, Du aber mußt ſterben; denn ich werde Vorkehrungen treffen, daß man Dir nicht glaubt.“

„Ich werde ſchweigen und mich des Vortheils bedienen, welchen mir dies Schweigen bringt,“ ſagte Dietrich zitternd; denn der fürchterliche Blick und die gräßlichen Worte Rumolfs erſchreckten ihn.

„So biſt Du mein Freund und es ſoll Dein Schaden nicht ſein,“ jubelte Rumolf. „Sieh, es iſt hier ein dummes, abergläubiſches Volk,“ ſetzte er vertraulich hinzu. „Das faſelt immer von einer Göttin, welche ſie Drakâna, die große Schlangenkönigin, nennen. Dies Weſen ſoll ihrer Meinung nach Königin der Inſel ſein und keinen andern Beherrſcher derſelben dulden. Viele wollen die Schlangen-Majeſtät ſogar ſelbſt geſehen haben. Laſſen wir den Narren ihren Glauben und ziehen wir Vortheil davon! Ich werde den guten Leuten weiß machen, daß mich die große unſichtbare Schlangenkönigin zu ihrem ſichtbaren Stellvertreter auf der Inſel erwählt und mir die Herrſchaft derſelben feierlichſt übertragen hätte. Du kannſt und mußt mir zu dieſem kleinen

Scherze behülflich sein; denn Du sollst ja die Früchte desselben mitgenießen."

„Wie, Rumolf!" versetzte der Bootsmann entsetzt, „unterfangt Ihr Euch mit den Göttern zu scherzen? Denkt an ihre furchtbare Macht und zittert vor ihr!"

„Ha! ha! ha! bist Du auch einer von jenen Faselhansen? Sei kein Thor, Dietrich, und glaube mir, es gibt keine Götter. Das sind lauter alberne Hirngespinnste, welche die Furcht vor den Kräften der Natur in den Köpfen feiger Schwächlinge erzeugt hat. Gäb' es Götter und hätten sie die Macht, womit die Menschen ihre selbstgeschaffnen Schreckbilder so freigebig auszustatten pflegen, wahrlich sie müßten mich schon lange von der Erde vertilgt haben, hätten sie auch nur den kleinsten Theil des Spottes rächen wollen, den ich Ihnen angethan."

„Frevelt nicht! Ihre Langmuth ist groß. Aber das Verderben ereilt Euch, wenn Ihr's am wenigsten denkt. Reizt ihren Zorn nicht noch mehr. Ihr seid fürchterlich und ich schaudere vor Euch."

„Mir ist's recht, daß ich ein Mann und Du ein Knabe bist. Laß mich Dir immer fürchterlich sein,

ſo wird die Furcht vor mir Deine Zunge binden. Halte von mir was Du willſt, nur ſchweige! und dann ſei des reichen Lohns gewiß. Jetzt geh' hinein, ich ſehe dort ein Mädchen herwandeln, nach welcher meinem Herzen gelüſtet. Bin ich erſt in ihrem Beſitz, dann bin ich auch König von Thule."

Der Bootsmann ging ſeufzend und kopfſchüttelnd, im Herzen aber zagend vor Rumolfs böſem Blick und noch böſeren Worten, in das Prieſterhaus hinab.

Rumolf begrüßte die liebliche Jutta mit den freundlichſten Mienen, deren ſein Geſicht, und dem ſüßeſten Ton, deſſen ſeine Stimme fähig war, aber die Holde würdigte ihn keines Blicks und wollte ſcheu vorüber fliehen, den Hütten zu. Rumolf fing ſie in ſeinen Armen auf und ſprach: „Bleibe doch, liebenswürdigſtes Mädchen, und leihe endlich einmal meinen Wünſchen ein günſtiges Ohr! Du fliehſt mich und ich kann doch nicht errathen, ſo oft ich mich auch ſchon deshalb abgequält habe, womit ich dieſen Haß verdiente." —

„Fragt mich nicht deshalb!" ſagte Jutta mit angſtbefangener Zunge; „denn ich kann Euch nicht

Rede ſtehen. Ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen. Laßt mich ziehen mit meinem Volke! Ihr ſeid ein Fremder, und werdet mir immer ein ſolcher bleiben.“

„Liegt es daran, ſchönes Kind, daß ich ein Sohn des Südens und Du des Nordlands reizende Tochter biſt? Das ſoll kein Hinderniß unſrer Liebe und Vereinigung ſein. Mein Vater iſt ein Normann und ſein Blut fließt auch in meinen Adern.“

„Nein, nein!“ rief Jutta ſich ſelbſt vergeſſend. „So iſt es nicht! So kann es nicht ſein! Mag Fialko immerhin Euer Vater ſein, von ſeinem Blute habt Ihr keinen Tropfen.“

„Dich täuſcht der äußere Schein, holde Angebetete,“ ſprach Rumolf beſtürzt und konnte den unſtäten Blick nicht wieder zu ihr wenden; ſeine Hand zitterte, als er die ihrige faſſen wollte, die Zunge verſagte ihm faſt den Dienſt. Doch er nahm ſich zuſammen, ſo gut es eben gehen wollte, und flehte, aus ſeiner Natur heraustretend, wie ein Knabe: „Sei darum nicht länger einer Verbindung entgegen, die unſer Vater ſegnet, die das ganze Volk von Thule laut und ſtürmiſch wünſcht. Regt ſich denn in Dei-

ner ſchönen Bruſt nicht das Glutverlangen der Liebe? Haſt Du ein Herz von Stein?“

„Ich kenne ein Verlangen, es iſt das ſtiller freudig banger Sehnſucht; aber kein Mann iſt's, den dieſes Verlangen erzielt. Was es iſt? ich weiß es nicht, aber das weiß ich: Du biſt es nicht; denn nie iſt mir wohl zu Sinne in Deiner Gegenwart.“

„Und doch kann ich nicht von Dir laſſen! Ob Du mich nun liebſt oder nicht: Du mußt mein Weib werden. Deine Schönheit hat ein Zaubernetz um mich geflochten, und nie kann ich mehr von Dir laſſen.“ Mit dieſen in heftiger Leidenſchaft geſprochenen Worten wollte er die Jungfrau an ſich reißen und ihr Mund und Wangen küſſen; aber ſie ſtieß ihn von ſich mit Manneskraft und über ihr liebliches Geſicht hatte ſich der Ausdruck des Abſcheus verbreitet. „Zurück!“ rief ſie. „Du biſt mir verhaßt! Wag' es nicht, mich zu berühren!“

„Nun wenn meine Bitten Dich nicht für mich erkämpfen können, ſo muß ich Gewalt brauchen. Denn mein mußt Du ſein, das hab' ich mir geſchworen! Mir gleich, ob Du freiwillig, ob gezwungen mein Weib wirſt. Wenn ich in des Ent-

zückens Raſerei die immerglühende Begierde dämpfe, will ich mich an Deiner Verzweiflung weiden.“ Und wie der gierige Lämmergeier ſich auf das zitternde Lamm ſtürzt und es mit den ſcharfen Krallen faßt, ſo umarmte Rumolf die zarte Jutta mit nervigem ſtarken Arm und riß ſie dem Felſen zu, an deſſen Fuß die Bucht mit freundlichem Hain, grünen Raſenſitzen, murmelnden Quellen, grünen Büſchen, holde Dämmerung hegend, Grotten und Lauben ausbreitete. Dies war der der Göttin Drakána geweihte Hain, und nur zu gewiſſen Zeiten durfte ihn das Volk betreten. Dort war Rumolf vor jedem Lauſcher ſicher, das wußte er, und dorthin zog er im Wahnſinn ſeiner Leidenſchaft das unſchuldige Mädchen. Vergebens ſchrie ſie um Hülfe; kein Menſch war in der Nähe, der ihren Ruf vernommen hätte; denn der hereingebrochene Abend hatte alle Bewohner der Küſte in ihre Wohnungen geführt; auch hielt er ihr den Mund zu, und ſie vermochte in der größten Verzweiflung nur zu rufen: „Ihr mächtigen Götter unſeres Eilandes, ſtehet mir bei!“ In demſelben Augenblick ſtürzte ſich von dem hinter ihnen emporſtrebenden Felſen eine ungeheure

Schlange herab und auf Rumolf los. Mit einem Entsetzensschrei wich er zurück und floh, die Schlange verfolgte ihn. Jutta war gerettet und sank von Dankgefühlen durchstürmt auf den Rasen betend nieder.

2.

In einer wilden, unzugänglichen, mit uralten knorrigen Stämmen und dichtem Gesträuch verwachsenen Felsschlucht der Insel, welche höchst selten der Fuß eines Menschen betrat, hielt ein hohes göttliches Weib in der Mitte ihrer Dienerinnen einen sonderbaren Aufzug. Der stolze königliche Leib, mit den höchsten Reizen der Jugend und einem Glanze geziert, wie sterbliche Weiber ihn nicht besitzen können, saß in majestätischer Stellung auf dem zum hohen Bogen aufwärts geschlungenen Rücken einer ungeheuern prächtigen Riesenschlange; die Füße der hohen Herrin ruhten auf dem Kopfe des Wurms, und hinter der Königin schlug das roth und grün und gelb geschuppte schillernde Thier noch einen Bogen zur Erde, und von da stieg sein mächtiger Schweif in die Höhe und

bog und ringelte ſich über dem Haupte der Königin. Am äußerſten Ringel des Schwanzes hing ein koſtbarer Baldachin, mit Edelſteinen und Gold verziert und allem, was die vier Reiche der Welt Köſtliches zu liefern vermögen. Die ſchöne Huldin unter dem Baldachin trug eine diamantne Krone auf ihrem kleinen grünlich blonden Lockenhaupte, ſie als Königin zu bekunden. Um die reizende Schwellung ihrer Glieder floß von Golddraht ein leichtes durchſichtiges Gewand, ſo daß faſt keiner ihrer unausſprechlich vollkommenen Reize verhüllt war. Die die hohe Frau umgebenden Hofdamen waren nette hübſche kecke Mädchen, ganz geſchaffen zu Lieb und Luſt, zu Fröhlichkeit und ergötzlicher Kurzweil. Sie umſchwärmten auch das göttliche Königsweib, wie bunte flatterhafte Schmetterlinge eine ſtolze Blume, und ſchäkerten und lachten.

Aber die Königin gebot mit ernſtem Worte Ruhe, und die Schmetterlingsſchaar verſtummte alſobald.

„Habt ihr vollbracht die Befehle, die ich Euch auftrug?“ fragte die Herrſcherin. „Was habt Ihr heute Gutes gethan, Ihr Dienerinnen meines Wortes? Was thateſt Du, Hydra?“

„Ich eilte auf Deinen Wink, erhabene Gebieterin,“ verſetzte ein munteres ſchwarzäugiges Mädchen, keck hervortretend und ſich tief verneigend, „zu den ſchwachen Töchtern des Hochlandes, die der Wollüſtling Rumolf zu ſeinen Lüſten zu zwingen ſtrebt. Ich lieh Stärke ihrem Arm und Standhaftigkeit ihrem Herzen, indem ich als eine Druide verkleidet die Gebirge durchzog; und ſo habe ich dem böſen Südländer manchen Raub entriſſen.“

„Du haſt ein gutes Werk gethan. Dir ſei Lob dafür! Was iſt das Deinige, Dira!“

Ein ſchlankes ſchönes Kind trat hervor mit blauen ſchelmiſchen Augen und ſprach mit einer Verneigung: „Auf den wild bewegten Wellen des Meeres lief ich ſchnell zu dem ſinkenden Schiffe, das Du, hohe Königin, im furchtbaren Sturme der Gewäſſer erblickt hatteſt. Ich hielt das Schiff aufrecht mit ſtarker Hand und führte es ſo ſicher der Inſel zu.“

„Du thateſt eine edle That. Dir wird Lohn dafür werden. Und Serpenta?“

„Ich ſtand am Ruder des Bootes,“ verſetzte ein ſchmächtiges, mit verlangenden ſehnſüchtigen Augen um ſich blickendes Kind, „das die edlen Thuler

zur Rettung der unglücklichen Fremdlinge über die tobenden Wellen trug. Sie wären ein Raub der brausenden Brandung geworden, hätte ich sie nicht geschützt."

„Ich lobe Dich dafür. Und meine Anguise?" fragte die Königin mit einem freundlichern Blick. „Was wird sie mir zu berichten haben?"

Ein Geschöpfchen, gleich einem jungen herrlichen Reh, frisch und gewandt, glatt und schön, mit unschuldig verwunderten lieben Schelmenaugen und einem bezaubernd freundlichen Gesichtchen, sprang wie eine Gazelle hervor und rief, gleichsam schäkernd: „Den schönen Fremdling, der sich so unbesonnen in das Meer stürzte, trug ich in meinen Armen an das Ufer. Er ist gerettet, doch besinnungslos."

„Du hast das schönste Werk gethan, meine Anguise, Dir soll der schönste Lohn werden. Wo ist der Fremdling?"

„Hier liegt er hinter unserm heiligen Kreise," versetzte das Kind schelmisch und deutete hinter das Gestrüpp.

„Bringt ihn hierher!" befahl die Königin. Während sich mehrere hinter die Felsen und Bäume ent-

fernten, fragte ſie noch eins der Mädchen: „Was haſt Du vollbracht, Ophia?“

„Als Schlange ſtürzte ich auf den kühnen Rumolf zu, als er es wagte, der Unſchuld der ſchönen Jutta zu nahe zu treten. Er floh mit Entſetzen.“

„Es war eine treffliche That. Ich bin mit Dir zufrieden.“

Eben kamen die andern Dienerinnen und trugen auf einer von Aeſten und Baumzweigen zuſammengeflochtenen Bahre einen ſchönen bleichen Jüngling. Die gefällige Kleidung, welche naß an ihm lag, war es nicht allein, welche ihn als einen Südländer bezeichnete, ſondern auch die edle Bildung ſeines Geſichtes, ſein ſchwarzlockiges Haar. Hinter der Bahre ging aber noch ein andrer Mann, und begrüßte die Königin mit einer burlesken Ehrerbietung. Es war der Knappe Bruno, welcher mit den Thulern ausgezogen war, ſeinen ertrunkenen Herrn, den Ritter Aſtolt, zu ſuchen. Ihm allein war es geglückt, denſelben zu finden, indem ſeine eifrige Liebe ihn von den Andern ab in die dickſte Wildniß, ohnfern dem Ufer, getrieben hatte.

„Ach, Du mein armer beſter Herr,“ jammerte

Bruno, „iſt Dir doch die letzte Mahlzeit ſo ſchlecht bekommen! Hat Dir endlich noch das Lebenslicht ausgehen müſſen!“ Und weinend warf ſich der treue Burſche über den naſſen Jüngling her.

„Wer biſt Du?“ fragte die Herrin.

„Der Diener des todten Herrn da. Ich kann's Euch zuſchwören, ſchöne Frau, er war ein lebender herzensguter Herr. Aber Blitz und Hagel! Frau, was habt Ihr für ein Pferd! Hu! Solch eine Reiterei iſt mir noch nicht vorgekommen. Wenn Eures Gaules Hafer Menſchenfleiſch iſt, ſo bitt' ich Euch demüthigſt, zu bedenken, daß ich doch im eigentlichſten Sinne kein Menſch bin, ſondern nur ein Knecht, und mich gütigſt nicht zum Pferdefutter zu verwenden. Da meinen Herrn könnt Ihr dem langgeſchweiften, glatten, beinloſen Rößlein vorſetzen. Er iſt einmal todt und wird ein Paar gute Biſſen für den Apfelſchimmel geben.“

Die Königin hörte nicht auf die angſtvolle Bitte Bruno's; ſie war an die Bahre getreten, und betrachtete den Jüngling mit unverwandten Blicken. „Wie wird mir?“ rief ſie endlich. „Der Anblick dieſes jungen Mannes reißt mich aus mir ſelbſt heraus. Feuer-

flammen, wie ich sie noch nie gefühlt, durchrasen mein Blut; Frost macht es wieder erstarren. Ich finde nicht Hülfe, ich finde nicht Trost im Gefühle meiner Gotthöit. Ihr Dienerinnen, schafft ihn fort! fort mit ihm aus meinen Blicken!"

„Seid ihr bei Sinnen, edle Frau?" rief Bruno. „Was soll denn mit der Leiche werden, wenn Euer Kößlein keinen Appetit dazu verspürt?"

Mehrere Dienerinnen hatten, dem Befehl der Königin schnell Folge leistend, die Bahre ergriffen und trugen den Ritter fort.

„Doch weh mir!" rief die Königin nun, da sie ihn nicht mehr sah. „So ist mein Zustand noch ärger. Was soll ich beginnen, wenn ich ihn nicht sehe? Halt! Bringt ihn zurück!"

Auch dieser Befehl wurde ausgeführt. Bruno beugte sich über die Leiche, um seine Thränen darauf zu weinen. Da rief er plötzlich: „All' ihr Götter! jetzt hat er mit der Hand gezuckt! Er lebt! Ja wahrhaftig, jetzt wieder! Er lebt! O welch ein Glück! Mein Ritter erwacht aus dem Todesschlaf. O nun ist's doch gut, daß Euer Gaul eben nicht bei Appetit war."

„Er regt die Glieder! Er lebt!“ riefen die Dienerinnen erfreut durcheinander, und waren emsig um den schönen Ritter bemüht, die schwachen Lebensgeister anzufachen.

„Ihr Berge, fallt über mir zusammen, daß mich der Glanz seines Auges nicht mörde! Verbergt mich vor ihm. Ach, die große Schlangenkönigin ist zum schwächsten Weibe geworden. Kann ich denn fliehen? Es hält mich hier mit Ketten zurück, und alle meine Sinne sind im tobendsten Aufruhr. Und wenn ich bleibe, ach! so trete ich meine Götterwürde in den Staub der Menschheit. O wohin soll das führen! Ich muß fort! Ich muß!“

Der ungeheuerste Kampf in der Brust der Königin trieb sie von dannen; aber eben riefen die Dienerinnen:

„Bleib', Königin, bleib'! der schöne Fremdling erwacht eben und hebt die Augen verwundert empor zu Deiner Schönheit.“

Die Königin wurde durch diese Worte gefesselt. Sie wandte sich um und sah in die großen herrlichen Augen des wunderschönen Ritters.

„Ein Gott ist nicht so schön!“ rief Anguise jetzt entzückt, und zog die Königin vollends heran. „Wer

kann der Fülle der Anmuth widerſtehen, die aus dieſes Ritters Weſen hervorbricht. Wie blickt das Auge ſtolz und doch freundlich, gebieteriſch und doch ſanft umher!“ Uns mit dieſen ſcheinbaren Worten goß ſie Oel in das Feuer der Herrin, was ſie eigentlich auch bezweckt hatte.

„Wie nur bin ich unter dieſe holden Mädchen gerathen?“ fragte Aſtolf, noch immer hoch erſtaunt. „Seid ihr die Dryaden dieſer Berge? Ich bringe Euch huldigend meine Ehrfurcht dar.“

„Nicht vor uns brauchſt Du das Knie zu beugen,“ ſprachen die ihm zunächſt ſtehenden Mädchen. „Wirf Dich vielmehr zu den Füßen jener hohen Frau; denn in ihr erblickſt Du Drakänen, die Königin dieſer Inſel.“

„Ich nahe mich Deiner Majeſtät mit ſcheuem Schritte, die Du aus der Mitte dieſer Huldinnen hervorragſt, wie Luna aus dem Chor der Sterne,“ ſprach der Ritter, aufſtehend und ein Knie vor der Königin beugend.

„Sei unbeſorgt, Fremdling, um Dein Geſchick auf dieſem meinen Eiland,“ ſprach Drakäna. „Ein heitres Loos erwartet Dich.“

„Noch vermag ich die Räthſel nicht zu deuten, die mich umflechten.“

„Sie werden ſich Dir löſen. Schlürfe den Genuß und — frage nicht!“ warnte die Königin bedeutungsvoll.

„Kaum wag' ich die von Deiner noch nie geſehenen Schönheit geblendeten Augen zu Dir zu erheben, erhabene Königin.“

„Dem Kühnen nur iſt die Frucht beſchieden, der ſie mit keckem Finger zu brechen wagt.“ Ein Glutblick aus ihren Augen durchdrang ſeine Seele und wühlte alle Wonnen der Liebe darinnen auf. Wie betäubt davon taumelte er noch ein Mal zu ihren Füßen, ſie hob ihn gütig auf und reichte ihm die Hand zum Kuſſe; die Glut ſeiner Seele ſtrömte darauf.

Bruno hatte unterdeſſen mit Anguiſchen, das ihm beſonders in die Augen ſtach, geſchäkert, und ſie hatte ſeine Vertraulichkeiten nicht zurückgewieſen.

„Wie wär' es, kleiner Schelm,“ fragte Bruno, „mit uns Beiden? Wir gäben ein hübſches Pärchen.“

„Ei nun, ich glaube, daß ich Dich leiden könnte,“ verſetzte ſie. „Du ſcheinſt mir aber ein loſer Wicht zu ſein.“

„Ach! ich will mich gar gern von Dir zähmen laſſen und alles mit Dir in Lieb' und Güte abmachen.“

„So komme her,“ flüſterte ſie, „und höre, was mein Herz für Dich ſpricht. Ich will's Dir ins Ohr ſagen! Aber, Kerl, Du haſt verdammt große Ohren.“

„Sie ſind deshalb ſo groß, daß Du mir recht viel hinein ſagen ſollſt.“

In dieſem Augenblick ſtürzte eine Dienerin eilig herbei und berichtete der Königin, daß ein Haufe Thuler ſich mit lautem Rufe der Schlucht nähere.

„Sie dürfen dieſe Stelle nicht eher betreten, bis wir in meinem Schloſſe ſind,“ ſagte die Königin.

„Herr Ritter,“ ſprach Bruno, „es ſind die braven Männer, die Euch zu ſuchen ausgezogen ſind. Ich war bei ihnen, aber ich weiß ſelbſt nicht, wie ich von ihnen abgekommen bin.“

Plötzlich hörte man hinter den Felſen laut rufen: „Aſtolt! Aſtolt! Aſtolt!“

„Wer ruft mich?“ fragte der Ritter verwundert.

„Ich hab' es Euch ja eben geſagt! Es ſind die Küſtenbewohner, die der alte Herr Euch zu ſuchen ausgeſchickt hat,“ eiferte Bruno.

„Schweige, mein holder Freund!“ bat die Kö-

nigin. „Denen dort gehörſt Du nicht mehr an. Mein biſt du! Ich will Dich behaupten gegen die ganze Menſchenwelt. Du gehörſt nun dem Reiche der Naturgeiſter an. Du ſollſt ihr Herr und König ſein.“

„Aſtolt! Aſtolt!“ rief's näher, aber ein furchtbarer Donnerſchlag verſchlang die Worte. Blitze durchkreuzten die finſter gewordene Thalſchlucht nach allen Richtungen. Ein furchtbarer Sturm brauſte in den Felſen und entwurzelte die alten Baumknorren und ſtürzte Steinmaſſen in die Tiefe. Die ganze Natur ſchien plötzlich in den größten Aufruhr gerathen zu ſein.

„Zurück mit den Verwegnen!“ rief die Königin zornig. „Sonſt treffe ſie die Wucht meiner Blitze.“

Die Dienerinnen ſchloſſen einen immer dichtern Kreis um die Königin, Aſtolt und Bruno.

„Ob ich meinem Glücksſtern danken ſoll, daß er mich hierher geleitet,“ ſagte der Jüngling mit einem leiſen Schauder zu ſich ſelbſt, „wage ich faſt zu bezweifeln. Und doch winkt mir die herrlichſte Frucht der Liebe in den Armen der göttlichen Königin. Ich will ſie pflücken.“

Bruno aber rief ärgerlich: „Es hat gedonnert und nun wird's regnen. Ihr ſollt nicht allein naß werden, Herr. Wie der Herr, ſo das Geſchirr. Da wollt' ich doch lieber, ich wäre im Meere mit Euch hübſch auf Einmal naß geworden, und müßte nun nicht Tröpfchen für Tröpfchen naß werden. Aber all' ihr Götter! was iſt das!“ rief er, ſich plötzlich ſelbſt unterbrechend. „Die Erde verſchlingt uns! O weh! es iſt aus mit dir, Bruno!“

Wirklich hatte ſich der Berg zu einem weiten lichtflammenden Thore aufgeriſſen und die Königin fuhr mit Aſtolt und Bruno, von den gedankenſchnellen Dienerinnen getragen, hinein. Der Berg ſchloß ſich mit Donnerkrachen, und als die Küſtenbewohner Schutz ſuchend vor dem Unwetter in die Schlucht flüchteten, war keine Spur mehr von den kaum Verſchwundenen vorhanden.

3.

Tief unter der Erde, in einem herrlichen Kryſtallſchloſſe, waren alle Elementargeiſter auf Befehl ihrer Königin verſammelt. Da quoll die Fülle präch-

tigſten Glanzes, wie ihn noch kein ſterbliches Auge geſchaut, aus den Säulen von Topaſen, Rubinen, Smaragden, Saphirn, Karneolen, und von der Decke herab warf eine Diamantſonne ihr wunderbares Kreuzſtrahlenlicht. Da loderte auf koſtbaren Pfannen das unauslöſchliche Feuer der Erdharze und brach ſich in tauſendfachen Richtungen in den Wänden, im Boden, in der Decke, alles mit Edelgeſtein gepflaſtert und decorirt. Im Hintergrunde ſtand ein Thronhimmel, bereitet aus Gold, Silber und Geſtein, dem Edelſten und Herrlichſten, was im geheimnißvollen Schooſe der Erde wächſt, aus dem Vollkommenſten, was die Geiſter den Menſchen nicht überlaſſen, ſondern für ſich behalten. Auf dem Thronhimmel hatten ſich oben große Schlangen gelagert, auch die Pfannen wurden von Schlangen getragen, doch mußte zweifelhaft bleiben, ob dieſelben lebten oder nur von Metall gebildet waren. Der Thron der Königin lag ebenfalls auf Schlangenköpfen. In höchſte Pracht gekleidet ſaß Drakána auf dem Throne, die ſchimmernde Krone auf dem Haupte, den geiſterbeherrſchenden Stab in der Hand. Das wunderbare Licht, welches dies prächtige Zimmer des Schloſſes

durchfluthete, beleuchtete in seltsamen Widerscheine zu den Füßen des Thrones eine große Menge von Gestalten beiderlei Geschlechts. Vorn an lagen die Dienerinnen der Königin zu beiden Seiten des Throns. Ihre Brust war mit knappen Schuppenleibchen umspannt, weiße Kleider flatterten um ihre Hüften, über die ein hellblauer, mit grau und weiß untermischter Ueberwurf hing; ein hochrother Gürtel hielt die Gewänder zusammen. An die Dienerinnen schlossen sich zu beiden Seiten die zahlreich versammelten Elementargeister an, alle knieten und vor ihnen standen Körbe, zierlich aus Gold- und Silberdraht geflochten. Die Erdgeister, kleine Gnomen und Zwerge, waren schwarz gekleidet; um ihre Hüften hing ein feuerfarbner Schurz; in ihren Körben hatten sie Gold- und Silberstufen und andre Metallblumen. Die Feuergeister, schlanke Jünglinge, hatten feuerfarbne Kleidung mit hochrothem Schurz; ihre Körbe enthielten geschmolzenes Gold und die kostbarsten Edelsteine. In den Wassergeistern erkannte man bleiche schöne Mädchen mit sehnsüchtig blickenden tiefblauen Augen und grünlichblondem Haar; ihr Gewand war blaßgrün, das Oberkleid

hellblau; aus ihren Körben ſchimmerten Muſcheln und Perlen. Die Luftgeiſter endlich waren zarte Kindergeſtalten mit Flügelein, wie ſie die Schmetterlinge haben; blaßblaue Gewänder flatterten um ihre feinen Glieder; ſie allein hatten keine Körbe, ſondern goldene Kannen und Krüge vor ſich ſtehen, in welchen die feinſten Wohlgerüche, die ſüßeſten Düfte, die die Luft durchziehen, verſchloſſen waren.

Zur rechten Seite der Königin, ohnfern dem Throne, ſtand der Ritter Aſtolt, wie es ſchien, traurig und in ſich gekehrt. Bruno hatte ſich vorn an gedrängt und betrachtete die Geiſterchen mit neugierigen verwunderten Augen.

Die Geiſter aber ſangen in einem vollen Chore:

Heil! Heil! Heil Drakänen,
Unſrer großen Königin!
Heil Dir, Geiſterbänd'gerin!
Unſre Wonne, unſer Sehnen!

Und als der große Chor verrauſcht war, erhoben ſich die Dienerinnen der Königin, ihr zuſingend:

Du winkſt, und Deine Boten fliegen,
Wie Sturm, nach allen Reichen hin.

Du winkſt, und Deine Böten liegen
Vor Dir, erhabne Königin!

Sogleich ſangen die Erdgeiſter, ſich erhebend:

Fern von des Tages Pracht,
Unten im Schoos der Nacht,
Dienen wir Deiner Macht.
Da glänzt der Edelſtein,
Leuchtet des Goldes Schein.
Die Schätze all ſind Dein.

Die Luftgeiſter ſangen, indem ſie aufſtanden und ſich verneigten, wie Kinder zu thun pflegen:

Aus der Lüfte heitern Regionen,
Wo wir ewig ſchaffend wehnen,
Ruft Dein mächt'ger Wille uns herbei.
Und wir ſinken, Herrin, Dir zu Füßen,
Von Bewundrung Deiner hingeriſſen;
Denn Dein Anblick iſt uns ewig neu.

Die Feuergeiſter in wilder Heftigkeit ließen ihre Stimmen alſo vernehmen:

Aus der Erde tief
Uns Dein Wille rief,
Wo das Element
Rein und ewig brennt,

Wo die Ader fließt,
Die das Gold ergießt,
Wo der Diamant
Von uns wird gebrannt;
Doch schöner als Gold und Diamantlicht
Erglänzet uns Dein Angesicht.

Und die Wassergeister sangen, sich zuletzt erhebend, lieblich und sanft, wie das Flüstern der Quellen:

Unten in den ewig hellen
Flüssen und den reinen Quellen
Hausen wir,
Die wir die Gewässer brauen.
Doch wir kamen, Dich zu schauen,
Her zu Dir.

Und sogleich rauschte der ganze Chor wieder auf:

Heil! Heil! Heil Drakänen,
Unsrer großen Königin!
Heil Dir, Geisterbänd'gerin!
Unsre Wonne, unser Sehnen!

Als er schwieg, erhob sich die Königin und sprach ernst und feierlich zu den horchenden Geistern:

„Ihr habt mich oft gedrängt, daß ich die Freuden meines Thrones mit einem geliebten Gemahl

theilen und nicht einſam auf meiner Höhe ſtehen ſolle, aber ich konnte Euern getreuen Wünſchen nicht willfahren, weil kein Mann, weder unter den Geiſtern, noch den Sterblichen mich genug anzog, um mich ihm zu verbinden. Endlich aber iſt mein Loos doch gefallen. Ich habe mein königliches Herz an jenen ſchönen Jüngling verloren, den Ihr hier zu meiner Rechten ſtehen ſeht. Es iſt Ritter Aſtolt, mein Gemahl. Meine Wahl hat nicht Urſache, die Blicke meiner Unterthanen zu ſcheuen. Die Göttin ſtieg zwar zum Sohne ſterblicher Natur herab, aber er iſt es werth; ja ich halte ihn für würdig, ein Gott zu ſein. Wollte doch das über uns allen waltende dunkle Schickſal in dieſer Hinſicht meine innigſten Wünſche erhören und meinem Gemahle unſterbliche Göttlichkeit ſchenken! Einſtweilen erkennt Ihr in ihm Euern mächtigen König und Gebieter. Er iſt gleich mir Herrſcher der Natur.“

Da begannen die Geiſter zu ſingen:

Wir begrüßen Dich, Herrſcher der Geiſter,
Den die Königin ſich erkor!
Würd'ge des Blicks uns, mächtiger Meiſter!
Deinen Befehlen lauſcht unſer Ohr.

Und immer freudiger ſingend zogen ſie mit ihren Körben und Gefäßen zu ihm heran, beugten das Knie vor ihm und ſchütteten die Geſchenke vor ihm aus:

Wir nahen uns, das Knie zu beugen
Vor Deiner großen Majeſtät,
Und Dir der Schätze Pracht zu reichen,
Wenn ſie Dein Herz nicht ſtolz verſchmäht.

Und die Waſſergeiſter allein:

Wir bringen die Perlen
Aus Meeres Bauch!

Die Luftgeiſter:

Wir bringen der Lüfte
Balſamiſchen Hauch!

Die Erdgeiſter:

Wir bringen das Gold
Aus dem tiefen Schacht.

Die Feuergeiſter:

Wir bringen der Steine
Entzückende Pracht.

Nun kamen die Dienerinnen mit einer prächtigen Diamantkrone auf rothſammtenem goldgeſtickten Kiſſen und ſangen freundlich:

Wir bringen die Krone
Des Königs Dir dar.

Und zuletzt ſtieg die Königin vom Throne, nahte ſich ihrem jungen Gemahl huldreich und ſang:

Ich bringe mein Herz
Zu der Schätze Schaar;
Und den Ring, der Dich ſchützet
Vor jeder Gefahr.

Und ſie ergriff ſeine Hand und ſteckte an den erſten Finger derſelben einen koſtbaren Brillantring, an welchen große Zauberkräfte gebunden waren.

„Nun, mein theuerſter Gemahl,“ fuhr Drakâna mit ſüßen Schmeichelworten fort, „nimm den Platz ein, der Dir ferner gebührt! Theile mit mir Thron und Macht. Mein Liebſtes muß ich mit meinem Schönſten und Edelſten verherrlichen.“

Und mit dieſen Worten ſetzte ſie ihm die Krone auf das Haupt, führte den Schweigenden an der Hand auf den Thron und bat ihn, ſich ihr zur Rechten niederzuſetzen. Auf ihren Wink warfen ſich alle Geiſter huldigend an den Stufen des Thrones nieder, und ſangen im unermeßnen Jubel:

Heil! Heil! Heil Aſtolten,
Der als König uns gebeut!
Und der Königin, der holden,
Die ſich ihm als Gattin weiht!

„Weichet nun zurück, ihr ſchnellen Diener unſeres Willens, ihr getreuen Unterthanen unſeres Reichs,“ gebot Drakána, „damit ich allein mit meinem Gemahl das Entzücken des bräutlichen Zwiegeſprächs genieße; denn der Liebe Genüſſe ſcheuen das Ohr des Horchers und das Auge des Schauers.“

Die Geiſter drängten ſich ſchnell wie ein Gedanke zu allen Pforten des Gemachs hinaus. Auch Bruno wurde von Anguiſen ſchäkernd fortgezogen.

Drakána betrachtete nun einige Augenblicke ihren Gatten, der ſtumm und in ſich gekehrt da ſaß und keine Freude weder an der ungeheuern Macht, noch an den eben ſo ungeheuern Schätzen zu haben ſchien, die er erhalten. Das Gewicht derſelben ſchien ſeine menſchliche Natur niederzudrücken.

„Wie? Du zauderſt,“ fragte Drakána endlich mit ſchmerzlich bewegter Stimme, „Du zauderſt, ſchöner Aſtolt, jetzt, wo wir allein ſind, Deiner Dir ſo ganz ergebnen Gattin liebend an die Bruſt zu ſinken?

Und doch drängteſt Du erſt ſo ſehr, mich zu beſitzen. Du haſt das Ziel erreicht und ein noch weit höheres, als Du jemals wünſchen konnteſt. Ich bin Dein und mit mir haſt Du die Macht eines Naturkönigs erhalten. Wie ſoll ich es deuten, daß Du den geſtern wonnetrunkenen Blick heute traurig zur Erde ſenkſt?“

„Drakána,“ verſetzte der Ritter, „warum bliebſt Du nicht dabei ſtehen, mir Deine Liebe allein zu zeigen? Sie hätte mir genügt. Ich verlangte nichts als Liebe von Dir. Ich ſah in Dir das vortreffliche Weib, und Dein Beſitz war mir mehr werth als eine Welt voller Schätze. Warum mußte ich erfahren, daß Du die große Königin der Geiſter biſt? Warum mußte mir die gigantiſche Größe Deiner Macht kund werden? All dies Gepränge konnte nur meine Ehrfurcht gegen Dich, nicht meine Liebe vermehren. Aber es hat mir eine heilige Scheu vor Deiner Perſon erzeugt, die die Zärtlichkeit der Liebe zurückdrängt. Als ich Dich nur für das herrlichſte Weib hielt, zerfloß mein Herz in namenloſer Hingebung meiner ſelbſt; jetzt drängt ſich mir immer der Gedanke an die mächtige Geiſterfürſtin auf. Ich kann, ich kann mich ſeiner nicht erwehren.“

„Beſänftige Deine Beſorgniß, holder Jüngling! Betrachte mich, wenn es Dir ſo gefällt, immer als das reizende Weib; aber mußt Du mich als Geiſterkönigin anſehen, ſo bedenke, daß Du der Geiſterkönig, daß Du mein Gemahl, mein Herr biſt. Der Ring, den Du von mir erhalten, gibt Dir gleiche Macht mit mir über die dienſtbaren Geiſter, und gibt Dir noch eine beſondere über mich. Ich mußte Dich mit mir auf eine Stufe ſtellen; dies gebot mir mein liebendes Herz, dies die Oeffentlichkeit meiner Handlungen. Nicht ein heimliches Glück wollte ich mit Dir genießen; alle Geiſter der obern und untern Regionen ſollten es wiſſen, daß Du der Jüngling meiner Wahl ſeiſt. Doch noch aus einem andern Grunde machte ich Dich zum Herrn aller dieſer Schätze, zum Gebieter aller Geiſter dieſer Inſel. Ich will ganz offen ſein, Aſtolt, wie es einem liebenden Weibe ziemt; und wenn auch meine Stimme ſtockt, ſo will ich mich doch bezwingen und Dir Alles ſagen. Ich könnte Dir aus meiner Natur ein Geheimniß machen und Du würdeſt dasſelbe nie errathen; aber ich würde die Seligkeit Deiner Umarmung nie rein genießen; ſtets würde mir ein geheimer Vorwurf den ſchönſten

Genuß verbittern. Der Reichthum und die Macht, womit ich Dich begabt, sollte Dir nämlich einen Ersatz gewähren für einen kleinen Verlust, für eine kleine Störung im schönen Verhältniß unsrer Liebe. Auch ich, mein Trauter, bin, wie Du und alle Wesen, wie die höchsten und mächtigsten Geister, dem allwaltenden Schicksal, dem dunkeln Fatum, in einem Stücke unterworfen. Als die Königin der Insel muß ich doch dem Gesetze der Natur gehorchen, das mir gebietet, mich jeden siebenten Tag mit meinen Dienerinnen in Schlangen zu verwandeln."

„Barmherzige Götter!" rief Astolt erschrocken aus und wich entsetzt von seiner Gemahlin zurück.

„Entsetze Dich nicht, Geliebter," tröstete sie wieder so weiblich sanft. „Auch unter der schuppigen Schlangenhülle schlägt Dir mein Herz in höchster Liebe. Auch soll Dir mein Anblick an jenem Tage erspart sein. Um Deiner menschlichen Natur nicht zu nahe zu treten, gebot ich den Elementargeistern, daß sie, Deines Winks gewärtig, sich an jenem Tage entfernen, auf welche Gegend der Insel Du willst. — Doch noch immer stehst Du traurig da, und es scheint mir fast, als beängstige ein düsteres

Geheimniß Deine Seele. Wohlan! entdecke Dich Deiner liebenden Gattin; sie ist berechtigt, Offenheit für Offenheit zu fordern. Enthülle mir alles und rechne auf meine mächtige Hülfe, oder Du bringst mir den Argwohn auf, als habe ich Deine Liebe schon verscherzt."

„Sprich dies Wort nicht aus, Drakâna! Ich bin Dir mein Leben, ich bin Dir die Macht schuldig, die ich jetzt besitze. Du sollst alles erfahren. So wisse denn, daß ein dunkler Orakelspruch mich nach den Küsten von Thule trieb. Dort, so hieß es, würde sich mir das dunkle Räthsel meines Lebens lösen, dort würde ich das Ziel meiner heißen Sehnsucht finden."

„Und hast Du nicht das schönste Ziel menschlicher Sehnsucht gefunden im Besitze meiner Liebe und Macht?" fragte die Königin mit einem bezaubernden Liebesblick auf den Gatten. „Kann je ein Sterblicher gleiches Ziel erreichen?"

„Wohl möchte das unbestritten sein," versetzte Astolt ernst; „aber das Räthsel des Lebens hat sich mir nicht gedeutet. Meine Mutter war eine hesperische Prinzessin; meinen Vater habe ich nie gekannt. Denn mein Großvater, ein mächtiger Herrscher, wollte

die Verbindung ſeiner Tochter mit einem gemeinen Normann nicht zugeben. Meine Mutter wurde das Opfer einer leidenſchaftlichen Liebe und ich war die Frucht ihres Fehltritts. Mein Vater mußte flüchten vor dem aufflackernden Zorne des gekränkten Südländers. Verſtoßen von den Ihrigen, dem Jammer und der gemeinen Noth Preis gegeben, verlebte meine Mutter kümmerliche Tage im Kerker, den man ihr zur ewigen Wohnung angewieſen hatte. Dort wurde ich geboren, dort von ihr erzogen; ihre Liebe ſäugte mich groß. Als ich ſechzehn Jahre alt war, raffte ſie der Tod von meiner Seite. Mit glühender Flammenſchrift ſind mir ihre letzten Worte in die Seele gegraben. Mein Sohn, ſprach ſie, ich mache es Dir zur heiligſten Pflicht Deines Lebens, Deinen Vater aufzuſuchen. Ich habe ihm das verſprechen müſſen. Auf, Iſtolt! durchirre die Welt und laß nicht ab, bis Du Deinen Vater gefunden haſt. Hier iſt eine Kapſel; ſie iſt Dein; durch ſie wirſt Du ihn finden und er wird Dich an ihr erkennen; denn kein Sterblicher außer ihm vermag ſie, ohne Gewaltthat, zu öffnen. Meine Ahnung ſagt mir, daß Du ihn finden wirſt. — Nachdem ſie mir die Kapſel übergeben hatte, ver-

ſchied ſie in meinen Armen. Die Reue über das ſeinem einzigen Kinde angethane Unrecht ſtürzte auch meinen Großvater ins Grab. Ich war der Erbe ſeiner Reichthümer. Nun durchſtürmte ich die Welt von Süd nach Nord, von Oſt nach Weſt; ich ſah aller Herren Länder; ich beſtand manche kühne Ritterfahrt, manch ſeltſames Abenteuer, ich drängte mich unter alle wehrhaften Männer, immer die Kapſel an einer goldenen Kette an der Bruſt tragend, immer nach dem Namen meines Vaters fragend, aber keiner meldete ſich, der Kapſel oder Namen gekannt hätte. Ein Freund und Landsmann von mir war auf meinen Irrfahrten mein treuer Begleiter. Ich hielt mich von ſeiner Freundſchaft und Treue überzeugt, wie vom Daſein der Götter. Vor ihm hatte ich kein Geheimniß. In Hellas blühenden Auen befragte ich endlich, nach vielen Jahren vergeblicher Wandrung, ein Orakel. Du weißt ſchon, daß es mir die Küſten der Inſel Thule nannte. Aber in derſelben Nacht noch entwich — o daß ich es ausſprechen muß, das verfluchte Wort, das noch nicht über meine Lippen kam! — in derſelben Nacht entfloh der ſchändliche Menſch, dem ich ſo feſt angehangen, heimlich von

unſerm Lager, und — ſtahl mir die Kapſel. Ich wollte mich dem Tode weihen und verfluchte das Leben, das mir nichts als Böſes gegeben hatte. Nur meinem Diener Bruno gelang es, mich wieder für das Leben zu gewinnen. Nun eilte ich von Ort zu Ort, um den Treuloſen aufzuſuchen und meiner Rache zu opfern. Ich fand ihn nicht. Die alte Sehnſucht meines Herzens erwachte neu und ſtärker, und ich eilte an Thule's Strand, den ich faſt todt erreichte, um — Dich zu finden."

„Von wunderbaren Gedanken wird mein Inneres bewegt," ſagte Drakána. „Wie war der Name Deines Vaters?"

„Fialko nannte ihn meine Mutter."

„Fialko?!" rief die Königin hoch erfreut. „O dann ſei getroſt, Du ſollſt Deinen Vater aus meiner Hand empfangen. Er ſoll Dich auch ohne Kapſel als Sohn anerkennen. Aber wie hieß Dein treuvergeſſener Freund?"

„Rumolf," verſetzte Aſtolt finſter.

„Ha! über den Böſewicht!" zürnte Drakána. „Er ſoll der Strafe ſeiner ruchloſen That nicht entgehen. Das Maaß der Abſcheulichkeiten iſt voll."

„Wie?“ sagte Astolt hoch erstaunt. „Kennst Du Fialko? Kennst Du Rumolf? Du verwickelst mich in neue Räthsel. Eile, sie zu lösen.“

„Harre bis zum morgenden Tag!“

„Nein, ich beschwöre Dich bei unserm Bunde, erkläre Dich! Sag', wo ist mein Vater!“

„So wisse denn vor der Hand, Dein Vater ist Beherrscher dieser Insel und Oberpriester im heiligen Dienste der Götter. Harre bis morgen! Dann sollst Du ihn umarmen. Jetzt übergib dich der wohlthätigen Ruhe; Deine Natur verlangt sie, und die Nacht hat ihre Rabenfittige schon lange über die Erde ausgebreitet. Bei uns wird es nicht Nacht.“ Auf ihren Ruf erschien eine Dienerin. „Serpenta,“ sprach sie, „bringe meinen königlichen Herrn zu unserm Ruhebette.“ Astolt küßte Drakänens Wange und ging mit der Dienerin.

„Nicht erniedrigt habe ich mich zum Staube der Menschheit,“ sprach die Königin, als sie allein war, in freudiger Bewegung. „Diese stolze Jünglingsbrust schwellt der heilige Götterfunke. Heraufgezogen hab' ich ihn zu mir, er ist mir gleich geworden. Das waltende Schicksal wird mir nicht

zürnen, ſonſt hätte es mir nicht die zweifache Freude vergönnt, ihm ſeinen Vater, und dem treuen Diener Fialko ſeinen wahren Sohn zu geben. Ha! das iſt Götterluſt, den guten Sterblichen wohlzuthun. Doch nun will ich eilen, dieſes ſchöne Finden des Vaters und Sohnes meiner und ſeiner Macht würdig zu feiern. Ophia! Hydra! Dira!“

Auf dieſen Ruf erſchienen im Nu die Dienerinnen.

„Wo kommſt Du her, Ophia?“ fragte die Königin.

„Vom Hochlande,“ verſetzte die Gefragte, ſich ehrfurchtsvoll verbeugend. „Die Männer der von Rumolf bedrohten Weiber haben ſich wider ihn verſchworen. Der Inſel droht ein ſchlimmer Aufſtand; morgen wird er losbrechen.“

„Er kommt zur gelegenſten Zeit. Wo warſt Du, Hydra?“

„An der Küſte beim Tempel. Rumolf hat den meuchelmörderiſchen verfluchten Gedanken gefaßt, alle Südländer, welche auf dem geretteten Schiffe waren, zu ermorden. Er bewirthet ſie auf das Beſte in ſeines Vaters Hauſe, und begegnet ihnen mit der

größten Freundlichkeit; aber seinen Diener hat er ausgesendet nach der benachbarten Insel, um dort Männer zu dingen, die die Erde untergraben und mit Schwefel und Pech anfüllen sollen."

„Eile und ersäufe den Diener in der Tiefe des Meeres!" befahl Drakána.

„Zu spät, Königin!" versetzte Hydra. „Schon ist er zurück mit den feilen Männern; schon graben sie heimlich in der Nacht die Grube. Oben darüber hat Rumolf einen herrlichen Tempel, als ein Denkmal für Astolt, den er todt glaubt, errichten lassen. Dort will er morgen die Südländer versammeln. Der Boden soll wanken und unter ihnen zusammenbrechen."

„Genug des Scheußlichen! Eile und gebeut den Feuergeistern, daß sie bereit sind mit ihrer schrecklichsten Glut unter dem Boden des neu erbauten Tempels. Dort sollen sie ein Opfer erwarten. — Du aber, Ophia, eile in der Gestalt eines rüstigen Waidmanns zu dem alten ehrwürdigen Fialko, und bescheide ihn, daß er morgen in der Frühe des Tags am Eingange der Felsschlucht erscheine."

„Was soll ich ihm sagen?" fragte Ophia.

„Sag' ihm, eine Freude harre ſeiner, wie er noch keine erlebt; die Götter wollten ihn mit Segen überſchütten. Ich wünſche, daß er noch vor der Kataſtrophe erfahre, wer ſein Sohn iſt, damit ihn nicht Schrecken und Kummer aufzehren.“

Ophia flog von dannen, der bereits mit Windesſchnelle davon geeilten Hydra nach.

„Du, Dira,“ fuhr die Königin fort, „ſchmücke den Palaſt auf das Koſtbarſte aus; laß die reichſten Schätze der vier Elemente ans Licht treten; laß die Springbrunnen das kryſtallne Waſſer plätſchern; fang' den Windhauch in ſanft tönenden Saiten auf; rufe die buntfedrigen Vögelein, und befiehl ihnen, ihre ſchönſten Lieder zu ſingen; beſcheide alle Geiſter zum großen Geſangchor, damit Fialko ſeinen Sohn finde als den gefeierten mächtigen Geiſterkönig.“

„Ich eile durch die Nacht, Deine Befehle auszurichten!“ rief die Dienerin und flog davon.

„Der ſchönſte Tag meines langen Geiſterlebens ſteht mir bevor!“ jubelte Drakâna. „Möge das Schickſal ihn ſegnen! Nun fort in die Arme des geliebten Schläfers!“

4.

An der Felsschlucht dämmerte der Morgen, die ersten Glanzblicke des Tags leckten an den höchsten Spitzen des Gesteins. Drinnen in der grausigen Tiefe der Schlucht lagen noch die Nebel der Nacht. Aus ihnen hervor, über Aeste und Steine wild hinwegklimmend, stürzte Astolt in heftiger Leidenschaftlichkeit in den Wald, ohnfern dem Meerufer, und sein Aussehen glich dem eines Wahnsinnigen. Seine Augen schweiften wie Wandelsterne furchtbar glühend umher, sein Haar war gesträubt, sein Gewand in Unordnung.

„Endlich bin ich wieder auf der Erde, der ich angehöre!“ rief er, sich verschnaufend. „Endlich bin ich allein und nicht mehr in Gesellschaft unheimlicher Geister. Wie? hab' ich denn nicht etwa nur einen schweren Traum geträumt? fast will es mich so bedünken. Aber war denn die Geisterkönigin nicht mein Weib? Ach, ich trage ja den zaubermächtigen Ring von ihr an meiner Hand, und alles ist wahr. Aber dort konnt' ich nicht länger verweilen. Meine Mutter erschien mir ja, mit drohender Rechten vor

mein Lager tretend, und ſprach bleich und gramvoll zu mir: Aſtolt, eile fort von hier! ſonſt wirſt Du zum Knecht träger Wolluſt. Eile und raſte nicht eher, bis Du ihn gefunden! Das Schreckbild ſcheuchte mich empor, ich floh und mit Hülfe des Ringes bin ich hier und will nicht eher ruhen, bis ich meinen Vater gefunden habe, wie mir der Mutter bleicher Schemen befohlen. Er iſt mir nah; ich fühl' es und er ſoll mich vor den Geiſtern ſchützen. Fort, fort! zu den Bewohnern der Inſel, daß ich den Schwur löſe, den ich der Mutter ſchuldig bin, daß ich den Vater finde und an die Bruſt preſſe.“ Er wollte eben haſtig davon eilen, als er ſich plötzlich angerufen hörte: „Herr, beſter Herr!“ und in der Stimme die ſeines Bruno erkannte. Er wandte ſich um und der Knappe kam eilig hinter einem Felsvorſprung auf ihn zu.

„Was führt Dich hierher, luſtiger Burſche?“ fragte Aſtolt verwundert.

„Führen? Herr, mich führte Niemand. Aber wohl wäre das Führen nicht übel angewandt; denn ich weiß wahrlich nicht, ob ich wache oder träume, ob ich nüchtern oder betrunken bin. Das verdammte Zau-

berneſt hat mir den Kopf ganz verrückt gemacht. Sagt mir nur, ob wir in den Mond gerathen ſind?“

„Lieber Bruno,“ verſetzte Aſtolt gelaſſen, „ich ſelbſt kann Dir die Räthſel noch nicht alle löſen. Doch ich bin eben auf dem Wege, um mir Licht zu verſchaffen. Sage mir nur, wie kamſt Du aus dem unterirdiſchen Schloſſe?“

„Ja, das fragt einen Andern, aber nicht mich. Trotz dem, daß mir kein Spaß zu Halſe will, kommt es mir doch ſehr drollig vor, daß ich im Schlafe das Fliegen muß gelernt haben. Als Ihr geſtern die Ehre hattet, zum Könige gemacht zu werden, und die Frau Königin ſo zärtlich mit Euch that, kam mir — nun man hat ja doch auch Fleiſch und Blut — kam mir auch die Luſt an, ſo ein klein we=nig zu — — zu liebkoſen. Da war nun ſo ein al=lerliebſtes Jüngferchen unter den Dienerinnen der Frau Königin, und ob ſie mir gleich alle wohl ge=fielen, ſo ſtach mir doch Anguiſe ganz beſonders in die Augen. Das Mädchen ſchien auch gar raſend verliebt in mich; wir waren bald eins, das ſüße Ding ſagte mir einen nächtlichen Beſuch auf ihrer Schlafkammer zu, und ich war nicht faul, mich bei

Zeiten einzuſtellen. Ich that mir auch was Rechtes zu gute bei ihr, aber plötzlich wurde die Kammerthüre aufgeriſſen und wie raſend ſtürmt's herein mit entſetzlichem Geſchrei, daß mir nicht allein die Liebe, ſondern auch die Sprache vor Schrecken verging. Und was, glaubt Ihr wohl, ſahen meine flimmernden Augen? Ein Ochs, ein Bär, ein Schwein, ein groſſer Hund, ein Pferd, eine ungeheure Katze und was weiß ich alles, raſete auf mich herein. Mir verging vollends Hören und Sehen. Zwar rief mir Anguiſe ins Ohr: Fürchte Dich nicht! Es ſind ja meine Schweſtern, die uns nur necken wollen, weil ſie mich um Dich beneiden. Aber ich war gar nicht fähig, den Sinn ihrer Worte zu faſſen, und hatte ſo heiligen Reſpect, daß mir alle Glieder wackelten und die Zunge eiskalt am Gaumen anklebte. Nun rupften und zupften mich die entſetzlichen Ungethüme, riſſen mich vom Pfühl auf die Erde; ich plumpte hin und aus war's mit mir. Als ich wieder zu mir kam, lag ich dort auf einem Stein; es wurde Tag. Ich rieb mir die Augen, ich wußte gar nicht wie mir geſchehen war. Da hört' ich Schritte und ſah Euch zu meiner groſſen Freude aus dem Felſenloche

herauskommen. Nun wollen wir ſelbander ausziehen, was nur die Beine halten! Nicht wahr?“

„Armer Junge, die Nixen haben Dir übel mitgeſpielt,“ ſagte Aſtolt trotz ſeiner Schwermuth lächelnd.

„Potz Element und Mohren!“ rief Bruno beſtürzt, „was kommt da wieder für ein Geſicht angeſtiegen? Ich wette, das iſt wieder ſo ein verkapptes Nixchen, das mich foppen will. Aber nur heran! Jetzt hab' ich freien Paß und bin nicht mehr in dem verwünſchten Zauberſchloſſe. Ach, ſieh da! Eine alte Bekanntſchaft!“

Wirklich war es Fialko, der in ſeinem Prieſterkleide der Felsſchlucht nachdenkend zuſchritt. Von purpurrothem Tuche floß ein weites, faltiges Schleppgewand an ſeiner hohen Geſtalt herab; an den Rändern deſſelben blitzte prächtige Goldſtickerei und am Saume ſpielten goldene Franzen. Die rothen Aermel waren bis an den Ellnbogen zurückgeſchlagen und dort mit goldenen Knöpfen befeſtigt; darunter gingen weißſeidne Aermel hervor bis an die Handwurzel, wo ſie mit einem goldnen Schloſſe zuſammengehalten wurden. Ein hellblauer Gürtel mit goldgeſtick-

ten myſtiſchen Zeichen, vorn mit einer ein Drei
in ihrem Kreiſe einſchließenden zuſammengewunden
Schlange. Ueber dies Alles hing ein ſchwarzer, we
ter Mantel, mit großen goldnen Sternen geſtick
Auf die Bruſt herab reichte der ſchneeweiße Locke
bart und auf die gleichfarbigen dünnen Haare de
Hauptes war eine hohe pyramidenförmige Müt
gedrückt, auf welcher man vorne wiederum eine zur
Ringe geſchlungene Schlange und darüber eine vo
Edelſteinen zuſammengeſetzte Krone erblickte. Vo
der Höhe der Mütze wallte ein golddurchwebter Flo
über den Rücken herab. Alſo geſchmückt trat de
Oberprieſter der Inſel auf den heſperiſchen Ritter z
und redete denſelben alſo an: „Ihr ſeid Fremdling
auf dieſer Inſel. Wie kommt Ihr in die unwirth
barſte Gegend derſelben? Dich, der der Diener z
ſein ſcheint, glaub' ich vorgeſtern ſchon bei den ge
retteten Schiffsleuten geſehen zu haben. Wo warſ
Du ſeit jener Zeit?“

„Ja Herr, das ſind wunderliche Geſchichten,“
verſetzte Bruno, ſich hinter den Ohren kratzend.
„Ich weiß wohl, Ihr ſeid der alte Herr, der uns
vorgeſtern ſo gaſtfreundlich aufnahm; aber was Ihr

wiſſen wollt, kann ich Euch doch nicht ſagen; denn ich weiß es ſelbſt nicht. Da fragt meinen Herrn, den Ritter Aſtolt; der kann's Euch vielleicht beſſer berichten."

„Alſo biſt Du der vermißte, todtgeglaubte Aſtolt?" rief der Greis hocherfreut und faßte des Ritters Hand. „Ich freue mich herzlich, auch Dich noch am Leben zu finden. Ich habe Dich für todt betrauert. Eile dieſen Pfad vorwärts, er führt Dich zu meiner Wohnung. Dort findeſt Du all die Deinigen. Welche Freude wird ihnen Dein plötzliches Erſcheinen bereiten! Eile! ich werde bald wieder zurück ſein. Ein Waidmann beſchied mich geſtern in die Tiefe der Felsſchlucht. Ich werde zu ihm hinabſteigen und mein Geſchäft ſobald als möglich mit ihm beendigen, um Deine und Deiner Landsleute Freude zu theilen. Habe die Güte, mir Deinen Diener hier zu laſſen; er mag mein gebrechliches Alter unterſtützen, damit ich deſto ſchneller wieder bei Dir ſein kann."

„Eure Bitten ſind mir Befehle!" verſetzte Aſtolt. „Auch flößt mir Euer Anſehen die höchſte Ehrfurcht ein, und mir iſt, als müßte ich Euch ganz vertrauen."

„Auch Du gefällſt mir ſehr, wackrer Jüngli
Doch wir wollen die Zeit hier nicht mit Plaude
vertändeln. Geh'; eine unverhoffte Freude erwar
Dich. Dein Anblick hat mich wunderbar gerüh
und ſüße Erinnerungen in mir geweckt. Dafür ſ
Dich eine große Freude belohnen, ein ſchönes W
derſehen, das ich Dir bereite."

Und als er dies geſagt hatte, ſtieg der Gre
in die tiefe Felsſchlucht hinab.

„Eine unausſprechlich große Freude? Ein u
verhofftes ſchönes Wiederſehen?" rief Aſtolf. „W
kann er anders meinen, als meinen Vater? Ja, i
werde ich dort finden! Wie wallt meine Bruſt
unausſprechlichem Entzücken! Dieſe ſtürmiſche Freu
verkündet mir, daß meine ſüße Ahnung mich nic
täuſchen wird. Gewiß war der würdige Gre
durch' Seherkraft mit meinem Schickſal vertrau
Ihr Füße, verſagt mir den Dienſt nicht in dieſ
kurzen Zeit! Du, Bruno, bleibe, um den Alten
leiten. Du wirſt bald wieder bei mir ſein."

Und davon eilte der glückliche Ritter mit flüchtig
Sätzen. Der Diener blieb mit verdrießlichem Geſic
zurück und ſprach:

„Da hat man's! Ich muß allein in dem verdächtigen Walde bleiben. Unser Einer muß doch immer nach der Pfeife Andrer tanzen und am Ende doch mit dem vorlieb nehmen, was sie nicht wollen. Er bekömmt die Königin und mag sie nicht; ich kann nicht einmal ruhig bei der Dienerin schlafen.“ Und um sich die Zeit und die schauerlichen Gedanken zu vertreiben, fing der dickwänstige Knappe an zu singen:

Es ist ein ganz verfluchtes Ding,
Der Narr des Andern sein!
Wenn ich zur Wasserquelle spring',
Labt sich der Herr an Wein.
Doch bin ich immer froher Ding'
Und drehe mich, und hüpf' und sing':
Kling kling — kling kling — kling kling!

Indem er lustig auf einem Beine sprang, vernahm er, daß noch einige Silberstimmchen das Kling kling mitsangen; es war ihm, als käme es hinter den Büschen oder den Felsen hervor. Doch traute er seinen Ohren nicht recht, und sagte deshalb, verblüfft nach einem Strauche stierend: „Poh Wetter! was war das? däucht mir doch, als hätt' ich was gehört, oder

auch nicht. — Es wird mir wohl in den Ohren geklungen haben.“ Und er ſang weiter:

Träumt er ſich im Elyſium,
Von ſeiner Maid beglückt,
So bück' und lauf' ich mich faſt krumm,
Eh' mir ein Dirnchen nickt.
Doch iſt mein Mund nicht liederſtumm;
Ich ſing' und drehe mich herum:
Bum bum — bum bum — bum bum!

Die Sopranſtimmchen fielen neckend wieder in das Bum bum ein, und Bruno ſtutzte.

„Pah!“ rief er. „Das iſt zu toll! Jetzt hab' ich ganz deutlich gehört, daß etwas mit gebumt hat. Heda! Iſt hier Jemand, der Luſt hat, mitzuſingen? — Keine Antwort! — Zum Henker! es muß mir doch wohl im Kopfe gebumt haben.“

Wieſt er den Kopf auf weichem Flaum,
Lieg' ich auf hartem Stroh;
Ja grämt' ich mich, ich würde kaum
Des lieben Lebens froh.
Doch meine Luſt kennt keinen Zaum;
Ich tanz' und ſpring' auf jedem Raum.
Baum baum — baum baum — baum baum!

Und als die Stimmlein nun noch weit ſtärker ſangen, rief Bruno mit ſeinem ungeheuern Muthe in der tiefſten Baßſtimme, während er zitterte wie Eſpenlaub: „Soll Euch der Donner in die Kehle fahren! Was dudelt Ihr mit und ſteht mir doch keine Rede? Wird wohl da hinter einem Baum oder Steinfels ſtecken und mich foppen wollen? Aber wart' nur!“ Er zog ſein Käſemeſſer heraus, um ſich den Rückzug zu decken. Aber in demſelben Augenblick ſprang eine groſſe Schlange hinter dem Fels hervor und Bruno fiel, ſchreiend: „Merkurius und alle Götter!“ der Länge lang auf den dicken Bauch und vergrub ſein Geſicht im dürren Laube. Und hinter dem Baume, wo die Schlange verſchwunden war, hüpfte die ſchelmiſche Anguiſe hervor und rief kichernd: „Bruno! Bruno!“

„Ich bin todt! maufetodt! Ich höre und ſehe nichts mehr!“ verſetzte der Knappe, ohne aufzublicken. Vielmehr ſteckte er die Ohren auch mit in das Laub.

„O Held aller Helden!“ lachte die kleine Brünette.

Hierauf wagte Bruno mit einem Auge zu ſchielen, indem er ängſtlich fragte: „Wer iſt denn da? Ach, du biſt's ja, Anguiſchen!“ Froh ſprang er nun

auf und ſchloß ſie vergnügt in die Arme, rufend: „Na, da bin ich doch herzlich froh, daß ich nur wieder ein menſchlich Angeſicht ſehe.“

„Was fehlt Dir denn, mein Herz?“ fragte Anguiſe ſchelmiſch theilnehmend.

„Ach, es wandelte mich plötzlich eine menſchliche Schwachheit an; ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam.“

„So ſo! Ich glaubte, meine neidiſchen Schweſtern hätten dich etwa wieder geneckt.“

„Ja wahrhaftig, das glaub' ich auch. Die Schlange — die Schlange — ich hab' nicht daran gedacht — iſt gewiß wieder ſo ein verdammtes Kunſtſtückchen geweſen. Alle Wetter! hätt' ich das gewußt! Wie hätt' ich ihr den Pelz auswaſchen wollen! Ei, was ich mich ärgere!“

„Nun gib Dich nur zufrieden, Bruno. Ich will Dir's nur geſtehen, die Schlange war ich ſelbſt. Ich wollte nur Deinen Muth auf die Probe ſtellen: aber Du haſt ſie ſchlecht beſtanden.“

„Wa — — — — was?“ rief Bruno, und riß Maul und Naſe weit auf. „Biſt du denn auch ſo ein Schlangenjüngferchen?“

„Ei weißt Du denn nicht, daß wir alle Schlangen sind?“

Kaum hatte sie das Wort heraus, als Bruno Reißaus nahm und mit den Geberden des Entsetzens durch den Wald floh. Anguise ließ ihn laufen und lachte ihm nach.

5.

Ohnfern der Meerküste stand ein schöner Tempel, eben erst aufgebaut und vollendet. Seine Säulen waren mit Blumengewinden behangen und umwunden, und im Frontispice standen die Worte: Dem unvergeßlichen Astolt. Im Tempel war ein hoher Altar errichtet. Aus der hintern Wand dieses Altars krochen drei Männer aus der Tiefe der Erde herauf. Bodo, Rumolf's Diener, stand ihrer wartend vor dem Tempel, und als sie heraustraten, fragte er sie: „Nun, seid Ihr fertig mit der saubern Arbeit?“

„So eben,“ versetzte der Erste; „wir haben einen guten Lohn verdient.“ — „Pech, Schwefel, Naphtha und Phosphorus liegen da unten aufgeschüttet, daß

man die Welt damit anzünden könnte," sagte der An-
dre. „An dürrem Holze fehlt's auch nicht, um al-
lein so eine Handvoll Kerle zu Staub und Asche
zu brennen."

„Die haben ihr letztes Brot gegessen," sprach
der Dritte. „Die Mahlzeit wird ihnen schlecht be-
kommen."

„Wie soll ich es nun anzünden?" fragte Bodo.

„Dahier ist eine Oeffnung," sprach der Erste,
auf den Altar zeigend; „in diese wirfst Du die bren-
nende Fackel, womit das Todtenopfer angezünde
worden ist, sobald sich die Fremdlinge alle im Tem-
pel befinden. Und sogleich wird der Boden wanken
und der Feuerschlund sie aufnehmen."

„Hier ist Euer Lohn!" sagte Bodo, ihnen Gold
gebend. „Dort steht Euer Boot, und nun eilt schnell
nach Eurer Insel zurück, damit Euch Niemand hie-
gewahr wird."

„So gehabt Euch wohl!" sagten die Männer
und gingen, ihr Boot zu besteigen. Bodo ging in
das Haus des Oberpriesters, um seinem Herrn Be-
richt abzustatten. Aber kaum waren die Männer
vom Ufer abgestoßen, als Hydra schnell über die

Wellen lief, ihr Boot erfaßte und umwarf. Ihr Hülfsgeschrei verhallte ungehört. Sie mußten im Wasser umkommen, und Hydra verschwand eben so schnell wieder, wie sie gekommen war. Aber mit ihr waren am Tempel auch drei Feuergeister erschienen; die trugen auf ihren Häuptern flammenlodernde Helme, und verschwanden hinter dem Altar. Gleich darauf ließ sich ein sanfter Trauermarsch hören, und die Priester, die Schiffsleute Astolfs, Dietrich an ihrer Spitze, zogen langsam an den Tempel heran. Ihnen folgte Rumolf, von zahlreicher Dienerschaft begleitet; zuletzt eine Anzahl weiß gekleideter Mädchen, Jutta an der Spitze, welche Laubgewinde in den Händen trugen. Musiker waren hinten und vorn, und allerlei Volk der Insel schloß sich an den Zug an.

Am Tempel angelangt, schlossen sie einen Kreis um denselben und Rumolf sprach mit lauter Stimme: „Ich bin mit Euch, meine Freunde und Landsleute, hierher gekommen, die letzte Pflicht der Freundschaft meinem unvergeßlichen Astolf zu erweisen. Den heiligen Gebrauch des Todtenopfers wollen wir zusammen begehen. Ach, mein Schmerz wird durch den Umstand riesig, daß ich nicht einmal seines Leich-

nams Schönheit vor mir ſehe, ſondern mich mit der Erbauung eines Kenotaphs begnügen muß. So laſſet denn die Trauergeſänge beginnen!“

Und feierlich ſang alles Volk:

Strömet, ſtrömet, Thränenbäche!
Gießt des Schmerzes Fülle aus!
Ungeheure Klage breche
Durch der Wolken eh'rnes Haus!

Dann ſang der Chor der heſperiſchen Schiffsleute:

Du auch biſt hinabgeſtiegen
In des Orkus düſtre Nacht?
Darf auch über Frühlingspracht
Schon des Winters Schrecken ſiegen?

Und der Chor der Mädchen:

Stimme, ſchwermuthvolle Trauerklage,
Stimme deine Todtenlieder an!
In der ſchönſten Blüthe ſeiner Tage
Hat die Schattenwelt ihn ſchon umfahn.

Der Chor der Schiffer und Prieſter fiel ein:

Wählet ſich zum Eigenthume
Aus des Lebens friſchem Strauß
Auch der Tod die ſchönſte Blume,
Auch die blühendſte ſich aus?

Und der Chor der Mädchen fuhr fort:

Rinne, Zähre, mit der Trauerklage,
Weil der Tod die schönste Blüthe brach!
Thräne, stummer Schmerzensblick, und trage
Unsre Wehmuth dem Geschiednen nach!

Als die Gesänge verstummt waren, sprach Rumolf wieder: „Häuft auf den Altar nun eine Hand voll Staub. Kostbares Holz ist aufgelegt. Wir wollen es anzünden.“

Die Mädchen legten weinend jede eine Hand voll Staub auf das Holz und Bodo trat auf seines Herrn Wink hinzu und zündete mit einer brennenden Fackel das Holz an.

„Freunde, tretet nun in den Tempel um den Altar herum!“ sprach Rumolf. Die Priester knieten nieder und begannen ihre heiligen Gebräuche zu verrichten. Der Bootsmann Dietrich war eben im Begriff, in den Tempel zu treten, und die Andern, ihm zu folgen. Bodo, in der Meinung, alle würden sogleich darin sein, schleuderte die Fackel unter den Altar. Da hörte man plötzlich aus der Ferne ein ungeheures Getöse, ein wüthendes Geschrei vieler Männerstimmen. Alle Köpfe drehten sich nach der Ge-

gend, woher es erſchallte, und eine Menge bewaffneter Thuler ſtürzte heran und rief, die Schwerter und Lanzen ſchwingend:

„Nieder mit dem Buben, dem Böſewichte! Und wenn er auch der Sohn unſers Oberprieſters iſt, er muß doch ſterben, der Freche, der unſers Hauſes Frieden ſo ſchändlich ſtört! Nieder mit ihm!“ Und alſo drangen ſie auf Rumolf ein. Alle wichen entſetzt zurück und der erſchrockene Betrüger floh in den Tempel.

In demſelben Augenblicke wurde die Aufmerkſamkeit Aller auf einen neuen Gegenſtand gezogen. Die heſperiſchen Schiffsleute erblickten nämlich ihren geliebten Herrn, den Ritter Aſtolt, welcher freudetrunken auf ſie zueilte, und ſie brachen in einen ungeheuern Jubel aus.

Aber Aſtolts und Rumolfs Blicke wurzelten in einander, und indem der letztere verzweifelt „wehe!“ rief, donnerte Aſtolt: „Ha Verräther! jetzt erkenn' ich Deine ganze Bosheit. Du mußt ſterben, Schurke!“

„Er muß ſterben, der Schurke!“ riefen die Thuler herandrängend und ihre Waffen auf ihn ſchwingend. Siehe da wurden plötzlich die drei Feuergeiſter mit flam-

menden Antlitzen im Tempel hinter Rumolf ſichtbar, und die aufgehobenen Waffen ſanken herab. Alle Blicke wurden von dem furchtbaren Schauſpiele im Tempel gefeſſelt. Die Geiſter warfen den Böſewicht zu Boden, und verſchwanden mit ihm in der aufgähnenden Tiefe, aus welcher hohe Flammen herausloderten. Entſetzt wichen Alle zurück, ſanken betend nieder und verehrten die waltende Gottheit im Staube.

Als ſich die ergriffene Menge wieder erhob, und der Zug ſich mit Jubel über Aſtolts Wiederfinden ordnete, um ſich nach des Oberprieſters Wohnung zu begeben, wich das Volk von einander, und Fialko ſchritt haſtig durch die Gaſſen hindurch, auf Aſtolt zu, und rief, ihn in die Arme ſchließend: „Ja Du, Du biſt mein Sohn! Die Stimme der Natur ſprach für Dich. Rumolf hat mich ſchändlich betrogen. Wo iſt er?“

„In den Flammen hat er durch der Götter Hand den verdienten Lohn gefunden,“ riefen viele Stimmen zugleich.

„Die Götter haben ſelbſt gerichtet! Dank ihnen! Ich habe den rechten Sohn gefunden. Segen träuft

auf mein greiſes Haupt herab. Komm an mein Herz, Beglücker meines Lebensabends!“

Und Vater und Sohn umarmten ſich auf's Neue, dann gingen ſie Arm in Arm im Zuge und fröhliche Muſik erfüllte die Lüfte.

6.

Auf einem ſchönen Raſenſitze vor dem Hauſe des Oberprieſters ſaß am Nachmittag desſelben Tages Aſtolt in tiefen Gedanken. Er hatte ſich aus dem, ihm zu Ehren veranſtalteten, rauſchenden Feſte zurückgezogen, um mit ſich allein zu ſein und ſeinen Gedanken nachhängen zu können. Da ſaß er nun und ſprach zu ſich:

„Erreicht iſt das Ziel meiner glühendſten Wünſche. Was nur dieſes ſtürmiſche Herz jemals erſehnt hat: in goldener Fülle liegt es ſtrahlend vor mir ausgebreitet. Die Löſung des Orakelſpruchs, an der ich in trüben Stunden verzweifelte, hat ſich mir herrlich bewährt. Aber wie? haben ſich ſeine Worte wirklich ſo ganz erfüllt, wie ſie lauteten? Das Ziel all meiner Sehnſucht ſollte ich finden an den Rü-

ſten der Inſel Thule; den höchſten Gipfel meines Glückes ſollte ich hier erreichen. Und bin ich denn wirklich glücklich? Iſt denn die glühende Sehnſucht meiner Bruſt geſtillt? — Nein! nein! Ich kann, ich darf mich nicht ſelbſt belügen. Dem Schatten meiner Mutter habe ich den Schwur gelöſt; ich habe den geliebten Vater an die kindliche Bruſt gedrückt, und doch bin ich nicht glücklich! — — Ich fand mehr als ich ſuchte: eine Geliebte, ein Weib! — hu, mich ſchaudert's! — ein Weib? — Nein! eine Geiſterfürſtin, eine Schlangenkönigin! Mir ſchwindelt's! Zum mächtigſten Sterblichen, zum Herrn der Geiſter hat ſie mich gemacht, und doch bin ich nicht glücklich! Was willſt Du denn noch, nimmer zu befriedigendes Herz? Keinen Wunſch kannſt Du mir deutlich nennen; und doch glüht das Verlangen nach einem unbekannten Etwas Dir durch Dein innerſtes Leben. — Und wie? wenn ich ihm nun dennoch Worte geben könnte, dieſem Verlangen? — Beim Feſte ſah ich ein liebes unſchuldiges Mädchen unter den Töchtern der Inſel. Wie ein Blitz durchzuckte mich ihr Anblick. Wenn ſie — — Ha! da iſt ſie ſelbſt."

Jutta war eben aus dem Hause getreten un
nahte dem schönen Ritter schüchtern mit den Wo
ten: „In der allgemeinen Bewegung, in die der Gö
ter furchtbares Walten und die unmittelbar dara
folgende schnelle Anordnung zum fröhlichen Feste un
Alle versetzten, hat noch Niemand vom Volke d
Thuler daran gedacht, Euch, dem wahren Sohn
unseres Fürsten und Oberpriesters, die schuldige Eh
erbietung zu erweisen. Erlaubt mir deshalb, Ri
ter, daß ich mir das Glück zueignen darf, die ers
meines Volks zu sein, die Euch würdig begrüßt.
Und sich vor ihm auf ein Knie niederlassend, rief sie
„Heil unserm künftigen Fürsten!“

„Du beschämst mich, liebenswürdiges Mädchen,
sagte Astolt freundlich. „Nur der bescheidenen Schön
heit gebührt diese Ehre; darum laß uns die Rolle
wechseln! Steh' auf und laß mich das Knie vor D
beugen!“

„Ihr seid ein Südländer; und alle Eure Lands
leute sollen, wie man sagt, den Weibern schmeicheln
und deshalb vergebe ich Euch die ausgesprochen
Rede.“

„Nein, holdes Kind! Und wenn alle meine Re

den bisher Unwahrheiten gewesen wären, so wäre doch dieses Wort das erste wahrhaft aufrichtige meiner Seele. Doch sage mir, liebes Mädchen, wer bist Du?“

„Mein Vater, Ramung, war der Bruder des Eurigen. Er ist schon lange todt und ich wohne in Fialko's Hause.“

„O so laß Dich als meine Schwester betrachten!“ rief Astolt überrascht. „Willst Du mir Deine Schwesterliebe schenken?“

„Ich weiß nicht, ob ich das darf,“ versetzte Jutta betreten. „Ihr setzt mich durch Eure Frage in Verlegenheit. Was soll ich Euch antworten?“

„Laß Dein Herz allein den Ausspruch thun. Frage nicht nach kleinlichen Verhältnissen, nach gewöhnlichen Lebensansichten. Sprich frei: willst Du meine Schwester sein? Bist Du mir schwesterlich gewogen?“

„Ach! ich fühle wohl, daß ich Euch das nicht so offen gestehen dürfte; denn die Sitte will, daß das Mädchen schamhaft vor den Blicken des Mannes fliehe; aber — —“

„Nun? — aber — Sprich das Wort aus und

mache mich glücklich durch Dein ſüßes Geſtändniß. Kannſt Du mich lieben? Ich bitte Dich: ſprich Wahrheit!“ Er legte die eine Hand auf ihre Achſel und hielt die andre unter Jutta's Kinn, indem er ihr zutraulich ins Geſicht ſah. Verſchämt lispelte Jutta: „Ja!“ Er zog ſie an ſich, ihr Haupt fiel auf ſeine Bruſt, ein ſeliges Gefühl zog durch dieſelbe. In demſelben Augenblicke ſtürzte ſich von der Höhe des Felſens, unter welchem die Raſenbank war, eine ungeheure Schlange, mit einer Krone auf dem Haupte, zwiſchen ſie, und ſchnappte mit häßlich aufgähnendem Rachen nach Jutta, die laut ſchreiend und vor Entſetzen ohnmächtig zu Boden ſtürzte. Aber Aſtolt raſete auf und rief der davon ſpringenden Schlange nach: „Ha ich kenne Dich und durchſchaue Deine Tücke, falſche Schlangenfei. Eiferſüchtig blickſt Du auf dieſes unſchuldige Kind. Aber durch Deine Thorheit haſt Du mir erſt wahres Licht über die Gefühle gegeben, die vorhin noch dunkel in mir ſchliefen. Ich weiß jetzt, was mir fehlte. Dies Sehnen meiner Bruſt gilt nicht Dir, Drakána, ſondern dieſer ſüßen Jungfrau. Ich will nicht der Gatte einer Schlange ſein, und wenn ſie eine Göttin wäre, ſon-

dern eines Mädchens, menschlich wie ich selbst. Du, Jutta, sollst mein sein, und käme die ganze Geisterwelt: ich trotz' ihr und lasse Dich nicht." Und vom Rasensitze sie aufhebend, umschlang er die Ohnmächtige mit beiden Armen und bedeckte ihr Mund und Stirn mit glühenden Küssen.

Unvermerkt war Fialko aus dem Hause getre-ten und sah die Umarmung seiner Kinder: „O ihr Götter!" rief er erschrocken. „Welch entsetzlicher Anblick! Was ich mein Lebenlang heiß gewünscht, tritt nun in Erfüllung; aber sie ist mir furchtbar. O kann der Mensch mit seinen Wünschen also in Widerspruch kommen!"

Jutta erholte sich allmählig und wehklagte, Astolf versicherte ihr seine aufrichtige Liebe; da trat Fialko tödtlich heran, und rief: „Scheidet! Ihr gehört euch nicht an. Scheidet, ob auch das Herz bricht."

„Wie?" rief Jutta erschrocken. „Ist auch er ein Bösewicht?"

„Nein!" versetzte Fialko wehmüthig. „Aber du sollst erfahren, wer er ist. Nur mit den Zeichen tiefsten Ehrfurcht darfst Du diesem Jüngling

nahen; denn wiſſe: er iſt Drakänens Gemahl, der unumſchränkte König der Geiſter.“

„Weh mir!“ rief Aſtolt und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Gnade! Gnade, großer König!“ rief Jutta und lag vor ihm im Staube.

„Weh mir!“ rief Aſtolt abermals und wandte ſich ab.

„Aſtolt!“ ſprach Fialko, „geh zurück in das Schloß Deiner Gemahlin. Sie harrt Deiner mit Sehnſucht.“

„Woher kam Euch die Kunde von meiner traurigen Macht auf dieſer Inſel?“ fragte Aſtolt den Greis.

„Traurig, ſagſt Du? Dich drückt Deine Größe. Du biſt nicht zum Geiſterkönig geboren. Woher mir die Kunde, wirſt Du begreifen, wenn Du Dich erinnerſt, daß ich dieſen Morgen, als ich Dir begegnete und mein Herz von wunderbaren Ahnungen ergriffen wurde, zu einem Waidmann in die Felsſchlucht gehen wollte, der mich dorthin beſchieden hatte. Er wartete meiner ſchon, und gab ſich mir, zu meinem Erſtaunen, als eine Dienerin unſrer großen Königin zu erkennen. Er führte mich Wege,

die mein Fuß noch nie betreten, und leitete mich durch eine erleuchtete Höhle in das Schloß der Königin. Ich fand die Göttin umgeben von ihren beſorgten Dienerinnen, die Hände ringend auf ihrem Lager. Sie badete ſich in Thränen. Als ich mein Angeſicht drei Mal tief bis zum Boden gebückt hatte, redete ſie mich huldreich an, und entdeckte mir, daß Du mein wahrer Sohn ſeiſt. Sie wollte Dich mir entgegen führen, ſie ſelbſt wollte Dich an mein Vaterherz legen und mir dabei die freudige Kunde geben, daß Du ihr auserwählter Gemahl und der König der Geiſter ſeiſt; aber Du warſt in der Nacht treulos von ihrem Lager gewichen, und hatteſt Dich heimlich durch die Dir verliehene Macht aus dem Schloſſe entfernt. Zur Feier unſers Findens hatte ſie ihren Palaſt auf das Koſtbarſte ausſchmücken laſſen; alle Elementargeiſter waren zu dieſem Feſte verſammelt, und Du — hatteſt ſie verlaſſen. Ich kann Dir unmöglich mit ſchwachen Worten den grenzenloſen Schmerz ſchildern, den ſie empfand. Aber ich verſprach ihr beim Scheiden, Dich bald zu ihr zurück zu ſchicken.“

„Dann thut es mir leid,“ verſetzte Aſtolt, „daß

ich meinen kaum gefundenen Vater zum Lügner machen muß; denn lebend werde ich nie wieder in Drakänens Schloß kommen. Ich gestehe es Euch frei und offen, wie es mir im Herzen waltet: mich ekelt die Macht an, die ich besitze; ich verachte die Schätze, die sie mir bietet; mein Herz läßt sich nicht erkaufen mit einer Welt. Ueberdies sträubt sich mein innerstes Gefühl wider die Verbindung mit einer Göttin. Ich bin ein Mensch und nur ein sterbliches Weib kann mich beglücken. Ihr wird ein Gottgeborner mit Entzücken seine Hand reichen. Was hätte sie nun, wenn ich errafft vom Looſe der Sterblichkeit dahin welkte? wenn die Zeit diese frische Mannskraft verzehrte und die starken Sehnen schlaff machte? wenn das Alter mich beugte und sie in ewig jugendlicher Schönheit glänzte?"

„Aber warum war es Dir nicht erst zuwider, ihr Gemahl zu sein?" fragte Fialko.

„Kaum durch ihre Dienerin aus der tobenden Meerfluth gerettet, erwachte ich in Drakänens Beisein aus einer langen Ohnmacht. Von ihrer nie geschauten Schönheit geblendet, ließ ich mich vor ihr nieder, um ihr zu danken. Sie zeigte mir Zunei-

gung, Wohlwollen, Liebe. Meine Sinne kamen in Aufruhr bei den Schmeicheleien des herrlichſten Weibes — denn dafür, nicht für eine Göttin, hielt ich ſie — das ſich mir zu eigen geben wollte. Aber am andern Tage erfuhr ich, wer ſie iſt, und wie eine eiskalte Hand griff mir dieſe Erfahrung in mein warmes Jugendleben. Ich konnte nicht wieder fröhlich ſein.“

„Doch weshalb wichſt Du in der Nacht heimlich von ihrer Seite?“

„Drakána hatte mir die Verſicherung gegeben, daß mein Vater auf der Inſel lebe. Dies fachte meine Sehnſucht feurig an; ich konnte dem Drange meines Herzens nicht widerſtehen. Dazu erſchien mir in der Nacht der Schatten meiner Mutter und trieb mich an, das Schloß zu verlaſſen und Euch aufzuſuchen. Ich ſprang empor und eilte mit angſtbeflügelten Schritten dorthin, wo Ihr mich fandet.“

„Wohl Dir wenigſtens, daß kindliche Pflicht und Liebe Dich zu dieſem unbeſonnenen Verfahren leitete, das der Königin ſo viele Schmerzen bereitet hat. Doch ſage, weshalb hegſt Du nun einen ſo entſchiedenen Abſcheu vor der Rückkehr in das Schloß der Göttin?“

„Das Orakel ſagte mir, ich würde in Thule alle Sehnſucht meines Herzens ſtillen und Zufriedenheit, des Menſchen höchſtes Glück, erringen. Aber dieſe Sehnſucht blieb ungeſtillt in Drakänens Armen, dieſe verheißene Zufriedenheit wurde mir nicht zu Theil, ſelbſt da ich Euch gefunden habe.“

„Und hoffſt Du ſie zu finden, frei von den Banden, die Dich jetzt umſchlingen?“ fragte der Greis wehmüthig.

„Das hoffe ich nicht nur,“ verſetzte Aſtolt, „das weiß ich gewiß. Als ich heute dies holde Mädchen ſah, war's mir, als lebte ein längſt verglühtes Bild meiner Jugend wieder in mir auf. Unwiderſtehlich zog mich's zu ihr hin. Ich bat ſie um ihre Schweſterliebe; ich wollte ja nur ihr Bruder ſein. Da ſtürzte ſich Drakäna in ihrer furchtbaren Schlangengeſtalt neidiſch zwiſchen uns, und Jutta ſank ohnmächtig nieder. Aber eben ihre Eiferſucht brachte Klarheit in meine Seele. Von dieſem Augenblicke an wußte ich, daß ich Jutta liebe, daß ich nur durch ihren Beſitz das höchſte Lebensglück erlangen kann.“

„Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen,

oder ob ich traurig ſein ſoll," ſagte Fialko. „Seit langer Zeit ſchon war mir von den Göttern verheißen, daß mein Sohn mich aufſuchen würde, und es war ſtets der Lieblingswunſch meiner Seele, Jutta mit ihm zu vermählen. Als ich den ſchändlichen Rumolf noch für meinen Sohn hielt, wollte ich dieſen Wunſch in Wirklichkeit ſetzen; aber Jutta's Widerwille gegen den Böſewicht hielt mich davon ab."

„So iſt Jutta die mir beſtimmte Braut!" rief der Ritter, „und keine Schlangenkönigin ſoll ſie mir rauben." Mit dieſen Worten eilte er in das Haus und ließ ſeinen Vater in banger Furcht zurück.

„Und Du, Jutta?" fragte Fialko die Schweigende, „fühlſt auch Du Neigung für Aſtolt?"

„Laßt mich ſchweigen, Vater!" bat das Mädchen rührend.

„Oeffne Dein Herz Deinem väterlichen Freund!" flehte der Greis und zog das weinende Kind an ſeine Bruſt.

„Ach, Vater! es iſt zerriſſen," ſeufzte Jutta.

„Sage mir, ich bitte Dich! fühlſt du Neigung für Aſtolt?" drängte der Greis von Neuem.

„Ach! warum erſpart Ihr mir nicht das Ge-

ſtändniß, daß ich ihn über alles liebe," weint
Mädchen laut.

„Das Schickſal hat Euch für einander beſti
wie ich," ſagte der Greis.

„Nein, Vater!" rief Jutta, ihre Thränen
nend, „für mich iſt er nicht beſtimmt. Er war
beſſern Looſes, er war der Göttin ſelbſt wü
Wie vermöchte ich armes niedriges Kind mich
ihrer göttlichen Hoheit und Schönheit zu me
Aſtolt wird, er muß zu ihr zurückkehren. Ihr
det ihn gewiß dazu vermögen, daß er ſeinen Irr
einſieht."

„Arme Tochter! Armer Sohn!" ſeufzte
Oberprieſter; dann ſetzte er wehmüthig hinzu: „
zu deinen Geſpielinnen, Jutta; ich muß einen er
Gang gehen."

„Wohin wollt Ihr?"

„Zur Schlangenkönigin!" ſprach er ſchei
und lenkte die altersſchwanken Schritte dem
de zu.

7.

„Nun ſage mir nur, luſtiger Geſell,“ rief der Bootsmann Dietrich dem Knappen Bruno zu, als ſich beide vor dem Eingange in den Wald begegneten, „wo haſt Du denn die Zeit über geſteckt. Ich will mich ein wenig vom Feſte abkühlen, und Du biſt noch gar nicht drauf geweſen. Seit unſrer Ankunft auf der Inſel hat dich ja niemand mit einem Auge wieder geſehn!“

„Ja, Brüderchen,“ verſetzte Bruno pfiffig, „ſo gern ich auch wollte, ſo wag' ich Dir's wahrlich! nicht einmal ins Ohr zu ſagen. Denn auf dieſer verdamm — verdächtigen Inſel wollt' ich ſagen, hören die Steine und aus jedem Buſche fährt ein Hokuspokus heraus.“

„Du machſt mich ſehr neugierig.“

„Ich wollt', ich wär' daheim; da konnt' ich doch ruhig eſſen, trinken und ſchlafen, ungeneckt von Geiſtern, die einem auf dieſer verzauberten Inſel ſtets auf dem Dache ſind.“

„Du mußt ſchlimme Fata beſtanden haben, daß Dir Dein Vaterland einmal wieder ins Ge-

dächtniß kommt; denn ſonſt gefällt es Dir doch da am beſten, wo Du eben biſt. Was mich betrifft, ſo gefällt es mir hier ausnehmend wohl, und ich ſehne mich nicht wieder von hier weg. Aber hör' doch, beichte mir etwas von Deinen Abenteuern."

„Nur im Vertrauen auf Deine ſtrengſte Verſchwiegenheit will ich es wagen, Dir etwas von den ſchrecklichen Ereigniſſen zu entdecken. Sieh, auf dieſer Inſel gibt es ungeheure Schlangen und allerhand andre Thiere, die ſind ſo klug und ſo verliebt wie — ich. Und wenn's nun zum Ende kommt, ſo ſind's tolle Mädchen, die ſich verwandelt haben. Nun wollten ein Paar davon über mich her und mir den Garaus machen; aber mit meinem Schwerte hab' ich ſie zum Gehorſam gebracht."

Kaum hatte Bruno den Mund geſchloſſen, als hinter den Bäumen hervor mehrere zarte Stimmen riefen: „Du lügſt, Schelm!"

„Was war das?" rief Dietrich erſtaunt.

„All ihr guten Götter!" winſelte Bruno zum Tod erſchrocken, „haſt Du's auch gehört, Brüderchen? Komm um unſers Heils willen von dem Herenwald da weg!"

Aber eben hüpften Anguiſe und Ophia hinter den Bäumen hervor auf den aus vollem Halſe ſchreienden Bruno ein, während Dietrich mit den Mädchen ſchäkerte. Die Mädchen droheten, dem Knappen für ſeine Lüge den Hals abzuſchneiden, und dieſer betheuerte nicht mehr zu wiſſen, was er geſprochen habe.

Da trat plötzlich Fialko mitten unter ſie.

„Ach all ihr Götter, ſeid mir gnädig!“ ſchrie Bruno auf. „Alter Herr, Ihr kommt wohl, um mich mit abzuthun? Ach, ſchont doch meines jungen Lebens! Ich ſchwör's Euch: ich will's nicht wieder thun!“

„Was haſt Du verbrochen, mein Sohn, daß Du um Dein Leben zu bitten genöthigt biſt?“ fragte der Greis.

„Er hat gelogen!“ rief Anguiſe ſchnippiſch.

„Ich bin nur ſo ein klein Bißchen, ohngefähr ein Haar breit und nicht einmal ſo viel neben der Wahrheit weggegangen, und deshalb wollen mir die da gleich zu Leibe.“

„Irre ich nicht,“ ſagte Fialko, auf Anguiſe und Ophia deutend, „ſo ſeid Ihr — —“

„Dienerinnen der großen Schlangenkönigin,“ versetzten sie.

„Geh', mein Sohn,“ sprach der Oberprieſter gütig zu Bruno, „Du biſt der Strafe ledig. Aber hüte Dich, daß Deine Zunge nicht wieder Unwahres rede!“

„Ach! ich will nicht nur nichts Unwahres wieder ſprechen, ſondern ſogar mehr, als wahr iſt, ſagen.“

„Ihr aber, leitet mich jetzt zur Königin,“ ſprach Fialko zu den Dienerinnen. „Ich habe Wichtiges mit ihr zu ſprechen.“

„Du ſollſt ſogleich vor ihr ſtehen,“ ſagte Anguiſe.

„Nehmt mich auch mit, ſchöne Kinder,“ ſprach Dietrich und folgte den Davoneilenden.

„Jetzt hätte mich das verdammte Plappermaul bald ins Unglück gebracht!“ rief Bruno allein und ſchlug ſich auf den Mund. „In Thule aber wird einem das Lügen abgewöhnt. Aus allen Ecken, Bäumen, Steinen fahren die Schlangenjüngferchen heraus. Heim will ich gehen und mich in meine Kammer ſchließen, und ſo lange drinnen bleiben, bis ich nicht mehr lüge.“

8.

Die Dienerinnen ſtanden trauernd um das Lager der Königin, auf welchem ſie leidend hingegoſſen war. Und ſie ſangen einen leiſen Trauergeſang:

Wehe! wehe! weh' Drakänen!
Ach! der fürchterlichſte Schmerz,
Er zerfrißt mit gier'gen Zähnen
Ihr das königliche Herz.

Da wurde Fialko von Anguiſe und Ophia hereingeführt.

„Was bringſt Du mir, treuer Prieſter?“ fragte die Königin, ſich erhebend, den ſich tief Verneigenden.

„Großmächtigſte Gebieterin!“ redete er ſchmerzbeklommen, „ich nahe tief betrübt Deiner Gottheit, weil ich mein Dir gegebenes Verſprechen nicht löſen kann. Mein Sohn iſt nicht zu bewegen, in Dein Schloß zurück zu kehren. Darum verzeihe huldreich der Bitte eines greiſen Vaters, Deines Prieſters, nimm ſie nicht ungnädig auf! Ich wage ſie für meine Kinder.“

„Sprich, Alter! Ich ahne, was Du willſt.“

„Gib mir meinen Sohn zurück! Er iſt nicht

geſchaffen für Deine Größe; es ſchwindelt ihm a
der Höhe, auf die Du ihn geſtellt haſt. Bedenk
daß er, ein Sterblicher, nur nach den Geſetzen d
menſchlichen Natur glücklich ſein kann. Meiner Jut
einfaches Weſen zieht ihn unwiderſtehlich an.“

„Du wünſcheſt alſo ihre Verbindung?“ frag
Drakána, ihren Schmerz bekämpfend.

„Das Schickſal ſelbſt ſcheint ſie für einand
beſtimmt zu haben; denn ſie haben ſich beide
Träumen geſehen und geliebt. Hemme, große K
nigin, des Schickſals Willen nicht! Dir winkt e
anderes, ein glücklicheres Loos, als einige kut
Jahre mit Aſtolt im Rauſche der Liebe hinz
träumen, den Du dann, ohne ihm helfen zu kö
nen, dahinwelken ſehen würdeſt. Ein Geiſterfür
wie Du voll ewiger Jugend, wird Dir am Buſ
ruhen.“

„Eilt, Dienerinnen!“ rief Drakána nach la
gem innern Kampfe. „Bringt mir Jutta zur St
le!“

Kaum waren Minuten verflogen, als Jut
ohnmächtig hereingetragen wurde. Doch kaum h
rührte Drakána ihre Augenlieder, als ſie die Aug

aufſchlug und ängſtlich rief: „Mein Vater, wo bin ich? Wer ſind dieſe Frauen?“

„Deine Augen ſind ſo glücklich, unſere große Königin zu ſchauen,“ verſetzte Fialko und deutete auf Drakänen. Da warf ſich Jutta der Hohen zu Füßen und flehte: „Laß mich Gnade vor Deinen Augen finden.“

„Du haſt ſie ſchon gefunden,“ verſetzte Drakäna, „denn Du biſt ein argloſes Kind. Sage mir, liebes Mädchen, hegſt Du für den Ritter Aſtolt wirklich eine Zärtlichkeit, die ſeiner würdig iſt?“

„Hohe Königin,“ bat Jutta weinend, „ſchone dieſes armen Herzens! Erſpare mir die Antwort auf Deine Frage! Ich weiß noch nicht, was Liebe iſt, und Aſtolt kenne ich kaum einige Stunden.“

„O die Liebe iſt nicht das Werk langer Jahre,“ verſetzte Drakäna ſchmerzlich lächelnd; „ſie iſt das Kind des Augenblicks. Wie der Funke plötzlich aus dem Steine fährt und in den Zunder fällt, daß er zur lohen Flamme aufſchlägt, ſo zuckt der Strahl der Liebe durch unſre Herzen und ſetzt ſie in Flammen. Haſt Du, als Du Aſtolt ſahſt, keine Veränderung in Deinem Innern wahrgenommen?“

„Aſtolt iſt Dein Gatte, erhabne Göttin!“ rief das Mädchen ringend, „wie könnte eine Sterbliche es wagen, der Wünſche Kühnheit bis zu ihm zu erheben! Ich darf nichts für ihn fühlen.“

„Weiche meiner Frage nicht aus! Als Du ihn zum erſten Mal ſaheſt, wußteſt Du ja nicht, daß er mein Gatte war. Klang es da nicht in Deiner Bruſt, wie ſüße Harfenſtimmen: Das iſt der Auserkorne! Fühlteſt Du nicht alle Pulſe raſcher ſchlagen? Drängte ſich Dir das Blut nicht in die Wangen, als wollte es ihm entgegenhüpfen?“

„O ich flehe Dich mit fürchterlicher Angſt, martre mich nicht länger! Du kennſt mein Herz; Du malſt treu ſeine Empfindungen. Aber ich wähnte ihn ja frei. Er iſt Dein und Dein muß er bleiben.“

„Und Du empfindeſt nichts mehr für ihn?“ fragte Drakâna ſcharf betonend.

„Nichts als die Ehrfurcht, die ich ihm ſchuldig bin.“

„Du biſt ein edles Mädchen; ich bewundre Dich, indem ich den Kampf ſehe, den Dir die Liebe bereitet. Du haſt geſiegt! Aſtolt muß und ſoll Dein ſein.“

„Nimmermehr!“ rief Jutta. „Ich werde Dir den geliebten Gatten nicht rauben. Er iſt würdig, an Deiner Seite zu ſtehen.“

„Nein, Kind, an Großmuth läßt ſich die Göttin nicht von der Sterblichen übertreffen. Du mußt ſein Weib ſein; denn Dich hat ſein Herz erkoren. Ich entſage hiermit allen Anſprüchen auf ihn. Geh', träum' an ſeiner Bruſt einen glücklichen Lebenstraum. Lebt wohl! Noch dieſen Abend ſeh' ich Euch wieder. Ich ſelbſt will Deine Hand in die ſeinige legen.“ Sie wendete ſich ab und rief den Dienerinnen zu: „Bringt ſie hinauf in die Oberwelt!“ Und in der Schnelle des Augenblicks waren ſie davon.

„Mein Entſchluß iſt gefaßt,“ ſagte Drakána allein. „Mein Kampf, ſo fürchterlich er auch war, iſt ausgekämpft. — Wie ich den Jüngling liebe, davon kann Dein Herz keine Ahnung haben, holde Unſchuld. Aber Dich ſoll er beglücken; das verdienſt Du. Ich konnte einen Augenblick ſchwach ſein, ihre Herzen trennen zu wollen, die ſich von je angehörten; aber es iſt vorüber. Doch ihn glücklich ſehen in ihren Armen, ſie beglückt ſehen durch ihn: das erträgt ſelbſt die Göttin nicht. Verlaſſen, heute

noch verlaſſen will ich dieſe Inſel, und nie dahin zurückkehren, wo ich ſo ſchmerzlich um die ſchönſte Stunde meines Lebens betrogen wurde. Auf! Geiſter der Elemente, verſammelt Euch!“

9.

Zum Dank für das Feſt hatte das Volk beſchloſſen, den Sohn ſeines Fürſten feierlich zu begrüßen. Weißgekleidete Mädchen trugen eine Blumenkrone und Kränze; in Haufen folgte das Volk. Aſtolt ſtand in Gedanken verſunken am Ufer des Meeres. Bruno ohnweit wagte nicht, ſeinen Herrn in deſſen trüber Laune anzureden. Er ſtutzte, als die Mädchen kamen, und ſchäkerte mit ihnen. Das Volk nahte dem Ritter ehrerbietig, die Mädchen bekränzten ihn und ſetzten ihm die Krone auf das Haupt.

Das Volk aber ſang:

Aſtolt, unſerm Königsſohne,
Bringen wir die Blumenkrone.
Herrſcher des Vaterlands,
Wir reichen Dir den Kranz!

Du hohes Fürſtenhaupt,
Sei königlich umlaubt.

Und mit Geſang und Spiel führten ſie den Ritter von dannen. Sie waren noch nicht lange gezogen, als ihnen Fialko an Jutta's Hand entgegentrat.

„Heil Dir!“ rief der Oberprieſter ſeinem Sohne zu.

„Wie ſoll ich Deinen Ausruf deuten?“ fragte Aſtolt in freudiger Spannung.

„Du haſt geſiegt!“

„Wie? ich darf zu hoffen wagen?“

„Nimm meine Tochter! Sie iſt Dein! iſt Deine Braut!“

„Es iſt zu toll!“ ſagte Bruno mehr für ſich als für die Andern. „Von geſtern an hat er ſchon zwei und ich hab' mit aller Mühe noch nicht eine erwiſcht. Wie ſchon geſagt, der Herr frißt faul, der Knecht wiſcht ſich's Maul.“

Nun erſt ſetzte der Zug ſich mit froher Haſt in Bewegung. Aſtolt hielt Jutta in ſprachloſem Entzücken umſchlungen. Der Greis weidete ſeine freudethränenden Blicke an dem Glücke ſeiner Kinder.

Man langte am Tempel an. Da öffneten ſich plötzlich die Thüren desſelben und im höchſten Glanze ihrer Gottheit ſtrahlend war Drakána inmitten ihrer Dienerinnen und aller Elementargeiſter ſichtbar. Das Opferfeuer brannte auf dem Altar und die Prieſter lagen knieend am Boden und ſangen:

Durch die heitern Lüfte walle,
Reines, heil'ges Element!
Daß das Opfer Ihr gefalle,
Die der Mund mit Ehrfurcht nennt.

Und der Chor der Geiſter ſang:

Heil! Heil! Heil Drakánen,
Unſrer großen Königin!
Heil Dir, Geiſterbänd'gerin,
Unſre Wonne, unſer Sehnen!

Das erſtaunte Volk hatte ſich ebenfalls auf die Kniee geworfen, und ſenkte das Auge, vom nie geſehenen Glanz geblendet, zu Boden.

Drakána trat ernſt heraus zu Aſtolt und Jutta und ſprach: „Ich ſelbſt will Euern Bund weihen. Seid glücklich und liebt Euch!“ Und ſie legte die Hände des Paares zuſammen. Hierauf winkte ſie den Elementargeiſtern, und ſie brachten in ihren Kör-

ben die reichſten Geſchenke der Natur und ſtellten ſie vor dem Paare hin.

„Dieſe Dinge ſollen Euch zum Andenken an mich dienen,“ ſprach die Königin. „Denn mit ihnen reich' ich Euch die Hand zum Abſchied. In wenigen Augenblicken werde ich Thule für ewig verlaſſen.“

„Wie, Göttin?“ rief alles Volk erſtaunt und beſtürzt durcheinander, „Du willſt uns verlaſſen?“ und Fialko wiederholte von Schmerz ergriffen dieſe Frage.

„Ihr könnt nicht begreifen, was in mir vorgeht,“ verſetzte ſie. „Genug, ich kann nicht bleiben. In Liebe will ich von Euch ſcheiden. Seid alle glücklich und vergeßt meiner nicht! Lebt wohl!“

„Lebt wohl!“ riefen die Dienerinnen den Elementargeiſtern und Thulern zu. „Heil Euch allen! Ihr werdet nun einem ernſten König unterthan werden.“

„Lebt wohl! Leb' wohl!“ weinten die Thuler. Aber ſchon war Drakána ihren Blicken entſchwunden. Die Geiſter flohen davon und wehklagend ſtand das Volk auf.

„Glück auf!“ rief Bruno, der Einzige, der nicht

von Wehmuth ergriffen war. „Nun ſind die Schlangen auf und davon; und man kann doch ein Wörtchen zu viel reden, ohne Angſt und Sorgen. Und mit den Schlangenjüngferchen war's ſo nichts. Das wär' eine ſchlechte Heirath geworden. Ich will keine Schlange zur Frau, ſondern ſo ein quatſchliches Bauermädchen, und dergleichen wünſch' ich allen, die von dieſer wunderlichen Geſchichte hören."

Die Stadt im Meere.

Erzählung nach einer pommerſchen Sage.

Nach Rugia's Geſtaden von Pommerns Küſtenland
Auf hellen Waſſerpfaden hatt'-ich den Kiel gewandt;
Das war ein Schiff, gar ſeltſam von Träumen auf-
gebaut,
Wie's nur des Dichters Auge in ſtiller Verzückung
ſchaut,

Wie's nur der Dichter befahren in ſtiller Ver-
zückung kann;
Es trägt in ſeinem Schooſe eben keinen andern Mann.
Es iſt ſo leicht gezimmert und fliegt mit Pfeiles-Schnelle,
Und furcht in ſeinem Laufe nicht Meeres Spiegel und
Welle.

Die bunten Wimpel wehten, der Anker war ge-
lichtet;
Was auf der Fahrt ich geſehen, das hab' ich treu be-
richtet.

Das Schifflein glitt, ein Vogel, hinaus auf der Oder Strom,
Vorüber, immer vorüber am Eiland Uſedom.

Und weiter wollt' ich ſegeln, da ſtand das Schiff-lein ſtille
Ohnfern dem Inſelſtrande; es war gar nicht mein Wille.
Ich ſah hinab in die Tiefe, und fuhr entſetzt zurück,
Und ſchaute wieder hinunter und traute nicht meinem Blick.

Der Sonne Strahlen hatten die Waſſer all' er-hellt,
Und unten ſchien's zu prangen, wie eine neue Welt.
Ich ſah gar hohe Hallen, luſtig erbaut von Stein,
Ich ſah gar breite Gaſſen und lange Häuſerreih'n.

So weit mein Auge reichte, ſah ich die größte Stadt,
Die unten tief im Meere ſchon lang geſtanden hat.
Ich ſah und ſah hinunter, und ſah mich doch nicht ſatt.
Was iſt das für ein Wunder? Was iſt das für eine Stadt?

Und als nun immer tief ich mich zu der Fluth gebückt,
Und ſtarr, gleichſam als ſchlief ich, ins Meer hinab geblickt,
Da brach entzwei mein Schifflein und löſt' ſich auf zu Schaum;
Ich bin hinab geſunken, wie tief? ich weiß es kaum.

Als ich nun unten fußte, ward mir ſo leicht zu Sinn;
Ich irrte durch die Straßen mit leichten Schritten hin.
Bald, da der Mond in die Tiefen ſein Silber zu werfen begann,
Stieg hoch die Stadt und höher; das Waſſer aber verrann.

Nun wurd' es gar lebendig; aus allen Häuſern quoll
Ein Menſchenſchwarm unbändig, bald waren die Straßen voll.
Das ſchaffte, rannte und regte die nimmermüden Hände,
Das meiſte Volk bewegte ſich hinaus zum Hafen behende.

Und Schiffe gingen und kamen und viele Schätze mit.
Auf dem Felsen ſtand der Tempel des Gottes Swantovit.
Und was ich da geſehen in einer ſtillen Nacht,
Das hab' ich laut zur Kunde und freundlich dargebracht.

Hoch auf ragte das nördliche Geſtade Uſedoms, eine ungeheure Wand zum Schutze der Inſel, zum Trutze den Rieſenwellen, die ſeit Jahrtauſenden von Mitternacht herabgerollt, an die hohe Verſchanzung geſtürmt und ihre Macht an der ſteinernen Stirne derſelben gebrochen hatten. Das höchſte Haupt dieſer Felſen, einem Hünen Nordlands vergleichbar, ſchaute hinauf nach Rügen, dem heiligen Eiland, dem uralten Götterſitz; und in ſeinem Scheitel hatten ſieben der größten Eichen, die deutſcher Boden je gezeugt, ihre mächtigen Wurzeln geſchlagen und ſich feſt geklammert, während ihre Aeſte und Zweige und der dunkle Blätterſchmuck von den Wolken feucht geküßt und vom wüthenden Orkan wieder trocken

gepeitſcht wurden. In der Mitte dieſer ſieben heiligen Bäume erhob ſich der Tempel des Gottes Swantovit mit vier hohen Eingängen, deren jedem die mächtige Statue des Gottes ein Haupt entgegen ſtreckte; denn vierköpfig war der Gott mit tiefer Bedeutung. Nach den vier Weltgegenden ſchaute er aus, als der Beherrſcher des ganzen Alls, das er durchwandelt, der lichtſtrahlende Sonnengott, in einem Tage; die vier Jahreszeiten auch ſagten ſeine Häupter an, die die Sonne hervorruft und erzeugt, nicht minder die vier Menſchenalter, denen er Leben, Licht und Wärme und Nahrung gibt, und endlich die vier Tageszeiten, Morgen, Mittag, Abend und Nacht, die auch ihr Entſtehen allein der Sonne zu verdanken haben, deren Bild auf Erden Swantovit war.

Vom nördlichen Eingang des Tempels gewahrte das ſpähende Auge Rügens Halbinſel Mönchgut, anders geheißen in der Vorzeit grauen Tagen, und darüber die waldige Jasmund und Stubbenitz, mit dem geheimnißvollen Hain, in deſſen heiligen Schatten die Göttin Hertha einſt gewandelt, in deſſen düſterem Teiche ſie die göttlichen Glieder gebadet hatte; und ganz oben in des Nordens Nebel zerrinnend däm-

merte Wittow mit der hohen felsigen Arkona, wo ein anderer Tempel des Gottes sein Bild umschloß.

Aus der nördlichen Pforte des Gotteshauses trat der Greis Mestiboi, der Oberpriester, Evarto Krian genannt in der wendischen Sprache. Ueppig aber silberweiß floß der reiche Lockenschmuck vom Kinne des Alten auf den Gürtel seines weißen faltigen Gewandes herab, ganz gegen die Sitte des wendischen Volks, welches den Bart am Laien nicht duldete; spärlich stahl sich des Haares Schnee in den Nacken; aber sein Blick flog jugendlich frisch, wie ein Strahl der kaum aufgegangenen Sonne, in die offene unruhige See hinaus, auf welcher eben einige Schiffe vergebens in den zu seiner Rechten unter ihm im Halbbogen eingeschweiften Hafen zu laufen sich bestrebten. Als Mestiboi nun das klare Auge von dem zur Brandung herabströmenden Gewässer abwendete und auf die gegen das Element ankämpfenden Schiffe richtete, verfinsterte sich plötzlich dieses Auge, oder begann vielmehr allmählig mehr nach innen zu leuchten und Blitze zu sprühen. Und seltsam starrte er dann in die dunkelgrüne Laubfülle der sieben heiligen Eichen, deren Zweige erst leise,

dann laut und lauter rauſchten. Aufmerkſam und geſpannt, als gelte es, etwas ganz Außerordentliches zu vernehmen, lauſchte der Greis dieſen wunderbaren aus den Wipfeln der Bäume ſäuſelnden Tönen, blickte wieder nach Rügen hinüber, ſtarrte in die tobende Meerfluth lange und unbeweglich, warf das rollende Auge in den Hafen hinab und trat in den Tempel. In der Mitte desſelben erhob ſich auf einem Poſtamente der vierköpfige Sonnengott, in der linken Hand den mächtigen Bogen aufrecht haltend, in der rechten aber das ungeheure, ihm jährlich vom Evarto Krian mit Wein gefüllte Horn. Der ſonderbar bewegte Greis ſchien eine kurze Weile vor der Statue des Sonnengottes in tiefes Gebet verſunken, dann ſtieg er an der Bildſäule empor, tauchte drei Finger ſeiner rechten Hand in den Wein des Hornes, beſah mit ſtarr glühendem Auge den auf den Boden tröpfelnden Saft und fing den letzten Tropfen desſelben mit dem Munde auf, ihn zu koſten. Da wurde ſein Auge wieder ganz düſter, da verzog ſich ſein ſchönes ernſtes Antlitz zu dem ſchmerzlichſten Jammerbilde, und zu der öſtlichen, dem Hafen zugekehrten Pforte des Tempels hinaustretend,

murmelte er den nahenden Schiffen entgegen: „Wehe! Wehe deinem Eingang, meerdurchwandernder Kiel! Es wäre beſſer, die Wellen verſchlängen dich noch jetzt. Doch haſt du erſt deine Männer ans Land geſetzt, dann wehe auch dir, Wineta, ſündenſchwangere Stadt! Du wirſt den Schrecken gebären und vom Entſetzen verſchlungen werden. Ich ſeh' es kommen das wüthende, Städte und Länder verſchlingende Verderben, ich ſeh' es heran wälzen, wie Gebirge voll Gräuel und Mord in ihrem Schooſe, und ſehe doch nicht die Wege, das maaßloſe Unglück zu verhindern, und ſehe nicht ein Mittel, den eiſernen Gang des Schickſals aufzuhalten! O wär' ich doch belaſtet mit ewiger Blindheit wie die andern Kinder der Erde! ich wäre ſo glücklich wie ſie. So iſt mein halbgetrübter Seherblick mir ſelbſt zur fürchterlichſten Qual. Ich gewahre das Ungeheure, in finſteres Nachtgewölk gehüllt, langſam heranſchreiten und kann es nicht aufhalten, und kann weder mich noch Andere vor ſeinem zermalmenden Fußtritte wahren. O wehe auch mir, daß ich ſtündlich den gräßlichſten Tod ſterben muß! Und auch du wirſt uns nicht ſchützen, Swantovit, himmel-

umkreiſender Sonnengott, Lichtbringer, der die weißen Roſſe liebt. Du gehſt oben in ewiger Klarheit am blauen Bogen hin und triffſt die dich umhüllenden Wolken mit glühendem Pfeilſchuß, unbekümmert um das verderbte Menſchengeſchlecht, welches, um ſeine Erbärmlichkeit deinem ſcharfſehenden Blicke zu verbergen, deiner Statue Opfer bringt. Niemals ſteigſt du von deinem Himmelswagen herab, dich unter die Bewohner der Inſel zu miſchen, ihre Gebete anzuhören und ihr Beſtes zu vollbringen; weiß ich doch kaum, ob du mich eines gnädigen Blickes würdigſt, hoher Sonnengott, deinen alten treuen Prieſter. O als noch du das Land durchwandelt biſt, heilige Hertha, Mutter und Erſchafferin aller Dinge, geheimnißvolle Göttin: da waren die Menſchen noch nicht zu elenden Sklaven ihrer Lüſte herabgeſunken; nun aber ſeit die Götter uns verlaſſen, toben Hader und Streit auf, kein göttlich Geſetz wird mehr anerkannt, der Bruder mordet den Bruder, der Sohn verdrängt den Vater, und ohne Scheu wird dem Heiligſten Hohn geſprochen. Und all dieſe Gräuel hat das Volk zu uns gebracht, welches den Gekreuzigten anbetet; und noch Gräß-

licheres wird es über uns bringen. Darum wehe dir, Wineta, prangende Fürstin der Städte, starke Wächterin des Meers! wehe! wehe!“

Während dieser langen, bald leise gestöhnten, bald laut in die Luft hinausgerufenen Rede war es Nacht geworden. Der Oberpriester war langsam bis zum südlichen Eingang des Tempels vorgeschritten, und hatte die rechte Hand über die ungeheure, im Bogen amphitheatralisch um den Hafen gebaute Stadt ausgestreckt, die allmählig in die Schleier der Nachtumhüllung versank, und in deren blanken Metalldächern sich die zackigen Blitze abspiegelten, welche eben den von schwarzen Wolkenmassen umlagerten Horizont durchfuhren. Donnerschläge krachten, die Brandung heulte fürchterlich, Wogenwälle rasten heran und bersteten, wider ihre Ketten schäumend, am Felsenufer. Des Oberpriesters Gewand flatterte im Sturm: er stand regungslos; des Blitzes greller Schein wühlte in seinem schneeigen Haare: er stand; der Schaum der Brandung spritzte hoch am Felsen herauf und leckte mit gieriger Zungenspitze Mestiboi's Haupt: er stand; Donner und Wellen tobten entsetzlich, Regenströme stürzten auf ihn herab, die Eichen rausch-

ten wild über ihm, aber er ſtand noch wie ein abgeſchiedener Geiſt, hohläugig hineinſtarrend in den Aufruhr der ſchwarzen Gewäſſer, und ſich ſchier kindiſch freuend über den Milchſchaum auf den Wellen. Endlich legte ſich der Sturm, die düſtern Wolkenmäntel zerriſſen und der Mond ſtreute ſein ſpärliches Licht durch die Oeffnungen herab auf das noch empörte Meer. Im Hafen brannte ſchon der Leuchtthurm, als Meſtiboi den Felſenpfad nach den heiligen Ställen, dicht unten am Felſenberge gelegen, hinabwandelte. In dieſen Ställen ſtanden die dreihundert dem Gotte geweihten weißen Roſſe und ſein herrliches Leibroß, ſchlank geſchenkelt und zart gebaut und blendend weiß, wie friſch gefallener Schnee. Neben dieſen Ställen hatten die Krieger des Gottes ihre Wohnung, eine auserleſene Schaar der ſchönſten, edelſten und tapferſten Männer der Inſel und des benachbarten Feſtlandes, deren Dienſt war, den Gott, ſeine funfzig Prieſter und ſeine Roſſe zu ſchirmen. Sie bewachten Tag und Nacht den einzigen Felſenpfad, welcher zum Tempel hinaufführte, damit ihn Niemand außer dem Evarto Krian zu betreten und dem Gotte zu nahen wagte. Nur wöchentlich

einmal durften zehn Prieſter den Oberprieſter auf die Spitze des Felſens begleiten, um dem Gotte das Opfer zu bringen, und dann waren die vier Eingänge des Tempels mit ſtarken reichen Vorhängen verſchleiert, und kein Blick konnte in das Heiligthum dringen. Das Opfer aber wurde unter den Eichen vor dem Tempel gebracht. Nur jährlich einmal, nach vollendeter Ernte, war es dem ganzen Volke erlaubt, ſich auf dem Felſen um den Tempel zu verſammeln, und das große Feſt des Gottes zu begehen. Dieſe Zeit war jetzt nahe.

Die Prieſter des Gottes waren in vier Klaſſen eingetheilt und wohnten in vier verſchiedenen Gebäuden am Platz der heiligen Ställe. Die oberſte Klaſſe machte der Evarto Krian, der Oberprieſter, allein aus; die zweite war die der Krive, und ihr Geſchäft, mit dem Evarto Krian dem Gotte das Opfer zu bringen. Die dritte Ordnung, die Mikipriester, hatte die Wartung und Beſorgung der heiligen Pferde über ſich; und die unterſte faßte die Zahl der Rabo, der Diener, in ſich. Ueberdies waren ſie auch Prieſter des Gottes Rabegaſt und der Göttin Siwa, deren Tempel in der Stadt Wineta gelegen waren.

Meſtiboi war den heiligen Ställen genaht; im Wandeln ſprach er vor ſich hin: „Das war ein Sturm, wie jener in der wilden Nacht, als ich Zezina's Kind auf Miziſſa's Befehl in die Fluth warf. That ich's nicht, um das furchtbare, uns allen den Untergang drohende Geſpenſt, welches ſo gräßlich in Miziſſa's und meinem Geiſte aufgetaucht war, zu verſcheuchen? Ich wähnte es damals gelungen, aber ſchrecklicher als vor jenem Kindermord ſtand es dieſen Abend vor meinem Seherblick und es durchſchauerte mir Mark und Bein. Was ſoll dieſe Erſcheinung mir verkünden? Wer iſt in jenen Schiffen gekommen, deren Anblick mich plötzlich mit dem Geiſte der Weiſſagung erfüllte?“ Alſo ſprach der Seher und trat in die Wohnung der Rabo's. Tief verneigten ſich die Diener vor dem Oberprieſter der Götter und harrten ſchweigend ſeines Befehls. „Baldo[illegible]“ ſprach Meſtiboi zu einem derſelben, „gehe hinab in den Hafen und frage dort, wer in den beiden Schiffen angekommen, welche der Sturm vorhin lange auf der Höhe des Meers gepeitſcht. Frage genau nach Allem und melde mir's ſogleich.“ Alſobald machte ſich der Angeredete auf und eilte flüch-

tig von dannen; der Oberprieſter aber ging in ſein einſames Haus.

Als Balder in den weiten Gebäuden des Hafens ſich nach den Ankömmlingen erkundigte, waren die Meiſten und Vornehmſten derſelben bereits der hochgelegenen Stadt zugeeilt. Lange ſchon waren ſie glücklich ans Land geſtiegen, und eben jetzt, da der Sturm aufgehört zu wüthen, war das Schiffsvolk beſchäftigt, die reiche Ladung auszupacken. Nicht wie einſt, als der Glaube des Volks an die Götter und ihre Prieſter noch durch nichts erſchüttert war, wichen die Leute ſcheu zurück beim Erſcheinen des Rabo, des heiligen Boten. Ach! die Zeit des Glanzes und der Herrlichkeit der Götter war vorüber, die Wenden und Vandalen, erkaltet für die Heiligthümer ihrer Vorfahren, hingen nur an Handel und Gewinn und daneben, ſtatt des einſt edlen Götterdienſtes, an kindiſchem Aberglauben und thörichten Gebräuchen. Die Sachſen und Griechen aber — in Wineta wohnten Wenden und Vandalen, Sachſen und Griechen zuſammen, die letztern aber nur geduldet — waren Chriſten. Schon vor Jahren hatte der mächtige Frankenkönig Karl das Sachſenvolk in

blutigem oft wiederholten Kampf bezwungen und getauft.

„Wer iſt vorhin im Sturm auf zwei Schiffen im Hafen gelandet?“ fragte Balder einen wendiſchen Schiffsknecht, der ihm die Zeichen tiefer Ehrfurcht erwies.

„Herr Barnim war's, der reiche Fürſtenſohn, heimkehrend von glücklicher Meerfahrt,“ erwiederte der Gefragte. „Auf den Schiffen waren nur ſeine Leute und ſeine Schätze.“ Der Rabo, nachdem er auch von Andern ſtets dasſelbe vernommen, kehrte zurück zu dem der Kunde ſehnlich harrenden Greis. „Barnim, der Fürſtin Zezina Sohn,“ begann Balder die Meldung, doch „Genug!“ rief Meſtiboi heftig erſchreckend. „Geh' und laß mich allein!“ Balder ging und Meſtiboi wandelte bis tief in die Nacht ſinnend durch ſeine Gemächer. Kein erquickender Schlaf ſenkte ſich auf die Augen des Greiſes und führte ihn dem Lager zu.

Und noch in derſelben Nacht verſammelten ſich die Häuptlinge der in Wineta wohnenden Sachſen

auf die ihnen von einem Pfaffen gebrachte Kunde, daß Barnim glücklich heimgekehrt, heimlich in einer ihrer versteckten Kirchen. Tief unter der Erde brannte da die ewige Lampe vor dem Bilde der Jungfrau, der Himmelskönigin, der Mutter des Welterlösers, und ihr gegenüber war das Bild ihres gekreuzigten Sohnes, des Heilands, an der feuchten Wand des Felsens aufgerichtet, in welchen die Kirche gehauen war. Nicht lange harrte die Versammlung, da trat Barnim an der Hand Aribrechts, des Christenpriesters, herein. „Heil Dir und willkommen uns, edler Barnim, unser Fürst!“ jauchzten ihm die Sachsen entgegen und die Priester segneten den Eingang des Jünglings. Dieser, eine hohe starke Gestalt, warf die rasch bewegten, lebhaft blitzenden Augen umher und ein gewisser verschmitzter Zug trat in seinem, übrigens männlich schönen Gesichte recht deutlich hervor, als er den Sachsenhäuptlingen ringsum die Hand reichte und ihnen Worte des Danks und der Freude sagte. Auf den Wink des Priesters nahm die Versammlung auf den Bänken Platz und durch feierlichen Gottesdienst brachten sie den Heiligen ihren Dank für Barnims glückliche Heimkehr. Hier-

auf ſtellte der Fürſt ſich neben den Prieſter auf die Stufen des Altars der Mutter Gottes und ſprach zu der Verſammlung alſo:

„Sachſen, Freunde, Brüder, Stammgenoſſen! Meine Sendung an Adelgieß, den mächtigen Sachſenfürſten in unſerm Heimathlande, iſt in jeder Hinſicht ſo günſtig abgelaufen, als wir nur immer wünſchen konnten. Ich habe mit ihm ein feſtes Bündniß geſchloſſen und wir haben's beſchworen bei dem alleinigen Gott und ſeinem Sohne und dem heiligen Geiſte. Und Adelgieß, obgleich ſchon im hohen Mannsalter, wird, ſobald wir ſein begehren, mit einem großen Heere erſcheinen und uns die Wenden und Vandalen in Wineta bezwingen helfen, ſo daß wir, die jetzt Gedrückten und Verfolgten dieſer Stadt, bald die Herren und Meiſter derſelben ſein werden."

„So dürfen wir Dich als König von Wineta und Herrn aller Wilzen und Pommern begrüßen!" redete der Prieſter Aribrecht, und: „Heil unſerm König Barnim!" jauchzte die Verſammlung.

„Meine Ahnung hat mich nicht betrogen," fuhr nach verhalltem Jubel Aribrecht fort, „meine Hoffnungen mich nicht getäuſcht, mein Ringen und Stre-

ben iſt nicht ohne Erfolg geblieben. An jenem Tage, als Zezina mir im Geheimen geſtand, daß ſie Chriſtin ſei, und Dich mir zur Erziehung übergab, da faßte ich ſchon den kühnen Gedanken, Dich zum Beherrſcher der Sachſen in Wineta, zum Sieger über die Wenden und zum Verbreiter der Chriſtuslehre unter dieſen Heiden zu bilden. Deine ſchnell entwickelten Geiſtesgaben, Dein hoher Sinn und Deine Tapferkeit rechtfertigten meinen Plan, und bald ſind wir ſeiner Ausführung nahe.“

„Du haſt mich zum König erzogen, Aribrecht; ich weiß es Dir Dank. Ihr habt mich zum König beſtimmt, Freunde; auch Euch Dank! Doch glaubt mir, noch iſt das Ziel fern, noch ſind unzählige Schwierigkeiten zu beſiegen, noch wage ich an das Gelingen unſrer Pläne nicht unbedingt zu glauben. Bedenkt wohl, daß wir Sachſen nur die ſchwächſte Partei in dieſer ungeheuren Handelsſtadt ſind, daß Wenden und Vandalen uns argwöhniſch belauern, daß überhaupt eine große Gährung im Volke herrſcht, deren Ausbruch eben nicht den Sachſen günſtig ſein möchte.“

„Sei unbeſorgt, Barnim,“ erwiederte Aribrecht lächelnd. „Trauſt Du der chriſtlichen Prieſterſchaft

ſo wenig Schlauheit zu? Wir ahnen jedes Unternehmen unſrer Feinde in ſeiner Geburt und kennen alle ihre Anſchläge. Meine Kundſchafter haben in alle fürſtlichen Häuſer und die geheimſten Verſammlungen Zutritt und dort wird kein uns Unheil drohendes Wort geſprochen, welches nicht zu meinen Ohren dränge. Wir haben viel gewirkt in Deiner Abweſenheit, Barnim; vernimm Du ſelbſt Deine Freunde, die Zeugen unſers Siegs. Rede Du, Udalrich!"

„Ein geborner Wilze," begann der Hervortretende, „ward ich durch Aribrecht zum ewigen Heile des Kreuzes bekehrt, aber ich verheimlichte den Götzendienern, daß mir des Weltheilands himmliſches Licht aufgegangen war, und beſuchte nach wie vor, auf Aribrechts Begehr, die Verſammlungen der Wenden, zu denen ich als einer ihrer Kriegshauptleute ſtets Zutritt hatte. Im Tempel des Götzen Radegaſt wurde von den Erſten der Stadt verabredet, die Sachſen und Griechen zu verdrängen, theils weil ſie die meiſten Schätze erwürben, theils weil ſie Chriſten ſeien. Die meiſten drangen darauf, alle Chriſten ohne weiteres an einem Tage zu ermorden, und ſie ſetzten dazu den Erntetag, an welchem das Feſt des Götzen

Swantovit gefeiert wird, feſt, weil da unzähliges Heidenvolk in Wineta zuſammenſtrömt. Dein Bruder Swantibor ſtimmte vorzüglich für dieſen allgemeinen Mord, und die wendiſchen Krieger beſchloſſen, ihn zum König von Wineta zu erheben. Sie wollen nicht mehr von den Launen der Götzenprieſter beherrſcht werden, an die ſie nicht mehr glauben. Jener unwürdigen Oberherrſchaft längſt überdrüſſig, wollen ſie gleich den Dänen und Schweden, den Sachſen und Franken, nur einem kriegskundigen mächtigen Feldherrn dienen, und wäre Dein Stiefvater Wislaff nicht ſchon zu weit an Jahren vorgeſchritten, ſo würden ſie ihn zu ihrem Beherrſcher gewählt haben. Aber ſein Alter ſowohl als ſein treues Anhängen an die Götter laſſen ſie ihre Augen auf Deinen trotzigen Bruder Swantibor werfen, indem ſie Dich, als einen Ausländer, übergehen, haſſen und verachten. Swantibor hat die Würde bereits angenommen und das Feſt des Swantovit ſoll die Chriſten vernichten, die Vandalen unterdrücken, der Herrſchaft der Prieſter ein Ende machen und ihm die Königskrone vor allem Volk auf das Haupt ſetzen.“ Udalrich ſchwieg und trat zurück.

„Ein ſchöner Plan,“ lachte Barnim, „und fürwahr, ich bringe Deiner Weisheit meine Huldigung, Aribrecht, mit der Du die Schliche des Otterngezüchtes entdeckteſt.“

„Du ſollſt mehr hören, mein Sohn,“ verſetzte dieſer. „Lubith, nun ſprich Du.“ Auf dieſe Aufforderung ſtellte ſich eine kleine gedrungene Geſtalt vor Barnim, und dieſer rief faſt beſtürzt: „Wie, Swineke, kommſt Du hierher? Du der treue Freund meines Bruders und ſein täglicher Begleiter, Du hier in der Verſammlung der Chriſten!“

„Gemach, hoher Herr,“ antwortete der Kleine; „ich war nur das unglückliche Stichblatt ſeiner unerträglichen Launen, nur die Zielſcheibe ſeines fürſtlichen Uebermuthes, nur das geduldige Gefäß, in welches er ſein Gift goß, und das er mit Füßen von ſich ſtieß, wenn er es nicht mehr brauchte. Ich habe ihm tauſendmal den Tod geſchworen und will meine Schwüre halten, ſo wahr ich ein Chriſt bin. Gott wüßte, was ſchon geſchehen wäre, wenn Aribrecht nicht bei einem Beſuche, den er in der Verhüllung eines pommerſchen Seefahrers Deiner Mutter Zezina gemacht, zu einem ſolchen empörenden Auftritt zwiſchen mir und Swantibor ge-

kommen wäre und mich durch freundliche Zuſprache gewonnen hätte. Er hat mich zum Chriſtenthum bekehrt, welches ich um ſo lieber annahm, als ich hörte, daß Du, Barnim, den ich ſtets geliebt, ein Chriſt, und Deine edle Mutter eine Chriſtin ſei. Nach Aribrechts Willen bin ich Deines böſen Bruders Geſellſchafter geblieben und ertrage all ſeine Nichtswürdigkeiten mit Faſſung und Geduld. Und ſo kann ich denn nach dem, was ich aus Swantibors eigenem Munde erfahren, am beſten Udalrichs Nachrichten beſtätigen. Ja, Barnim, es iſt wahr, Dein abſcheulicher Bruder will am Feſte des Swantovit alle Chriſten meucheln laſſen und Du ſelbſt ſollſt ſeiner Bosheit als erſtes Opfer fallen. Denn er haßt Dich in tiefſter Seele, nicht ſowohl weil er ahnet, daß Du Chriſt biſt, ſondern weil er Dich von der reizenden Griechin Euphraſia geliebt glaubt, für die er mit einer Raſerei glüht, welche ſchwerlich ihres Gleichen findet. An ihren Beſitz würde er, meiner Ueberzeugung nach, ſogar der Pommern Krone ſetzen, die der Eitle ſchon auf ſeinem Haupte ſieht.“ Barnim ſchauderte zuſammen, dann ſagte er: „Swineke, ich danke Dir für Deine Freundſchaft. Es wird ein Tag kommen,

wo ich Dir auch vergelten kann.“ „Nenne mich Lublth, wie mich Aribrecht getauft,“ ſagte der Kleine und trat zurück.

„Aribrecht, mein Vater, mein Freund,“ rief jetzt Barnim, „Deine Weisheit kann Wunder bewirken. Ich beuge mich tief im Staube vor Dir.“

„Halt ein!“ ſagte der Prieſter nicht ohne ein ſelbſtzufriedenes Lächeln auf dem Geſichte; „noch haſt Du nicht Alles gehört. Willung, ſag' Deinem Herrn unſern Bericht an.“ Und wiederum kam ein Mann aus der Menge geſchritten, ein blondgelockter herrlicher Jüngling, mit einem blühenden ſchönen Geſichte und einem bezaubernden Auge.

„Aribrecht iſt mein Erzieher, Lehrer, Wohlthäter,“ begann er. „Ich war eine Waiſe, das Kind eines vandaliſchen Kriegers. Verlaſſen irrte ich durch Wineta's Straßen und flehte vergebens zu den Göttern; da fand mich endlich eine Chriſtenfrau halb verhungert und brachte mich zu Aribrecht. Aeußerlich blieb ich, nach meines Lehrers Rath, meinem Volke zugethan und war von den Mitteln meiner chriſtlichen Freunde bald Herr eines Schiffs. Gott und die Heiligen waren mir günſtig; ich erwarb in kurzem

große Reichthümer und die vornehmſten Vandalen zogen mich in ihre Kreiſe, nicht ahnend, daß ich längſt zu einem höhern und mächtigern Gotte bete, als ſie. Ingardis, die ſchöne Tochter des vandaliſchen Fürſten Bogislaus, wußte mich zu bezaubern. Der glühende Wunſch, auch ſie dem ewigen Heile zuzuwenden, verbunden mit meiner von ihren Reizen aufgeregten Sinnlichkeit, ließ mich Anfangs blind ſein gegen die unreine Quelle zu mir. Erſt ſpäter erkannte ich, daß ſie mir all ihre Gunſt geſchenkt, nur — um zu genießen. Meine Gattin, eine Chriſtin zu werden, war ihr nie eingefallen. Die Fülle meiner Manneskraft war es allein, welche ſie an mich gelockt; ihr ſtolzer Sinn ſtrebte höher, als das Weib eines Kaufherrn zu heißen, ſie wollte Fürſtin, eine mächtige Gebieterin ſein und ihr kühner Sinn richtete ihre Blicke auf Deinen Bruder Swantibor. Alles ſetzte ſie daran, um ſein Weib zu werden, und ſelbſt ſchnöde Zurückweiſung von ſeiner Seite konnte ihren Stolz nicht beleidigen, nicht zurückſchrecken. Ich war der Verzweiflung, dem Tode nahe, als ich unvermuthet jene entſetzliche Entdeckung machte; doch Aribrecht war es, der mich mit ſchonender Freundeshand vom Rande

des Verderbens zurückzog und mir den Weg der Rache zeigte. Seine Vorschriften habe ich streng und pünktlich erfüllt, ich habe mich scheinbar zu Ingardis Sklaven, zum elenden Fröhner ihrer Lüste, zum Werkzeug ihrer Pläne schmiedenden Seele herabgewürdigt, und dabei gute Entdeckungen gemacht. So erfahre denn, daß Ingardis die Gunst Deiner Mutter Zezina erschlichen und durch sie auf Deinen Stiefvater Wislaff und Deinen Stiefbruder Swantibor gewirkt hat. Wislaff hat Swantibor erklärt, daß Ingardis seine Braut sei und ihre Verbindung nächstens gefeiert werden solle. Swantibor, im Herzen für die Griechin glühend, wagt bei der gefährlichen Stellung der Dinge nicht zu widersprechen und erwartet mit Angst und Sehnsucht zugleich das entscheidende Fest des Swantovit. Ingardis und Zezina, eng verbunden, haben sonderbar genug, ohne Ahnung, was unter den Wenden vorgeht, für sich ausgesponnen, die Häupter der Stadt für Swantibor, Zezina's Lieblingssohn, wie Du wohl weißt, zu gewinnen und ihm den Königsthron in dieser Stadt zu erbauen; denn diesen schlauen Weibern ist die Gährung des Volkes und die allgemeine Unzufriedenheit mit der drückenden Prie-

ſterherrſchaft gar wohl bekannt. Doch kaum hatte die übermüthige Ingardis ihrem Bruder Rudiger den tollkühnen Plan merken laſſen, als dieſer, ein treuer Anhänger an ſein Volk, die Gefahr erkannte, in welcher alle Vandalen Wineta's ſchwebten, und die kräftige Jugend und das weiſe Alter um ſich verſammelte, um dem herannahenden Unheil vorzubeugen. Als einer der Reichſten ihres Volkes wohnte ich allen Verhandlungen bei, und in dieſen haben die Vandalen den Fürſten Rudiger zum König von Wineta und Pommernland ernannt und haben einen Boten an König Harald von Schweden abgeordnet und dieſen um Hülfe angefleht."

„Und ſie erhalten?" fragte Barnim ſcharf betonend, als Willung zu reden aufgehört hatte.

„Noch iſt der Bote nicht zurück," war die Antwort.

„Wir ſind von mächtigen Stürmen bedroht, Freunde," nahm Barnim, zur ganzen Verſammlung gewendet, wieder das Wort. „Doch wer die Weisheit eines Aribrecht, die Treue ſolcher Freunde, wie die, welche eben zu mir geſprochen, und die Tapferkeit ſolcher Landsleute, wie ich hier ſehe, zur Seite

und für ſich hat, braucht nicht zu zittern. Wineta gehört unſer! Wie mit ahnendem Geiſte habe ich die beſten Mittel angewendet, unſere Macht unwiderſtehlich, unbeſiegbar zu machen. So wißt denn, daß der Sachſenfürſt Adelgieß vom Frankenkönig Karl, den man den Großen nennt, wohl gelitten und in allen Dingen des kräftigſten Beiſtandes dieſes mächtigſten Degens gewiß iſt. An ihn hat ſich Adelgieß mit der Bitte um Hülfe und Beiſtand für unſere Sache gewendet, und Karl, der Wenden furchtbarſter Feind, hat ſie ihm zugeſagt. Es handelt ſich nun nur darum, die Zeit der Ausführung zu beſtimmen, damit wir unſern Gegnern zuvorkommen."

„Laßt auch uns das nahe Feſt des Götzen beſtimmen," ſagte Aribrecht, „und hört, was uns dazu bewegen muß. Swantibor rüſtet ſich, wie er meint, im Geheim, Vandalen, Sachſen und Griechen an jenem Tage zu überwältigen. Die Griechen, unſere Glaubensgenoſſen, ſind alle für uns gewonnen, und wir, Wiſſende jenes Blutplans, rufen bis dahin den Sachſenfürſten Adelgieß mit ſeinem Heere, rufen des Frankenkönigs Schaaren herbei und ſtehen gerüſtet am Morgen jenes verhängnißvollen Tages. Rudiger,

von unſerm großen Plane nichts ahnend, hat ſeinen Sinn nur auf Swantibor und die Wenden gerichtet und kehrt an jenem Tag, wo viel Tauſend Vandalen ſich um ihre Götzenbilder hier verſammeln, ſein Schwert nur gegen die Wenden. An uns denkt er nicht. Darum laßt die beiden Ungeheuer erſt einander ſich aufreiben; uns iſt dann der Sieg über die Uebriggebliebenen um ſo gewiſſer. Brächen wir eher los, ſo könnten ſie ſich ſchnell verſöhnen und vereinigen, und uns wäre dann der gewiſſe Untergang bereitet."

„Du haſt weiſe geredet," ſagte Barnim. „Was Dir der Geiſt Gottes und die heiligen Märtyrer ſelbſt ins Herz gelegt, das zu befolgen geziemt uns. Und ſo ſei es denn! Morgen ſchon ſollen meine Boten zu Land und Waſſer an Adelgieß abgehen. Jeder von Euch aber rüſte im Stillen ſeine Untergebenen. Und ſomit behüte Euch der allmächtige Gott der Chriſten."

„Amen," ſagte Aribrecht und ſprach ſeinen feierlichen Segen über die Verſammlung, welche ſich ſodann ſtill trennte, und ihre Glieder verloren ſich in den finſtern Straßen der Stadt. Barnim blieb allein bei ſeinem Lehrer Aribrecht zurück.

„Und welche Kunde haſt Du mir noch beſonders zu hinterbringen, väterlicher Freund? Kunde, die nicht für anderer Ohren taugt? Wie? Du ſchweigſt? Haſt Du nichts von meiner Mutter erfahren können?“ alſo redete der Jüngling angſtbeklommen zu dem Prieſter.

„Nichts weiß ich, junger Held, was über Deine Geburt und Deinen Stand einigen Aufſchluß geben könnte,“ war die Antwort.

„Wehe dann mir und allen meinen Unternehmungen!“ klagte Barnim. „Wie darf ich ſo vermeſſen ſein, die Hand nach einer Königskrone auszuſtrekken, die Hand, in der vielleicht das Blut eines Knechtes fließt?“

„Entwürdige Dich nicht ſelbſt, Sohn meiner Pflege! Dein ſtolzer kühner Heldenſinn hat ſchon genugſam bewieſen, weß Standes und Blutes Du biſt. Und was braucht's hier anderes Zeugniß?“

„Du wirſt Dich damit begnügen; vielleicht einige der Sachſen, nicht alle, Aribrecht; am wenigſten aber die Völkerſtämme, welche wir bezwingen und taufen wollen. Wer iſt er, der ſich zu unſerm König aufwirft? werden ſie fragen und mit Recht fragen.

Iſt er ein geborner Fürſt? Aus welchem berühmten Stamme iſt er entſproſſen? O Aribrecht, und wir werden ihnen die Antwort ſchuldig bleiben müſſen.“

„Nicht alſo, mein Sohn. Leicht iſt das Volk getäuſcht. Zu einem Fürſtenſohn werd' ich Dich machen, und von mir fordert Niemand Rechenſchaft. Deine Mutter aber wird ſchweigen oder meine Ausſage beſtätigen, denn ihr Schickſal liegt in meiner Hand. Und die Gründe, welche ſie beſtimmen dürfen, mir die Wahrheit vorzuenthalten, werden wahrſcheinlich noch mehr für das ganze Volk gelten.“

„Wär' ich edler Geburt, ſie würde Dir, ihrem geheimen Prieſter und Freund, es nicht verhehlt haben, aber ſie fürchtet ſich vor der Schande.“

„Nicht alſo, Barnim, iſt meine Meinung. Sie beſitzt noch theure koſtbare Pfänder ihres frühern Lebens, die wahrlich eher auf den Stand einer Königin, als einer Sklavin deuten. Noch bewahrt ſie den Schrein, in welchem Du als Knabe geſchlummert; mit Pracht und Kunſt iſt er verziert und in ſolchem Bette durfte nur ein Fürſtenſprößling ruhen.“

„Und was gibt Zezina als Grund ihres hartnäckigen Schweigens an?“

„Ein furchtbarer Eid binde ihre Zunge, gibt ſie vor, ein Eid, den ſelbſt der Prieſter nicht löſen könne. Nur was ſich ſeit dem Augenblick, wo ihr Schiff-lein in Wineta's Hafen einlief, mit ihr begeben, nur das hat ſie mir vertraut.“

„Und kannſt Du daraus keine Vermuthungen ſchöpfen, keine Schlüſſe ziehen?“

„Höre ſelbſt und verſuche, ob Deinem Scharf-ſinn etwas gelingt, worüber ich vergeblich geſonnen habe. Zezina landete, nach ihrem mir gethanen Ge-ſtändniſſe, als ein hülfloſes, aus ihrem Vaterlande, nach dem Tode ihres Gatten, eines reichen Sachſen, vertriebenes, vielfach gemißhandeltes und gekränktes Weib, in Wineta's Hafen. Die mächtige Partei, gegen welche ihr Gemahl, Dein Vater, im Kampfe gefallen, habe auch ſie wüthend verfolgt und nur bei den Wenden in dieſer großen Handelsſtadt habe ſie Schutz gehofft. Kurze Zeit lebte ſie von ihrem mitge-brachten aber bald aufgezehrten Gute hier ſtill und einſam in tiefſter Verborgenheit mit ihren Kindern.“

„Mit ihren Kindern?“ unterbrach hier Barnim ſeinen Lehrer überraſcht.

„So iſt's. Denn außer Dir, der damals ein

Knabe von kaum drei Jahren war, beſaß Zezina noch eine jüngere Tochter, ein Kind, welches erſt Monden lang das Leben hatte. Doch laß mich in meiner Erzählung fortfahren. Zezina, eine Chriſtin, wagte in Wineta, wo die Chriſtusanhänger noch verfolgt wurden, ſich nicht öffentlich zu ihrem Glauben zu bekennen. Sie ſuchte bei den Heiden Schutz und Unterſtützung. Und an Kazemer, den uralten wendiſchen Fürſten, richtete ſie ihre Bitte. Vielleicht vertraute ſie dem Greiſe etwas von ihrem Schickſal, wenigſtens möchte man dies aus der Art und Weiſe abnehmen, mit welcher Kazemer ſie in ſein Haus aufnahm und ihr einen fürſtlichen Unterhalt beſorgte. Wislaff, Kazemers Sohn, führte eine unfruchtbare, unzufriedene Ehe mit Miziſſa. Er ſah Deine Mutter, entbrannte in ihre außerordentliche Schönheit, verſtieß Miziſſa und nahm Zezina zum Weibe. Jene aber iſt eine Alrune geworden und wohnt am Meeresſtrand, ohnfern den Ställen, wo die Heidenprieſter hauſen und die Pferde des Götzen Swantovit bewahrt werden. Zezina gebar dem Fürſten Wislaff Söhne und Töchter, deren älteſter und geliebteſter Swantibor iſt. Was nun Dich, mein Sohn, und Deine Schweſter

Geila betrifft, ſo hat mir Zezina auf dringendes Ermahnen Folgendes mitgetheilt. Eines Abends zeigte ſich der Evarto Krian, welches bei den Heiden ſtets etwas Außerordentliches bedeutet, in Kazemers Hauſe und hielt mit Wislaff eine lange und geheime Unterredung. Als Zezina am andern Morgen erwachte, war Geila ſammt dem Schrein, in welchem ſie gelegen, verſchwunden. Ich will nicht verſuchen, den Schmerz und das Entſetzen einer Mutter zu malen, welcher man ihr Kind geraubt hat und deren zerknirſchtem Flehen man jede Kunde von dem verſchwundenen Liebling verſagt. Niemand will im Hauſe etwas von der kleinen Geila wiſſen, ſelbſt Wislaff verſchließt Ohr und Mund der verzweifelnden Gattin. Vergebens waren Bitten, vergebens Nachforſchungen; Zezina mußte ihr Kind für todt halten. Erſt nach Kazemers Hinſcheiden, lange nachher, entdeckte ihr Wislaff, daß die Götter die kleine Geila als Opfer verlangt und Kazemer ſie denſelben ausgeliefert habe. Zezina gab Dich, um Deine Jugend vor ähnlichem grauſamen Schickſale zu bewahren, von ſich. Du kamſt in meine Hände. Doch die Furcht, in welcher Zezina ſtets ſchwebte, Du möch-

teſt Dich als Chriſt verrathen und dadurch Dir und ihr Verderben bringen, entfremdete Dich ihr. Swantibor wurde ihr Liebling. Nun weißt Du Alles.“

„Und weiß doch nichts,“ verſetzte Barnim nachdenkend. „Nicht ein Lichtſtrahl iſt durch dieſe Kunde in die Nacht meines Lebens gefallen; ja durch die Nachricht von meiner Schweſter und deren Schickſal iſt jene Finſterniß noch dichter geworden.“

„Es wird auch Tag werden. Erwarte nur die Zeit,“ tröſtete Aribrecht. Die Kerzen aber verlöſchten, und die Laſt der Gedanken im Herzen wälzend, ſuchte Jeder ſein ſpätes Lager.

Auf dem ſchneeweißen Handpferde Swantovits, welches er ſelbſt nach der Meinung der Wenden je zuweilen in der Nacht zu beſteigen würdigte, ritt Meſtiboi, der Oberprieſter, dem Aufgange der Sonne entgegen, um ſich von ihrem erſten Strahle berühren zu laſſen, und ihr den Gruß entgegen zu bringen, ſitzend auf dem heiligen Roſſe des Lichtgottes. Das Haupt des Greiſes war in dichte Schleier gehüllt, damit kein Sterblicher ſich rühmen könne, den Evarto

Krian geſehen zu haben. Und als die Feuerkugel nun aus dem Meere heraufgerollt war, von blutrothen Nebeln umſchichtet, da ritt der Prieſter geſenkten Blickes an der Küſte hin, welche vom Hafen aus einſam ſich ausdehnend, bis an den Felſen, auf welchem Swantovits Tempel ſtand, nur einzelne Hütten zeigte. Dieſer rauhe und unfreundliche Ort ſchien recht zu einem beſchaulichen Leben beſtimmt zu ſein; denn kein Weg führte hier vorüber, der Hafen lag weit ab, tief unter dieſer Felſenburg, und ſein lauteſtes Getöſe konnte nicht in jene Stille dringen. Von der Stadt aber war der Ort durch Klippen und einen Fluß geſchieden. Nur Felſen, Himmel und Meer ſah man von hier aus, und das Gebrüll der Wellen war der einzige an das Ohr dringende Ton. Hier wohnten die Alrunen, die weiſſagenden Frauen der Wenden, allein von den Prieſtern unterhalten und von dem nach ſeinen Schickſalen häufig forſchenden Volke viel beſucht. Meſtiboi lenkte das heilige Roß nach einer ſolchen Hütte und heraus trat Mizifſa, die vornehmſte und geprieſenſte der Alrunen. Stumm kniete ſie vor dem Roſſe nieder und ließ ſich von den Nüſtern deſſelben anhauchen; dann erhob ſie ſich und bot dem Ober-

prieſter ihren Gruß, der vor ihr ſein alterſchweres Haupt enthüllte.

„Daß Du mir heute in erſter Frühe naheſt, verkündet mir, daß auch Du, Liebling der Götter, Verderben weiſſagende Geſichte gehabt, gleich mir,“ ſprach die Alrune.

„So haſt auch Du, hohe Seherin, den grauſig tönenden Tritt des Unheils vernommen?“ verſetzte Meſtiboi in Schrecken und Staunen. „In bangen Sorgen hab' ich die Nacht durchwacht und nach hellerem Licht gerungen, als mir geſtern Abend am Tempel des Gottes ward. Aber vergebens habe ich zu den Göttern gefleht, kein Lichtſtrahl zuckte durch meine Seele.“

„So hat mich Swantovit, der Lichtgott, und Radegaſt, der Gott der Weisheit, mehr geſegnet; denn ich habe die Wurzel des Uebels in meiner Begeiſterung geſehen.“

„Und welches iſt ſie?“ rief Meſtiboi begierig.

„Jezina, die ſchändliche Chriſtin, ſammt ihrer ganzen Brut.“

„Ihrer ganzen — —?“ fragte der Prieſter erſtaunt und wagte das Wort nicht auszuſprechen.

„Alles, was ſie geboren, ſterbe, vom Schwerte Swantovits getroffen, und ihr und ihrer Kinder Name müſſe vertilgt werden für ewige Zeit: dann ſind die Götter geſühnt und Wineta iſt gerettet und Deine Herrſchaft, Evarto Krian.“

„Mizissa, die Dienerin der Götter, die weiſſagende Alrune, ſpricht jetzt nicht aus Dir, ſondern das beleidigte, verſtoßene und ſolcher Schmach nie vergeſſende Weib.“

„Du irrſt, Meſtiboi. Dies gräuelhafte, ſündige Geſchöpf hat mich aus dem Herzen und dem Hauſe meines Gemahls verdrängt, doch die Rache vergaß ich längſt an ihr zu üben, ſeit ich mich dem Dienſte der Götter geweiht und ſie ihnen anbefahl. Durch meinen Mund verlangten ſie den Tod der kleinen Chriſtenſchlange, Zezina's Tochter, und die Stolze fühlte den Racheſtreich der erzürnten Götter. Das bedrohte Unglück ward durch Deine den Göttern wohlgefällige That abgewendet. Du warfſt das kleine Scheuſal ins Meer und die Götter waren für eine Zeit geſühnt. Aber ſie verlangen neue Opfer, und diesmal haben ſie ſich Zezinen mit all ihren Kindern zum Preis geſetzt.“

„Aber haſt Du auch bedacht, was es heißt, da
Haus des Wislaff zu vernichten? Was läge an de
unſtäten geheimnißvollen Barnim, dem man ſte
Schuld gibt, er ſei ein Chriſt? Sein Blut könn
dem Gotte ſtrömen und Niemand würde ſich daru
härmen. Seine Geſchwiſter kennen ihn kaum, we
er nicht mit ihnen aufwuchs; ſeiner Mutter iſt
gleichgültig, weil ſie ihn wenig ſah, und auch ſon
noch ſcheint ſie einen geheimen Widerwillen gegen ih
zu nähren und Wislaff hat ſich nie um ihn bekü
mert. Er könnte ſterben und in Wineta würde ih
kaum Jemand vermiſſen; aber welch Vermeſſenes b
gehrſt Du? Swantibor zu tödten, Wislaff's älteſte
herrlichen Sproß, des geliebten, vom Volke no
ſtets geſegneten Kazemers ſchönen Enkel, in welche
das jüngere Geſchlecht einen zweiten Kazemer ſchau
Iſt er doch der Liebling des Vaters wie der Mutte
und des ganzen Volks der Wenden. Und vier Söhn
noch und ſechs Töchter hat Zezina dem Fürſte
Wislaff geboren, drei Töchter ſind ſchon mit wendi
ſchen Fürſten vermählt und haben Kinder zur Wel
gebracht, und dieſe alle ſollen dem Gotte als Opfe
fallen?“ —

„Sie müſſen Alle ſterben, das ganze Haus muß untergehen und kein Sproß darf entrinnen, wollen wir die Gewitterwolken zerſtreuen, welche ſich über unſerm Haupte verſammeln.“

„Nein, Miziſſa, wir würden unſerm Verderben Fittige leihen. Das Volk der Wenden, oft ſchon murrend gegen die Götter und ihnen die Steuer hartnäckig verweigernd, würde durch ſolchen entſetzlichen Mord ſich gegen uns empören und wir müßten fallen, als Opfer ſeiner gerechten Wuth.“

„So frage mich nicht weiter, Evarto Krian, und thue, was Dir gut ſcheint,“ verſetzte die Alte beleidigt und kehrte in ihre Hütte zurück, dieſelbe hinter ſich verſchließend. Meſtiboi ließ noch trauriger, als er gekommen war, das Roß den Pfad am Ufer hin verfolgen. Plötzlich ſchauderte er zuſammen und ſtarrte in eine Bucht hinab, zu der ein ſteiler Pfad hinunterführte. „Hier war's,“ murmelte er vor ſich hin, „wo ich auf Miziſſa's Befehl das ſchlafende Kind in ſeinem Schrein auf die Wellen ſetzte, damit ſie es verſchlingen möchten. Ihr Götter, hab' ich recht gethan oder nur der Rache eines Weibes gefröhnt?“ Sein kummerumflorter Blick erhob ſich, die Sonne am Firma-

ment zu ſuchen, aber Wolken hatten ſie verhüllt, und ein Bild tiefen, herzzerfleiſchenden Schmerzes langte der Greis an ſeiner Wohnung an.

Gleich darauf ſah man ihn, von Prieſtern begleitet und umringt und mit weißen Schleiern ſorgfältig verhüllt, nach der Stadt ſchreiten, welches nur in höchſt dringenden Fällen geſchah. Voran eilten die Rabo's und verkündeten das Nahen des Evarto Krian allem Volke, welches auf dieſe Kunde ſcheu von den Straßen wich, und wenn ein Chriſt zu bleiben wagte, ſo traf ihn die Keule des Rabo. Das hohe prächtige Haus des Fürſten Wislaff war das Ziel von Meſtiboi's vielbedeutendem Gange. Er trat in des Fürſten Gemächer, welche verſchloſſen und von den Rabo's ſorgfältig bewacht wurden, damit es keinem Ohre gelänge, auch nur den leiſeſten Schall von des Oberprieſters Worten zu erhaſchen. Wohl an eine Stunde hatte die geheime Unterredung der beiden Greiſe gedauert, als Meſtiboi in der Mitte ſeiner Getreuen nach ſeiner Wohnung zurückkehrte, Wislaff aber ſeine Gemahlin zu ſich beſchied. Bleich und mit ſchreckentſtelltem Geſichte ſah ſie die Dienerſchaft nach kurzer Zeit ihren Zimmern zuwanken. Ingardis allein

hatte den Tag über Zutritt bei ihr und je zuweilen drang ein verhaltenes Schluchzen durch die Thüren an das Ohr der bestürzten Dienerinnen. Aber die Verwirrung im Hause wurde allgemein, als man gegen Abend den plötzlichen Tod des Fürsten erfuhr. Der Schrecken schien sein furchtbares Panier im Innern des Palastes aufgepflanzt zu haben und sich von da durch die ganze Stadt zu verbreiten.

Am Morgen desselbigen Tages schmückte sich die reizende Euphrasia, Pflegetochter des russischen Kaufmanns Polschakoff. Dieser, einer der reichsten Handelsherrn in Wineta und einer der eifrigsten Christen, gehörte zu dem in Wineta in gemäßigter Zahl angesiedelten Volksstamme, welchen man damals mit dem gemeinsamen Namen der Griechen bezeichnete. Eine geheime Freude blitzte aus den großen glänzenden Augen des schönen Kindes, und mit zitternder Ungeduld wühlte sie in dem vor ihr aufgeschlagenen Schmuckkästchen und suchte die reichste Perlenschnur heraus, um sie um den kostbaren Turban zu winden, oder sie verwarf die goldene Kette, welche bereits

ihren zarten Hals umſpannte, um ein Edelgeſteingeſchmeide zu nehmen, deſſen Prachtblumen auf ihrem Buſen hüpfen ſollten. Nichts ſchien ihr heute ſchön, nichts prachtvoll genug zu ſein. Als es nun an das Ankleiden ſelbſt kam, konnten ihr ihre Frauen nichts zu Dank machen und oft warf ſie das kleine Köpfchen unwillig zurück. Endlich war ſie mit Schmuck und Anzug fertig und ſtand wie eine jener angeſtaunten Frauen des Orients, deren ewig verhüllte und in ihren Gemächern vergrabene Schönheit ſich nur einmal dem Blicke des Mannes zu zeigen braucht, um ihn, den ſchnell Bezauberten, zu ihren Füßen nieder zu reißen. Polſchakoff trat zu ihr in das von fürſtlicher Pracht glänzende Gemach, und ſchien von der faſt überirdiſchen Schönheit des Mädchens ſelbſt ſo überraſcht, daß er, der bejahrte Mann, in minutenlanges Staunen verſunken, wortlos vor ihr ſtand und ſeine Blicke an der Huldgeſtalt weidete.

„So weißt Du ſchon, daß Barnim —“ begann der Grieche.

„Geſtern Abend im Hafen gelandet iſt,“ fiel ihm die Reizgeſchmückte ins Wort. „O ſchon kurze Zeit nach ſeiner Ankunft habe ich es gewußt. Hatte doch

mein heißes Verlangen nach ihm täglich Boten hinausgesendet, und obgleich sie vielmal ohne heitere Kunde für mich heimkamen, so war die gestrige doch des höchsten Entzückens voll; denn Barnim ließ mir melden: Heute Abend mein Volk, morgen früh meine Geliebte; und so hab' ich mich mit dem ersten Sonnenstrahl erhoben, um ihn würdig zu empfangen."

„Und ich komme demnach viel zu spät mit meiner Meldung. Freilich haben Liebe und Jugend Flügel, und da beide fast immer gepaart sind, so eilen sie stets der bedächtigen Erfahrung und dem langsam dahinschleichenden Alter zuvor. Barnim ist ein edler Jüngling: das verbürgt mir abermals, daß er erst die Sache seines Volkes und dann die seines Herzens betreiben will. Du wirst glückliche Tage bei ihm leben, Euphrasia, und Dich nie ins Vaterhaus zurücksehnen."

„Ich werde sogar oft bei Dir sein, Vater; ich kann und darf Dich nicht verlassen."

„Du ahnest noch nicht, gutes Kind, zu welchem glänzenden Loose Du berufen bist, das meine Niedrigkeit von Dir trennt."

„Und wenn ich es doch ahnete, wenn mich diese

Ahnung mit Wonnebeben durchſchauerte? Ich kenne Barnim's großes Herz, ſeinen hohen nach dem Höchſten ſtrebenden Sinn. Er war's auch, zu dem es mich hinriß, als er ſich zuerſt unter die Menge meiner Bewerber ſtellte; ich empfand die Gewalt der Liebe in ihrer vollſten Kraft; es erwachten Gefühle in mir, wovon die Andern mir keine Ahnung eingeflößt hatten. Auch ihn durchglühte gleiche Empfindung, wie er mir ſpäter oft geſtanden. Ja, Vater, ich habe den Sinn Deiner Worte verſtanden. Barnim's Ziel ſteht mir klar vor Augen; ich weiß es, was ich ſoll, und ich fühle Muth und Kraft in mir, es auszuführen. Aber glaubſt Du, ich werde als Königin weniger Deine Tochter ſein? Es iſt wahr, ſtolze Gefühle wogen und drängen in meiner Bruſt, aber noch behaupten Kindesliebe und Dankbarkeit ihre weiten Wohnſitze darin, und werden ſich mehr ausbreiten, je größer dies Herz, je weiter dieſe Bruſt wird. Ja, Vater, lieber wollt' ich nicht Königin dieſes Landes heißen, ſollteſt Du nicht der Erſte nach ſeinem König ſein."

„Mein Kind, meine vortreffliche Euphraſia!" rief Polſchakoff entzückt. „Du haſt mir in dieſer

Stunde alles reichlich vergolten, was ich je an Dir gethan.“

„Du erinnerſt mich ſelbſt an Dein mir einſt gegebenes Verſprechen, mich zu einer von Dir beſtimmten Zeit über meine Eltern, meine Geburt und die Art, wie ich in Deine Hände gekommen, aufzuhellen!“

„Und dieſe Zeit ſoll der Tag ſein, wo Du als Barnim's Gattin auf Wineta's Throne ſitzeſt. Dann ſollſt Du erfahren, was ich weiß, genug, um Dich zu überzeugen, daß Deine Geburt Dich eines Throns nicht unwerth macht.“

„Ich höre kommen!“ rief Euphraſia in ſüßer Erwartung. „Er iſt's. Ich höre ſeine Waffen rauſchen. O Barnim, mein Geliebter!“

Beflügelten Schrittes eilte die liebeſehnſüchtige Jungfrau der Thüre zu, welche raſch geöffnet wurde, und herein trat der wilde Swantibor, der Wendenfürſt, Barnim's Stiefbruder.

„Wenn mir dieſer Name gilt, ſchöne Griechin,“ rief der Jüngling, „ſo machſt Du mich dadurch zum glücklichſten Sterblichen, und Du erſparſt mir viel Worte, die mir ſchwer gefallen ſein würden; denn ich

bin gekommen, damit ich Dich bald heimführen kann in mein Haus, und fürwahr kein geringes Loos hab' ich Dir zu bieten. Aber wie? Dein Auge sucht den Boden verwirrt, Dein Mund, welcher eben das schönste Wort der Sprache zwischen den Purpurlippen hervorquellen ließ, ist plötzlich verstummt, die Arme, nach einem geliebten Gegenstande ausgebreitet, hängen nun erschlafft herab. So ist es wohl ein Anderer, den Du erwartet? Ei, Du bist ja so festlich geschmückt, wie Dich mein Auge noch nie sah. Also einem Andern galt der zärtliche Name, gilt der köstliche Putz? Wenn Barnim nicht weit zur See gereist wäre und wahrscheinlich, von guten Ahnungen geleitet, nicht wiederkehren wird, so würde ich glauben, Du habest ihn gemeint; denn es ist mir nicht entgangen, wie Du ihn allen Freiern vorzogst. Aber glaube mir, holdes Täubchen, er wäre auch für Dich verloren gewesen, selbst wenn er nach Wineta zurückgekommen."

„Und weshalb, Swantibor?" fragte Euphrasia mit Angst, sich endlich vom Schrecken ermannend, den ihr des Wenden unwillkommenes Erscheinen eingeflößt hatte.

„Darüber erlaubt mir zu ſchweigen. Laßt uns das Eine und Nothwendige vorerſt abmachen. Du magſt mich nun oder einen Andern erwartet, magſt Dich ſo köſtlich geſchmückt haben, für wen Du immer willſt: ich bin feſt entſchloſſen, Dich als Weib heimzuführen, wenn der Mond ſeinen Lauf noch einmal vollendet und Wineta das Feſt des Gottes Swantovit gefeiert hat. Mein mußt Du ſein; darüber iſt mir kein Zweifel mehr. Lieber will ich das Leben miſſen, als Dich; ja Du biſt mein Leben ſelbſt und ohne Deinen Beſitz hab' ich kein Leben mehr. So wiſſe denn, Polſchakoff, daß ein glänzendes Schickſal Deiner harrt. Noch kann ich Dir nicht Alles enthüllen; aber Deine Tochter iſt zu Hohem berufen."

Der Kaufmann hatte, zitternd vor dem Ausbruche der ungezügelten Wuth des jungen Wendenfürſten, ihn bis jetzt nicht zu unterbrechen gewagt. Nun aber nahm er ſich ein Herz und ſprach:

„Unſer Wort hat bereits ein edler Mann. Nicht zweimal kann ich Euphraſia vergeben. Schon lange iſt ſie Braut und bald wird ſie Gattin des Jünglings ſein, an welchem ihre Seele hängt."

„Ha Nichtswürdiger!" rief Swantibor entrüſtet.

„Du haſt mich um mein Leben betrügen wollen. Doch zur rechten Zeit bin ich noch gekommen. Noch iſt das Entſetzliche nicht geſchehen. Euphraſia iſt mein nach dem Rechte des Stärkern, und um nicht die mindeſte Gefahr ihretwegen zu laufen, werd' ich ſie von meinen Sklaven hinwegführen laſſen.“

„Um Gottes und des Heilandes willen! Du wirſt mir doch mein Kind nicht rauben, uns nicht Gewalt anthun wollen?“ ſchrie Polſchakoff. „Wir leben unter dem Schutz der Geſetze. Die heiligen Reiter des Swantovit dürfen keine Unbill dulden.“

„Den Chriſten ſind ſie nichts ſchuldig,“ lachte Swantibor höhniſch. „Ihr ſeid in meiner Gewalt, ſelbſt wenn jene ohnmächtigen Götzendiener Euch beizuſpringen wagten.“

Die Thüre wurde wieder aufgeriſſen, und im glänzenden Waffenſchmuck, umgeben von einem Häuflein ſeiner getreuen Krieger, erſchien Barnim.

„Ha kömmſt Du endlich, mein Retter!“ jubelte ihm Euphraſia entgegen. „O die Angſt hat mich faſt vernichtet.“

„Was iſt hier geſchehen?“ rief Barnim befremdet. „Ich ſeh' Euch beſtürzt. Hat meiner Euphraſia

jemand ein Leid angethan?“ fragte er weiter mit einem zornigen Seitenblick auf Swantibor.

„Zurück, wenn Dir Dein Leben lieb iſt!“ ſchäumte dieſer, ſich vom heftigen Erſtaunen über ſeines Bruders Gegenwart erholend. „Rühre mit Deinen frechen Händen dieſes mein Kleinod nicht an. Euphraſia iſt meine Braut.“

„Deine Braut, Knabe!“ hohnlachte Barnim. „Geh' und ſchlafe den Rauſch aus.“

Wüthend über den bittern Spott, wollte Swantibor ſein Schwert ziehen, aber in demſelben Augenblick ſah er ſich von Barnim's Leuten entwaffnet und feſtgehalten.

„Sieh, Uebermüthiger, ich könnte Dich jetzt vernichten,“ ſagte Barnim ruhig. „Es würde ſogar nur als Nothwehr gelten; denn ich weiß, Du haſt es auf mein Leben abgeſehen. Aber ich laſſe Dir das Deinige, laß Du mir meine Geliebte. Du biſt frei.“

Beſtürzt über Barnim's Kenntniß, den er weit entfernt glaubte, von dem Plane, ihn zu meucheln, beſchämt durch ſeine Großmuth, ſtand Swantibor einige Augenblicke unſchlüſſig. Als er aber das geſenkte Haupt wieder zu Euphraſien erhob, flammte

auch die Glut des Verlangens wieder über ſein Geſicht.

„Entſcheide Du ſelbſt, Euphraſia,“ rief er jetzt, alle Rückſichten vergeſſend, „welchem von uns beiden willſt Du als Gattin folgen, ihm in die ruhmloſe Verbannung, in Elend und Noth, oder mir auf einen neuen Königsthron, den ich mir ſchon erbaut, und auf den ich Dich ſogleich erheben will?“

„Armer Thronerbauer, Du dauerſt mich,“ warf ihm Barnim entgegen. „Du bauſt und bauſt und weißt nicht, daß der Vandale Rudiger bereits die Krone auf dem Haupte hat. Geh' und lerne künftig Deine Pläne geſchickter ſchmieden. Während Du Dich hier in ſtolzem Selbſtgefühle bläheſt, rüſtet König Harald von Schweden ſeine Schiffe, um Dich und Deinen Anhang zu vernichten, und Rudiger auf den Thron zu ſetzen, den Du für Dich erbaut haſt. Und das haſt Du Deiner, der ſchönen Ingardis bewieſenen Treuloſigkeit zu verdanken. Geh' heim und freie ſie nach dem Willen Deines Vaters, und es kann noch Alles gut werden.“

Swantibor war taub für den Spott in Barnims letzten Worten; die plötzliche Vernichtung ſeiner

ſchönſten Hoffnungen, die er eben in höchſter Blüthe meinte, hatte ihn niedergedonnert. Betäubt ſtand er vor dem entſetzlich aufgähnenden Abgrund. Und kaum ſeiner Sinne etwas mächtig, ſtürzte er gleich einem Raſenden hinaus.

„Der böſe Geiſt hat ſich weggehoben,“ ſagte Barnim, „und nichts hindert mehr den Genuß des Wiederſehens, der uns durch den Buben faſt verbittert worden wäre.“

Er winkte ſeinen Dienern, welche ſogleich reiche Geſchenke vor Euphraſia ausbreiteten, goldene Spangen, koſtbare Perlen und Schmuck und Stoffe des Orients. Barnims Blicke weideten ſich an Euphraſia's freudigem Erſtaunen. „Ich weiß, Du ſchmückſt Dich gern,“ bemerkte er, ihre Hand ergreifend, „und die Schönheit ſoll ſich mit Schönheit paaren. Ein häßlich Weib wird durch allen Schmuck nicht ſchön, aber ein ſchönes erhöht ſeinen Reiz durch koſtbaren Schmuck. Und eine Königin ſoll ſich vor Allen herrlich ſchmücken; drum nimm, was Europa und Aſien Dir bieten.“

„Nun kann ich meinen ſchönen Schrein ganz voll machen,“ jubelte Euphraſia in kindiſcher Freude.

„Aber nicht wahr, meinen Vater willſt Du zum Nächſten an Deinem Throne erheben?“

„So ſei es,“ verſetzte Barnim und umſchlang die unſchuldige Jungfrau.

„Die Griechen in ganz Wineta ſind nur meines Winks gewärtig, um für Dich aufzuſtehen, und unſer Gold wird Dir einen noch größern Anhang unter dem gemeinen Volke verſchaffen,“ ſprach der Kaufherr, ſchon von ſeiner künftigen Größe träumend.

„Und meine Boten flogen ſchon in der erſten Frühe des Tags, um mir die Hülfe der mächtigſten Sachſenfürſten herbeizuholen,“ verſetzte Barnim. „Auch Swantibor wird jetzt keinen vergeblichen Gang thun. Und ſo ſind die Looſe bereits gezogen.“

Im Genuß ſüßer Liebesfreuden brachte der Jüngling den Tag in des Kaufmanns Hauſe zu, erfreute ſich an Euphraſia's herzlichem Gekoſe und erzählte ihr und dem Vater von ſeinen Reiſeabenteuern.

In tiefer Trauer lag das Haus des verſtorbenen Fürſten Wislaff, als Barnim am andern Morgen hineintrat und zu ſeiner Mutter Zezina geführt zu

werden begehrte. Mit den Zeichen des größten Schmerzes empfing ihn die Wittwe.

„Ich bin gekommen, Mutter," begann er, „Deinen Verluſt mit zu betrauern. Zwar bin ich gleichſam ein Fremdling in Deinem Hauſe, aber nichts deſto weniger auch Dein Sohn, und zwar Dein Erſtgeborner."

Zezina antwortete ihm nur mit lautem Schluchzen.

„Werd' ich mich nun meiner Mutter mit weniger Scheu nahen dürfen?" fragte Barnim vertrauungsvoll. „Der Mann, welcher mich bis heute von der Mutterbruſt fern hielt, iſt nun nicht mehr unter den Lebenden; wirſt Du Dich ferner mir entziehen? Es wird viel Uebles mit Wislaff begraben und gewiß auch das mir ſtets läſtige Geheimniß meiner Geburt. Enthülle mir nun, da Du von Wislaff nichts mehr befürchten darfſt: wer war mein Vater?"

„Unglückſeliger, was verlangſt Du!" kreiſchte Zezina laut auf. „Du wähnſt Dir in Wislaff einen Feind geſtorben! O Blinder! welcher Wahn hat Dich getäuſcht! Dein Beſchützer, Dein Retter iſt mit ihm geſchieden und Du, wie ich, mußt, den Streichen unſerer Feinde bloßgeſtellt, unterliegen. Eile und

fliehe die Marken dieſer Stadt, welche Swantovits Prieſter ſchon durchſpähen, um Dich, auf der rache-glühenden Mizissa Geheiß, dem Gotte zu opfern. Wiſſe, die Schreckliche verlangt mich und alle meine Kinder zur Sühne des erzürnten Gottes; aber der Evarto Krian will Dich vorab allein den Flammentod ſterben laſſen, theils aus Furcht vor den Häuptlingen der Wenden, theils weil er Mizissa's Befehl mehr für Eingebung ihrer Rache als des Gottes hält. Wird aber durch Deinen Opfertod, ſo lauteten geſtern ſeine Worte zu Wislaff, die empörte Gottheit nicht befriedigt, ſo wird ſeine Flamme mein und meiner übrigen Kinder Blut trinken. Und wie ſollte ich Gnade hoffen von Mizissa, von wem Schutz erwarten, da Wislaff von Kummer und Schrecken gemordet iſt?"

„Bei mir, bei Deinem Dich liebenden Sohne, in deſſen Adern nicht vergebens ein kriegeriſches Blut ſchäumt. Ha ich will Dich mit dieſem meinen guten Schwerte ſchützen gegen die Rache des blutdürſtigen Weibes und die Mordliſt der trügeriſchen Prieſterbrut. Ich bin mächtiger, als Du weißt, und in meinem Schirme wird Dir kein Haar gekrümmt werden."

„Ohnmächtiger Barnim, möchteſt Du doch im Stande ſein, Dich zu ſchützen! Nur Swantibor kann Dein und mein Leben retten. Er iſt der Mächtige, dem alle Wenden anhängen. Und wehe Dir, wenn er Dich nicht liebte!“

„Von ſeiner Liebe hab' ich nichts zu hoffen. Aber ich brauche ſie, Gott ſei Dank! auch nicht. Mutter, ich beſchwöre Dich bei dem Blute des Gottesſohnes, an welchen Du, wie ich, glaubſt, fliehe mit mir aus dieſem Hauſe. Du biſt über Swantibors Macht im Irrthum. Fliehe mit mir, nur bei mir kannſt Du ſicher ſein.“

„Unſinniger, verlaſſe dies Haus; jede Minute, länger darin verweilt, bringt Dir den Tod. Wehe mir und Dir, wenn man Dich hier findet! Schon nahen ſich Menſchen.“

Ein herzzerſchneidendes Geſchrei wurde jetzt vernommen und durch die hohen Hallen ſtürzte Ingardis bleich und entſtellt und mit fliegenden Haaren herbei. Der Schreck berührte mit eiſigem Kuſſe Zezina's Lippen und kaum vermochte ſie die Frage hervorzuſtammeln: „Was iſt Gräßliches geſchehen?“

„Swantibor hat ſein Schwert in meines Bru-

ders Rudiger Bruſt gebohrt; er ſagt, Barnim habe ihm verrathen, wie Rudiger ſich zum König von Wineta habe ausrufen laſſen und die Wenden unterdrükken wollen. Fluch Dir dafür, Barnim! denn Du biſt ſchuld am Tode meines Bruders und all der Meinen, die im ſchrecklichen Kampfe gefallen ſind. Schon hat der Aufruhr ſein mordgieriges Haupt erhoben, Vandalen fechten gegen Wenden in den meiſten Straßen, und Mord und Entſetzen wandeln zuſammen, zwei Ungeheuer, die mit jeder Minute rieſiger und gräßlicher werden. Mich aber hat Swantibor verſtoßen; nie, ſagt er, will er mich auf ſeinen neuen Thron erheben."

„Ha! iſt's ſchon ſo weit!" rief Barnim und wollte davon eilen. Im Eingange der Halle aber ſtürmte ihm Swantibor mit blutigem Schwerte in der Fauſt und entmenſchten Zügen im Geſichte entgegen.

„Treff' ich Dich hier, Bube, ſo ſollſt Du hier ſterben," wüthete er auf Barnim ein. Dieſer hatte ſchnell ſein Schwert zur Vertheidigung gezogen und ſchon raſſelten die Klingen der Brüder zuſammen, als Zezina ſich zwiſchen Beide ſtürzte, um ſie von einan-

der zu halten, aber von Barnims Stahl getroffen, augenblicks zu Boden ſank.

„Heiland der Welt! meine Mutter!“ rief der Chriſt.

„Daß Dich des Donners Keil erſchlage!“ brüllte der Heide.

„Fliehe! fliehe! rette Dich!“ rief Zezina ſchon unter den Händen ihrer Frauen, und Barnim entrann glücklich in der Verwirrung des Augenblicks, mit ſeinem Schwerte ſich durch Swantibors Trabanten den Weg bahnend.

Schon hallten die Straßen von wildem Kampfgeſchrei wider; die Loſung zum gräßlichen Bürgerkrieg war gegeben und Wenden und Vandalen mordeten ſich ſchonungslos. Barnim erreichte nicht ohne Gefahr Polſchakoffs Haus. Dort war Alles in Bewegung. Euphraſia wartete ſeiner in Todesangſt. Der Kaufmann wollte erſt ſeine Schätze retten, aber Barnim warf Euphraſia einen weiten Mantel über und floh mit ihr bergan durch einſame Winkel bis zu Aribrechts unterirdiſcher geheimer Wohnung. Polſchakoff folgte ihnen nicht nach und Euphraſia machte ſich bald die heftigſten Vorwürfe, daß ſie ohne ihn

geflohen war. Aribrecht brachte den in der Kirche Versteckten von Zeit zu Zeit Nachrichten, welche nicht zu Euphrasia's Erheiterung dienen konnten. Das Mordgeschrei durchhallte die ganze große Stadt, welche sich von der Höhe aus, wo Aribrechts Wohnung lag, wie ein unübersehbares Meer ausnahm, und so sah der Christenpriester, wie in allen Gegenden Wineta's Feuer aufloderte und die Straßen zu verschlingen drohte. Vorsichtig sandte er seine Unterpriester an alle Christen in der Stadt mit der Warnung, an dem blutigen Gemetzel keinen Theil zu nehmen, vielmehr ihre Häuser zu verschließen und Nachts in ihren Kirchen sich zu versammeln, damit man sich über die zu ergreifenden Maßregeln berathen könne.

Als die Nacht ihre Rabensittige auf das unglückliche Wineta gebreitet hatte, stieg Barnim aus seinem Versteck auf die Zinne des Hauses und gewahrte mit Entsetzen ein wogendes Feuermeer vor sich. Die beiden Völkerstämme kämpften ohne Unterlaß gegen einander und die Flammen der Häuser liehen ihnen dazu ein gräßliches Licht.

Die Sachsen und Russen hielten eng zusammen und kamen auf Aribrechts Ruf in die Kirchen. Hier

eitete der ſchlaue Prieſter eine meiſterhafte Bewaff-
ung des ganzen Chriſtenvolks in Wineta und ſandte
och ſchnellere Eilboten zu Lande an den Sachſenfür-
en Adelgieß und die nächſten Sachſenſtämme. Man
eſchloß, ſich die Heiden gegenſeitig aufreiben zu laſ-
n. Kein Chriſt ſollte ſich auf den Straßen bei Tage
eigen und jeder jeden Kampf vermeiden. Das Feſt
es Swantovit wurde noch einmal zum Ausbruch
ſtgeſetzt; man hatte noch zwanzig Tage bis dahin
nd in dieſer Zeit war die Hülfe der befreundeten
achſenſtämme gewiß da. Alſo wohlberathen ſuchten
e Chriſten ihre Wohnungen wieder.

Der Streit und die Verwüſtung dauerten ſechs
age fort, während welcher Swantibor den König
emming von Dänemark um Hülfe und Beiſtand
rief und ihm große Belohnung dafür gelobte. Die
andalen, eines Oberhauptes entbehrend, wurden
eils aufgerieben, theils flohen ſie aus der Stadt,
n die in der Umgegend wohnenden Vandalenhaufen
ihre Sache zu gewinnen; viele eilten nach Schwe-
n, um König Harald zu vermögen, daß er ihnen
s dem gemordeten Rudiger gegebene Wort halte
d mit ſeiner ganzen Macht nach Wineta ziehe.

Barnim, in manchen Augenblicken von einem düſtern Gedanken an das Schickſal ſeiner Mutter heftig beunruhigt, war doch viel zu ſehr mit ſeinen großen Plänen beſchäftigt, um ſich einer anhaltenden Schwermuth hinzugeben, an welcher Euphraſia litt, zumal ſeit ſie von einer ruſſiſchen Sklavin, die zufällig in die Kirche gerathen war, in welcher die Unglückliche wohnte, erfahren hatte, daß Swantibor ihren Vater gefangen genommen und gedroht habe, ihn umzubringen, wenn er Euphraſia's Aufenthalt nicht entdeckte.

Obgleich die Zeit eben nicht für Liebesfreuden geeignet war, ſo gab Barnim doch Aribrechts Vorſtellungen nach, mit Euphraſia den Ehebund zu ſchließen. Still und geräuſchlos wurde die Liebliche des kühnen Kriegers Weib, und die ſich vor Kurzem geträumt, ſie werde im goldgeſtickten Purpur vor den Prieſter treten, und als Königin vom Volke jauchzend begrüßt aus dem Tempel gehen, ward jetzt in grauenvoller Mitternacht, in ſchwarze Gewänder gehüllt, beim trüben Schein einer Lampe eingeſegnet. Eine große Wehmuth füllte von Stund' an ihr Herz, welche nur von Zeit zu Zeit in Thränen ſich auflöſte.

Auch Barnim war von dem Augenblick an, wo er Euphrasia's Gatte wurde, wie umgewandelt. Das Glück, welches er in ihrem Besitz im reichsten Uebermaaße gehofft hatte, floh vor ihm, wie ein Schatten, und er bemühte sich zu glauben, wenn er erst an ihrer Seite auf dem Throne sitze, werde dies bange Gefühl seiner Seele einem freudigern Platz machen.

In Furcht und Hoffnung verlebten sie die Tage, bis die Boten vom Sachsenfürsten Adelgieß und aus den Sachsenstädten des Küstenlandes allmählig zurückkehrten. Adelgieß ließ seinem jungen Freunde Barnim melden, daß er augenblicklich seine Heerbanner aufgeboten und nach vier Tagen auszuziehen gedenke, Barnim möge ihm entgegenkommen und den Ueberfall Wineta's selbst leiten. Hierauf entstand wieder eine große Bewegung unter den Christen und ein reges Leben zeigte sich in wunderbarer Heimlichkeit. Täglich kamen Einzelne zu den verschiedensten Tageszeiten in Adalbrechts Kirche zusammen. Dort schwuren sie Barnim den Eid der Treue auf die geheiligte Hostie und wurden von Adalbrecht mit dem Leib und Blut des Erlösers gespeist und getränkt und zum bevorstehenden Kampfe eingesegnet. In der Dämme-

rung und bei Nacht ſchlichen ſie dann einzeln und in kleinen Truppen aus den Thoren, um ſich an beſtimmten Orten zu verſammeln und dort Barnims Befehle gewärtig zu ſein. Auf dieſe Art war die Stadt nach wenigen Tagen ſchon von allen ſtreitfähigen Sachſen und Ruſſen leer. Nur Barnim war mit ſeiner Gattin noch zurück. Doch auch ſie entkamen in wendiſchen Männerkleidern glücklich aus den Thoren und eilten dann auf ſchnellen Roſſen dem heranziehenden Sachſenfürſten zu.

Swantibor hatte ſein Ziel nur zur Hälfte erreicht; er war Herr von Wineta, ohne König zu ſein; ſein Befehl galt, aber er gab ihn nicht von einem Throne herab; noch hing der gefürchtete Purpur nicht um ſeine Schultern, noch laſtete der güldene Reif nicht auf ſeinem Haupte: die Sache war zum Leben gekommen, ein böſes, gräßlich blickendes Kind, aber noch war ſein Name nicht ausgeſprochen; und gerade dies Wort über Wineta auszurufen, hatte noch mehr Schwierigkeiten, als alles bisher Geleiſtete. Wineta war zum Theil ſchon eine große Ruine, viele Tau-

ſende der Vandalen mit Weibern und Kindern hatte das Schwert der Wenden hinweggerafft, von den noch Uebrigen war, dem Anſchein nach, nichts zu befürchten: aber die Prieſter, welche ſeit Jahrhunderten über Wineta geherrſcht, waren noch nicht unterdrückt und ſie ſchützte des gemeinen Volks Furcht vor der Rache der Götter. Wie nun früher das Feſt des Gottes Swantovit zum Mordtage beſtimmt geweſen war, ſo wurde daſſelbe von Swantibors Partei zu ſeinem Krönungstage feſtgeſetzt. Durch einen raſchen Schritt ſollte das ganze verſammelte Volk erſchüttert, eingeſchüchtert und gewonnen, die Prieſter aber niedergedonnert und um ihre eben nicht beliebte Herrſchaft betrogen werden.

Zezina genas unter Ingardis ſorgſamer Pflege von der Kopfwunde, welche ihr Barnims Schwert geſchlagen. Die dankbare Mutter gelobte ihrer reizenden Wärterin dafür Swantibors Hand und den halben Thron. Die Fürſtin wünſchte die Verbindung am großen Feſte Swantovits zu ſchließen, wo ſie zum erſtenmale wieder öffentlich ſich zu zeigen gedachte. Aber noch hatte ſie mit Swantibor nicht mit der ganzen Fülle ihrer mütterlichen Liebe darüber

ſprechen können; er ſchien, ſeit er Sieger in Wineta war, unſtät und flüchtig zu ſein, und ſo oft ſich auch Zezina's übrige Kinder an ihrem Lager verſammelten, Swantibor fehlte jedesmal und ſchien für die Mutter keine freie Stunde mehr zu haben. Zezina, von mächtigen Sohne alſo verlaſſen, ſtand allein und ſchon grauſte ihr im Stillen vor dem Ausbruche von Mziſſa's letzten Racheverſuchen, denen bei Swantibors Gleichgültigkeit faſt kein Hinderniß mehr im Wege zu ſtehen ſchien. Vorſicht und Muttergefühl drängten die hohe Frau gleich ſtark zu einer geheimen Unterredung mit ihrem Sohne und ſie ließ denſelben zu ſich entbieten. Erſt auf eine mehrmals wiederholte Bitte erſchien er in ihren Gemächern, nicht mit den freudebelebten Schritten eines Sohnes, welcher die Mutter nach einer überſtandenen Gefahr an die Bruſt ſchließt, ſondern wie der eines läſtigen Zwanges überdrüſſige Knecht, welcher die Kette der Sklaverei ſchon gebrochen, aber auch die Blumengewinde der Dankbarkeit noch ſchwer und drückend findet und unwillig erträgt.

„Mein Sohn,“ redete Zezina ernſt ihn an, „ſeit die ſterblichen Ueberreſte Deines Vaters den Gräbern

seiner Ahnen übergeben worden sind, haben sich mit Dir und Wineta große Veränderungen begeben, aber nicht das Mutterauge war's, welches mit Entzücken Deinen siegreichen Schritten folgen, welches im Anblick Deiner edlen Gestalt schwelgen konnte. Swantibor, warum meidest Du mich, warum muß ich in Deinen Blicken Unwillen über meine Bitte, hier zu erscheinen, lesen?"

„Du weißt, daß ich nicht zu heucheln und mich zu verstellen vermag," versetzte Swantibor, „und deshalb will ich Dir die Wahrheit gestehen. Ingardis ist's, die Uebermüthige, welche mich aus Deiner Nähe verscheucht, und Dein Wille, sie mir zum Weibe zu geben, die mir verhaßt ist. Die Zudringliche läßt nicht ab mit Liebesbewerbungen um mich, obgleich ihr aus meinem Benehmen gegen sie, seit Wislaffs Tode, klar genug hat werden müssen, daß ich sie nie zur Gattin wählen werde. Wislaffs Gebot konnte mich früher allein bewegen, mich Ingardis nicht abhold zu zeigen, und doch hätte, auch wenn er am Leben geblieben wäre, dies mir widrige Larvenspiel nicht lange mehr gedauert. Sein Tod hat mich nur eher von diesem Zwange erledigt, und so sag' ich Dir frei

und frank, eine Andre iſt's, die ich zur Gefährti
meines Lebens und Theilnehmerin meines Throns mi
erkieſet, für die mein liebeflammendes Herz bis je
gewährungs- und troſtlos ſich verzehrt."

„Wie?" rief Zezina erſtaunt, „mein Swant
vor hat gewählt und noch vernahm mein Mutterol
kein Wort von dieſer Kunde? Und wer iſt die Bene
denswerthe, welcher er Hand und Krone zu reiche
willens iſt?"

„Euphraſia nennt ſich die Angebetete, der a
Schönheit und Anmuth die Göttin Siwa weiche
muß; ſie iſt die Tochter des reichen griechiſchen Kau
manns Polſchakoff und einzige Erbin ſeiner Schätze.

„Was ſagſt Du, Unglücklicher?" rief Zezina m
abgewandtem Geſicht. „Die Du nennſt, iſt ja Ba
nims Geliebte!"

„Ich weiß es und dies Wiſſen macht mich elen
Denn ſeit jenem Tage, als des Verruchten Schwe
Dein verehrtes Haupt traf, ſuchen ihn mit Euphr
ſien meine Leute vergebens in ganz Wineta. Tau
ſende hab' ich ausgeſendet, ich ſelbſt habe raſtlos al
Winkel durchſpäht, aber die Mühe war vergeben
nicht eine Spur vermocht' ich von ihr zu entdecken

Was hilft es mir, daß ich ihren Vater gefangen habe? Der elende Christ wird sich eher von mir schlachten lassen, als Euphrasia's Aufenthalt verrathen. Mit allen Qualen hab' ihm gedroht: er bleibt standhaft bei der Aussage, daß er nichts von seiner Tochter wisse, als ihre Flucht mit Barnim. Deshalb soll er den Flammentod sterben und schon hab' ich ihn den Priestern des Swantovit als Opfer übergeben."

„O Grausamer, hast Du noch nicht genug Menschenleben gewürgt?" jammerte die Fürstin und wandte sich von ihm.

„Ja, ich gestehe es, wird Euphrasia nicht mein, so werd' ich ein blutgieriges Ungeheuer. Sie hätte mich zum edelsten Herrscher gemacht. Und hätte ich ihre Kleider, ihren Schmuckkasten mit den ihr theuern Kleinodien nicht erbeutet, um wenigstens an Schatten mich ergötzen zu können, gewiß ich wäre jetzt schon ein Tiger."

„Und wo hast Du diese Kleinodien? Laß auch mich sie sehen."

„So folge mir, sieh und beklage mich. Du wirst Schätze von unermeßlichem Werthe sehen, aber was sind sie, gegen Euphrasia's Reize gehalten?"

Die Fürſtin, in Swantibors Hallen angelang
muſterte mit Erſtaunen die reiche Pracht, welche
Euphraſia's Putz ſich zeigte. Aber kaum hatte ſie e
Auge auf den großen Schrein geworfen, in welche
die Kleinodien lagen, als ſie erbleichend mit halb e
ſtickter Stimme fragte: „Und woher haſt Du dieſ
Schrein?“

„Es iſt Euphraſia's Schmuckkaſten. Als ich d
Herrliche zum letztenmal ſah, ſtand er vor ihr, ſie ö
nete und ſchloß ihn ſelbſt, ihre Hände haben dara
geruht. Aber Du wirſt bleich! Wandelt Dich Dei
Krankheit wieder an? Was fehlt Dir?“

„Nichts, mein Sohn. Ich dachte mich nur eb
in die Lage der unglücklichen Ingardis, die, ſtatt
Dir den Mörder ihres Bruders zu haſſen, Dich n
derſelben Glut liebt, welche Du für die Griech
hegſt.“

„Sie mag ſich von Willung, dem reichen Va
dalen, ihrem Buhlen, tröſten laſſen. Meinſt D
ich kenne ſie nicht? Rede mir nie mehr von Ingardi
Euphraſia muß ich finden, Barnim muß ſterben; e
will ich Thron und Krone miſſen.“

Zezina ſchauderte; noch einmal zog es ſie zu

Schrein hin. Sie betrachtete ihn genau und schauderte wieder. Ein Rückfall der Krankheit stürmte auf sie herein. Ihre Frauen mußten sie auf das Lager tragen und in wilden Phantasien verlebte sie einige Tage.

So rückte denn das verhängnißvolle Fest des Swantovit heran. Zezina hatte sich wieder vom Krankenlager erhoben und Alles aufgeboten, um den unglücklichen griechischen Kaufmann vom Feuertode zu retten, aber zu ihrem großen Schmerze mußte sie immer bemerken, daß mit Wislaff ihre ganze Macht in Wineta zu Grabe getragen war. Polschakoff war dem Untergange geweiht, und mit Schaudern vernahm Zezina von den schlimmen Vorbereitungen, welche die Priester zu seinem Tode machten. Aber noch ein zweiter, schier noch größerer Kummer lastete auf der Fürstin Herzen, die ihr unmöglich gemachte Erfüllung des Ingardis gegebenen Versprechens. Noch hatte sie mit der jungen Fürstin nicht über Swantibors Weigerung gesprochen, so sehr auch der stille Vorwurf in den Blicken derselben sie daran mahnte. Endlich am Morgen des Festes enthüllte die betrübte Mutter der eitlen hoch strebenden Ingardis die böse

Kunde. Stumm hörte ſie das in all ſeinen kühne
Hoffnungen getäuſchte Mädchen an, ſtumm ging ſi
davon und eine Wucht ungeheurer Angſt lagerte ſi
auf Zezina's Bruſt.

Durch alle Thore ſtrömten Menſchenhaufen, di
Stämme der Wenden drängten ſich weit und bre
zu den Tempeln der Götter herbei, um ihnen für de
Sieg ihres Volkes über die Vandalen zu danke
und ſo glich das halb zerſtörte Wineta einem zertrün
merten Ameiſenhaufen, über welchen die Thierche
ſchaarenweiſe hin und her rennen. Niemand konn
ſich erinnern, daß Swantovits Feſt ſo zahlreich b
ſucht geweſen wäre. Aber unter den hereinwandern
den Wenden waren auch ſchon mehrere Tage lan
und vorzüglich am Morgen des Feſtes Tauſende vo
Chriſten, in wendiſche Kleidung gehüllt, durch d
Thore hereingewandert und drängten mit den Ma
ſen nach den heiligen Ställen und dem Felſen d
Swantovit hinauf. Unter ihren Röcken verbargen
kurze Schwerter, und der eiſerne Bruſtharniſch, ſch
damals eine den Sachſen allgemeine Waffe, umſchl
die Bruſt unter dem tuchenen Gewande.

Die Stunde der religiöſen Feierlichkeiten nah

ſich. Man ſah von den Ställen an nichts als Himmel, Menſchen und Meer auf der einen, und die leere Stadt mit dem Hafen auf der andern Seite. Der Himmel war trübe und von großen Wolken rings umlagert. Nur ſelten drang ein Strahl der Sonne durch. Aengſtlich blickte das Volk zum verſchloſſenen Tempel und zum verſchleierten Himmel. Endlich nahte der Zug der Prieſter, den Evarto Krian, auf dem heiligen Roſſe ſitzend, an ihrer Spitze. Ihnen nach folgten die dreihundert Krieger des Gottes und jeder führte ein weißes Roß an der Hand. In ihrer Mitte aber ging der unglückliche Polſchakoff, mit ſchweren Feſſeln belaſtet und von einem Wald von Spießen umragt. Meſtiboi ſtieg ab, öffnete den Tempel an der ſüdlichen Seite, ſchlug die rothen reichen Vorhänge zurück und trat in das Heiligthum. Doch ſo oft er Athem zu ſchöpfen genöthigt war, erſchien er wieder an der Thüre; denn nach der Meinung des Volks durfte die Gottheit nicht durch den Hauch eines Sterblichen entweiht werden. Während der Oberprieſter nun den geheimen Gottesdienſt im Tempel verrichtete, vertheilten ſich die Rabo's unter das Volk, um von jedem die dem Gotte zu entrichtende Steuer

einzuſammeln. Die Miki's aber banden die Roſſ
rings um den Tempel an, ſo daß, von ihren Hufe
zurückgeſchreckt, Niemand ſich dem Heiligthume na
hen und die Gottheit durch einen neugierigen Blic
erzürnen konnte. Hierauf wurde von den Kriegern
ein ſchwarzes Roß herbeigeführt und Polſchakeff dar
auf feſtgebunden. Einige von den Kriegern ſchluge
vier Pfähle in Zwiſchenräumen der Pferdebeine in di
Erde, an welche das ſchwarze Roß mit den Kette
des Opfers gebunden wurde, nachdem die Prieſte
einen Umzug mit ihm gehalten hatten, um es allen
Volke zu zeigen. Unter des Pferdes Bauch war
aber viel dürres Holz geſchichtet, und daneben ei
Krive mit einer brennenden Fackel geſtellt, damit Ro
und Mann zu Aſche verbrenne. Eben trat Meſtibo
mit dem ungeheuren Horne, welches voll Wein je
desmal ein Jahr über in Swantovits rechtem Arm
lag, wieder heraus, um aus demſelben zu weiſſagen
da erhob ſich ein Klagegeſchrei unter der Menge un
die Maſſe theilte ſich von einander und hervor ſtürz
ten die Alrunen, von Miziſſa angeführt, und ſchrieen
Wehe über Wineta und das Volk der Wenden. Er
ſchrocken wandten ſich alle Blicke zu ihnen hin, un

Mestiboi ließ bei ihrem Anblick das Horn fallen und der Wein floß auf die Erde. Da rief auch er Wehe ob der bösen Vorbedeutung. Und Mizissa raſete in den Tempel und alles Volk war ſtarr und regungslos über ihre Verwegenheit. Und die ſilberne Scheide des mächtigen Schwertes erklang, welches an des vierköpfigen Gottes Seite hing, und aus dem Tempel ſtürzte die Alrune wieder mit fliegendem Haar und rollenden Augen, gleich einer Wahnſinnigen, und hielt mit beiden Händen des Gottes furchtbares Schwert gefaßt und ſchwang es hoch in den Lüften.

„Nicht dieſen Mann ſollſt Du dem Gotte opfern, Evarto Krian,“ kreiſchte ſie; „ſein Tod nützt nicht Swantovit, nicht Euch. Wähle die Opfer, die ich Dir angegeben, wähle Zezina's Brut. Nimm, nimm das heilige Schwert und zerbrich ihnen damit die Verderben ſinnenden Köpfe. Nimm und handle, Mestiboi! Wenn die Sonne in der Mittagslinie ſteht, iſt's zu ſpät und Alles iſt verloren. Folge mir, wir wollen ſie aufſuchen und vernichten.“

„Raſende, was beginnſt Du?“ verſetzte der Greis, von Schrecken erfaßt. „Kennſt Du Swantibors Macht nicht? Lege das Schwert aus Deiner

Hand, ehe des Gottes gerechter Zorn Deines Frevel halber über Dich erglüht."

„So willst Du nicht?" fragte Miziſſa.

„Nein, ich werde nie das Werkzeug Deiner Rache ſein."

„So iſt es aus mit dir, Wineta, und mit Euch und mit mir!" rief ſie, ſchmetterte das Schwert zu Boden, daß es in zwei Stücke zerſprang, flog an den Rand des Felſens hin und ſtürzte ſich heulend in das dumpf brauſende Meer hinab. Der ſtarre Schreck des Volkes löſte ſich bald in ein lautes Murren; zitternd ſtanden die Prieſter, Meſtiboi hob das zerbrochene Schwert und das Horn auf, und ſchwankte in den Tempel zurück. Die Kriven ſteckten ſechs Lanzen der Krieger in den Boden, je zwei und zwei zuſammen in einer Reihe, und banden an jedes Paar wieder eine Lanze quer, ſo wie der Brauch war, um aus des heiligen Handroſſes Gang durch dieſe Lanzen das Kriegsglück der Wenden im folgenden Jahre zu entziffern. Wenn das Pferd über dieſe Spieße geführt wurde und ſtets bei dem dreimaligen Ueberſchreiten den rechten Vorderfuß zuerſt hob, ſo war dies das günſtigſte Zeichen für den Sieg; hob es das linke, ſo

ward das Kriegsglück für zweifelhaft erkannt; hatte es aber irgend einen Anstoß, so war dies von einer sehr schlimmen Vorbedeutung. Alles war jetzt zur Führung des Rosses bereit; da trat Mestiboi bleich und zitternd mit unsichern Schritten heraus, faßte des Pferdes Zügel und ging durch die Spieße. Aber schon beim ersten Paar blieb das Roß mit dem rechten Vorderhufe hängen und drohte zu stürzen, Mestiboi riß es am Zügel empor, aber er selbst strauchelte in demselben Augenblicke über den zweiten Spieß, fiel und riß das Roß mit sich nieder, welches auf die mittleren Lanzen stürzte und sich mit der quer angebundenen den Leib durchstach. Wild aufbrausend im fürchterlichsten Schmerze riß es den sich am Zügel festklammernden Oberpriester mit sich fort, und schleifte ihn an dem Felsen, und wären einige der Krieger nicht entschlossen und muthig herbeigesprungen und hätten mit kräftigen Schwertstreichen die Zäume zerhauen, so hätte der Greis sich das Haupt an dem spitzen Gestein zerschellt. Denn das Roß tobte fort durch die Menge, zerstampfte die Menschen, welche ihm nicht ausweichen konnten, und stürzte sich endlich der Seherin nach ins Meer hinab. Das Entsetzen,

der gräßlichſte Zauber hielt das Volk in eiſerner Erſtarrung. Das Ungeheure war vor ſeinen Augen geſchehen, es erwartete nun nichts weiter, als daß jeden Augenblick ein Blitzſtrahl aus den Wolken herabfahren und das Feuer des Himmels ſie alle verzehren würde. Lautlos ſtand das ganze Volk. Da tönten helle, frohe Stimmen von unten herauf, und immer lauter und immer freudiger klang's, bis man die Worte verſtehen konnte: „Heil! Heil! dem König Swantibor! Lange lebe der König von Wineta! der Beherrſcher der Wenden! Glücklich ſei er und beglücke ſein Volk, das ihm huldigt!“ Und der ſonderbare Ruf verbreitete ſich immer weiter im Volke und näher kam der königliche Zug, mit Hörnerklang und dem Jauchzen des leichtgewonnenen Volkes begleitet. Im glänzenden Waffenſchmuck ſchritt nun der faſt nicht zu überblickende Hauſe des vornehmen wendiſchen Adels heran und aus ſeiner Mitte ragte, auf den Schultern der Größten und Stärkſten ſitzend, Swantibor, vom golddurchwirkten Purpurmantel umfloſſen und mit dem güldenen Reife gekrönt. Und „Heil unſerm König!“ ſcholl's rings umher, und „Heil und Friede dem Volke, das er beherrſchen wird! Friede! Friede!“

Dabei ſahen aber die bärtigen Geſichter der adligen Krieger, welche alle ihre Schwerter gezogen hatten, ſo grimmig aus, als wollten ſie jeden, welcher ſich ihrer Wahl zu widerſetzen wagen würde, ſogleich niederſtoßen. Und halb überraſcht, halb erſchrocken, zum Theil auch froh, durch die Freude des jetzigen Augenblicks die Schreckbilder des vorigen zu verſcheuchen, ſtimmte das Volk überall in den Jubelruf ein: „Heil Swantibor, unſerm König!“ Während nun ſeine Trabanten ſich unter das Volk miſchten und Geld austheilten, mit der Ermahnung, dem neuen Könige ſogleich zur Stelle zu huldigen, befahl der in den Händen ſeiner Prieſter befindliche Meſtiboi, ihn auf die Schwelle des Tempels unter die größte der Eichen ſanft zu betten, damit er ruhig daſelbſt ſterben könne. „O Mizſſa, wie Recht hatteſt Du!“ ſeufzte der Greis tief auf. „Es iſt aus mit der Herrſchaft der Götter und es iſt gut, daß ich nur kurze Stunden noch zu leben habe. So ſterbe ich denn mit meiner Macht.“ Das Häuflein ſeiner Getreuen ermahnte er, ſich Swantibor zu unterwerfen, ſobald ſie ihren Oberprieſter begraben hätten.

Indem nun das Volk in Haufen den erhöhten

König umſtand, wurde ſeine Aufmerkſamkeit auf ein
andere Scene gelenkt. In der Mitte der Weiber er
hob ſich plötzlich ein gräßliches Geſchrei, welches ſic
mit großer Schnelle weiter verbreitete. Eine Gaſſ
that ſich auf und ein Heer wüthender Frauen mit be
waffneten Männern untermengt ſtürzte von Ingar
dis angeführt auf den neugewählten König los. „Mi
folgt, ihr unterdrückten Vandalen!“ ſchrie die gräßlic
blickende Fürſtin und bahnte ſich mit dem in ihre
Hand befindlichen Schwerte weiter Weg. „Mir folgt
ihr Weiber der erſchlagenen Männer, um dieſen Blut
hund, den Mörder meines Bruders, Eures wahren
Königs, in ſeinem eigenen Blute zu erſäufen!“

Schnell gewann die Rachliſtige in dem einma
aufgeregten Volke eine Partei. Die Anhänger Swan
tibors wollten auf das raſende Weib eindringen und
ſie niederſtoßen, aber ſchon ſchützte man ſie, ſchon
griff man zu den Waffen und die Schwerter klirrten
aneinander. Hunderte der unterdrückten Vandalen
rotteten ſich zuſammen und drängten durch das Volk.
Ein allgemeiner Aufſtand brach aus. Die Prieſter
des Gottes benutzten das Ereigniß und feuerten ihre
Krieger an, und dieſe ſchwangen ſich auf die raſch

losgebundenen Roſſe und hieben von ihnen herab auf den wendiſchen Adel ein. Swantibor wurde von ſeiner Höhe herabgeworfen und mußte als ein gemeiner Krieger im furchtbaren Gedränge um ſein Leben fechten. Ein blutiger Kampf entſtand, wie ihn Wineta ſelbſt zur Zeit des wildeſten Aufruhrs nicht geſehen. Die Noth erhöhte die Enge des Raums und viele Hunderte ſtürzten vom Felſen kämpfend in die Tiefe des Meeres hinab oder zerſchellten ſich an dem hervorragenden Geſtein.

Für einen dem Tode geweihten Mann war dieſer wilde Kampfausbruch ſehr erwünſcht, für den an das ſchwarze Roß gefeſſelten Polſchakoff. Schon hatte er in Todesangſt des Augenblicks geharrt, wo der Prieſter die Fackel unter das Pferd ſtecken und die Flamme ihn mit dem Thiere ergreifen würde, da ereignete ſich Außerordentliches und Unerhörtes, Niemand bekümmerte ſich mehr um ihn und ein mitleidiges Vandalenweib löſte ihm die Bande. Schnell ſchlüpfte er durch die Haufen und gelangte in den Hafen hinab. Hier langten nach einiger Zeit eine Menge Schiffe an, welche ſich ſchon ſeit mehreren Stunden auf der Höhe des Meeres gezeigt hatten,

aber nur von den verkleideten Sachſen wahrgenom
men worden waren, welche bis jetzt an dem neu aus
gebrochenen Schlachten noch keinen Antheil genom
men hatten. Schon hatten ſich unzählige der kräftig
ſten Wenden und Vandalen, ſelbſt Weiber, gegenſe
tig aufgerieben, als plötzlich vom Hafen herauf ge
lende Hörnertöne erſchallten; und von den Höhe
hinter der Stadt antwortete es und mitten unter de
ſchlagenden Heere antwortete es wieder, und ehe de
gegen einander wüthende Heidenvolk Zeit gewan
ſich umzuſchauen und die neue ſonderbare Erſcheinu
näher zu prüfen, hatten die verkleideten und über
vertheilten Sachſen bereits ihre Schwerter hervorg
zogen, und mordeten damit Wenden und Vandal
und ſtürzten die erhitzten Streiter ſchaarenweiſe v
den Felſen hinab. Ein allgemeines Klagegeſchrei d
Weiber und Kinder erhob ſich, Jungfrauen miſcht
ſich in das Gefecht, das ungeheure Entſetzen regte a
Kräfte auf, wie es früher dieſelben gefeſſelt hatte, u
als das Volk ſich von zwei Seiten umzingelt, v
den andern aber nur Luft und Meer vor ſich ſah, t
es in wilder Verzweiflung zuſammen, um ſich d
heranziehenden Feinde entgegenzuwerfen. Aber

Tod wühlte ſchon in ihrer Mitte, und als die Muthigſten hinabeilten der Stadt zu, hatten ſie eine dritte feindliche Schaar im Rücken. Vom Hafen herauf aber zog der alte Sachſenfürſt Adelgieß mit unzähligem ſtark bewaffneten Volke, und von den Höhen herab ſtürmte Barnim an der Spitze eines zu Sieg und Tod begeiſterten Heeres, und voran ſchritten die Prieſter, den gekreuzigten Heiland hoch in der Luft tragend, und riefen: „In dieſem wirſt Du ſiegen!“ Und das muthige Volk ſchrie: „Kyrie eleiſon!“ und warf ſich mit Schwert und Spieß auf das verzweifelnde Heidenvolk.

Swantibor, matt vom langdauernden Kampfe, raffte ſich, als er vernahm, es ſeien Chriſten, die unter Barnim gegen ihn heranzögen, noch einmal auf und ſtürzte, wie ein gereizter Tiger, dem gehaßten Bruder entgegen. Rechts und links ſanken die Männer, von ſeinem Stahl getroffen, und ſo drang er vor, bis er Barnim gegenüber ſtand. „Ha, ſchändlicher, nichtswürdiger Chriſt!“ tobte er jetzt auf, „Du biſt meiner Rache reif.“ Aber der ſtarke und ältere Barnim war dem mit dem Aufgebot ſeiner letzten Kräfte kämpfenden Swantibor überlegen, und bald

fiel der Letztere, mit tödtlichen Wunden bedeckt, um mit Flüchen und Verwünschungen seine Seele auszuhauchen.

Nun stießen Barnims und Adelgießes Heere zusammen. Von allen Seiten wurden die Heiden angegriffen und gemetzelt, und nur wer gelobte, sich taufen zu lassen, wurde verschont. Nach einigen Stunden heißen Kampfes war der Sieg entschieden. Polschakoff konnte nun in Barnims Arme eilen und von ihm die süße Kunde erfahren, daß Euphrasia seine Gattin sei und in der Frühe des folgenden Tages ihren feierlichen Einzug in Wineta halten werde.

Das Erste, was geschah, war, daß die christlichen Priester überall in der Stadt das Kreuz ausstreckten, zum Zeichen, daß Christus der Sieger sei; sodann reizten sie das siegtrunkene Sachsenvolk zur Zerstörung der heidnischen Tempel. Die unermeßlichen Schätze in denselben gehörten dem Fürsten Adelgieß nach vorher getroffener Uebereinkunft mit Barnim, für die demselben geleistete Hülfe. Als der nach den Reichthümmern der Heiden gierige Fürst mit seiner Schaar an den Tempel des Swantovit kam, fand er die Priester desselben darin versammelt und sich über ihr Schicksal

berathend. Adelgieß ließ ſie gefangen nach der Stadt führen, den ſchwachen und dem Tode nahen Oberprieſter aber unter eine Eiche legen, und nun begann er im Angeſicht des Greiſes den Tempel zu plündern. Sobald alles Werthvolle in Sicherheit gebracht war, ſchlugen die Krieger mit des Gottes eigenem Schwerte ihm die vier Köpfe, dann die Arme und Beine ab, ſchleppten die Trümmer derſelben an den Felſenrand und ſchleuderten ſie in das Meer hinab. Zuletzt als ſchon der Abend dämmerte, legten ſie Feuer an den Tempel, und ſchleppten den Oberprieſter, welchem der Tod noch immer nicht als ein Erlöſer von namenloſer Qual genaht war, hinab in die Stadt. Von dort leuchteten ihnen ſchon durch die trübe regneriſche Nachtluft die hellen Flammen entgegen, welche die Tempel des Radegaſt und der Siwa fraßen.

Mit der Dämmerung erhoben ſich heftige Strichwinde, welche allmählig in einen wüthenden Orkan ausbrachen. Von Nordoſt niederraſend trieb er die empörte Fluth gegen die Inſel Uſedom und ſchon leckten die Wellen an den höchſten Felſenſpitzen. Dazu brach ſolch ein entſetzliches Unwetter aus dem Wolkenwalle herab, daß die Erde zu beben ſchien. Der

Himmel war in ein Feuermeer verwandelt, über welches nur augenblickliche Finſterniß ſich verbreitete, und die Donnerſchläge folgten ſo ſchnell und ſtark aufeinander, daß man ſtets nur einen forthallenden Laut zu vernehmen glaubte. Dabei ſpieen die Wolken Regenfluthen aus. Dies Unwetter kam Barnims Entwürfen ſehr ungelegen; denn er mußte mit Recht befürchten, daß das Heidenvolk in Wineta, welches bald getauft werden ſollte, dies Wüthen der Elemente für den Zornausbruch ihrer ſchwerbeleidigten Götter halten würde. Faſt die ganze Nacht brachte er mit Polſchakoff und Aribrecht in des Letztern Wohnung zu, um Pläne zu entwerfen, wie das Volk für das Chriſtenthum und ihn am geſchickteſten zu gewinnen und bleibend zu feſſeln ſei, und man beſchloß endlich, demſelben alle Abgaben ein Jahr lang zu ſchenken und es mit möglichſter Milde und Liebe zu behandeln. Um ſo beſtürzter vernahm Barnim am andern Morgen, als er ſich eben anſchickte, ſeine Mutter aufzuſuchen, daß die Sachſen unter Adelgießes Anführung die Stadt von neuem plünderten und das ſich widerſetzende Volk mißhandelten und mordeten, und ſchon hie und da wieder Empörung und Aufruhr ausgebro-

chen sei. Barnim eilte, von edlem Unwillen erfüllt, um des alten Fürsten Habgier Einhalt zu thun, und fand ihn, zu seinem größten Entsetzen, in Zezina's Palast, eben beschäftigt, die Reichthümer desselben sich anzueignen. Als Barnim, von gerechtem Zorn bewegt, hereintrat, hatten Adelgießes Söldlinge ihm eben den reichen Frauenschmuck, welchen sie in Swantibors verlassenen Zimmern gefunden, überbracht, und der alte Fürst stand wie zur Bildsäule versteinert und starrte den Schrein an, aus welchem die Kleinodien ihm entgegenglänzten.

„Seid Ihr ein Fürst oder ein gemeiner Räuber?“ donnerte ihm Barnim zu. „Wie könnt Ihr Eure Hand an das Eigenthum der Einwohner Wineta's legen? Hab' ich etwa mein Wort nicht gehalten, und seid Ihr nicht im Besitze aller der unermeßlichen Schätze, welche in den Tempeln der Götzenbilder aufgehäuft lagen?“

„Sage mir um Christi Willen, woher ist dieser Schrein?“ fragte der Fürst Adelgieß statt aller Antwort den Jüngling mit heimlicher Stimme und langgedehnten Worten.

„Ihr wollt mir ausweichen! Antwortet mir:

womit wollt Ihr dies treuloſe Verfahren entſchuldigen?“

„Um aller Heiligen Willen, woher iſt der Schrein?“

„Ihr ſeid ein wortbrüchiger Elender!“

„Knabe, was willſt Du?“

„Was plündert Ihr hier?“

„Iſt nicht Wineta mein? Hab' ich es nicht erobert? Willſt Du mir's wehren, Knabe!“

„Alſo das war Deine Abſicht, fluchwürdiger Graukopf? Nicht mir beigeſtanden haſt Du, um mir zur Königskrone zu verhelfen, ſondern um Dich zu bereichern, und Du gabſt Dein Treuwort nur, um es ſchändlich zu brechen. Und nun trittſt Du in dies Heiligthum ungeſcheut, und ſpähſt mit gierigen Blikken nach Raub um, und legſt die frechen Hände an dieſe heiligen Eigenthümer. — — Himmel, was muß ich ſehen! Du haſt den Schmuck meiner Gemahlin geſtohlen! Ha ſchändliche Schmach, die Du nur mit Deinem Leben tilgen kannſt!“

Und raſch war das Schwert auf Adelgieß gezückt, der gleich einem Träumenden die wüthenden Ausbrüche von Barnims Zorn hinnahm und ſich nur ſchwach vertheidigte. Schon hatte er von des Jünglings kräf-

tiger Fauſt den Todesſtoß empfangen, als er ausrief: „Deinem Weibe gehört der Schrein? Wo iſt ſie, daß mein Auge ſie noch ſehe? Wo iſt Adelgunde, ihre Mutter?“

Niemand vermochte auf dieſe Fragen zu antworten, und nur der Waffenlärm der beiden Parteien hallte in den Räumen des hohen Hauſes wider. Von dem gräßlichen Mordgeſchrei aufgeſchreckt, trat Zezina, um den Schutz ihres Sohnes anzuflehen, aus ihren Gemächern in die Halle, wo der Streit der Fürſten ſich ſo blutig entwickelt hatte. Kaum aber hatte ſie ſich der Scene genaht, als Adelgieß ausrief: „Ha, da iſt ſie! Kommſt Du, Adelgunde, um in meiner Todesſtunde Dich mit mir auszuſöhnen. Jetzt ſtoß' ich Dich nicht mehr ſchonungslos zurück. Komm, ich vergebe Dir Deine Schuld, Dein Verbrechen an mir! Doch ſage ſchnell, wo ſind unſere Kinder? Wandeln ſie noch unter den Lebenden? Wo iſt mein Sohn, den ich für einen Baſtard hielt?“

Zezina hatte bei Adelgießes Anblick einen lauten Schrei gethan und ſich dann das Haupt verhüllt. Ihre Frauen hielten ſie. „Mutter! Um des Weltheilands Willen, redet,“ rief ihr endlich Barnim zu,

deſſen Haare ſich geſträubt hatten, und deſſen Augen aus ihren Höhlen herausgetreten waren. „Rede! rede! und mache mir klar, was mich furchtbar beängſtigt.“

„Mutter?“ fragte der ſterbende Sachſenfürſt. „Adelgunde, iſt dieſer Dein Sohn?“

„Er iſt's, Adelgieß, und auch der Deinige. Er iſt Lothar, den Du mit mir verſtoßen.“

„Ihr Himmliſchen! Ich der Mörder meines Vaters!“ ſtöhnte Barnim.

„Und wo iſt Geila, Deine Tochter?“

„Frage dieſen, wo die Beſitzerin des Schreines iſt; denn ſie und keine andere muß mein Kind ſein.“

„Euphraſia, Deine Tochter! Euphraſia, meine Schweſter! Euphraſia, mein Weib!“ raſete Barnim auf.

„Unglückſeliger, der Himmel ſchüttet das überlaufende Maaß ſeines Zornes auf Dich,“ rief die von Schmerz wild angegriffene Mutter. Und auf der Straße erſcholl jauchzender Hörnerklang und der Freudenruf der zuſtrömenden Menge: „Heil Euphraſien, unſerer Königin!“ Und im prächtigen Ge-

folge, auf hohem Zelter ſitzend, hielt die ſchöne Griechin ihren Einzug in den Palaſt.

„Sie naht!“ ſagte Barnim feierlich. „Bald wird es grelles Licht werden in dieſer Nacht.“

An Polſchakoffs und Aribrechts Händen trat die als Königin geſchmückte junge Frau in die Halle, von den Chriſtenprieſtern und Barnims und Aribrechts Getreuen gefolgt. Aber plötzlich hielt ſie die freudigen Schritte ein, erſchreckt von dem furchtbaren Ausdruck auf allen Geſichtern.

„Tritt näher, Polſchakoff,“ ſprach Barnim, „und ſage: woher iſt dieſer Schrein? und ſage ferner, was Du mir bis jetzt verſchwiegſt: wer ſind Euphraſia's Eltern?“

„Nur die erſte Deiner Fragen vermag ich zu beantworten,“ verſetzte der Kaufmann. „Als ich vor zwanzig Jahren eines Abends von einer weiten Handelsfahrt auf meinem Schiffe zurückkehrte, und mich dem Hafen von Wineta nahte, bemerkte ich, wie der ſich erhebende Sturm einen weißen Gegenſtand, den ich nicht genau zu erkennen und zu unterſcheiden vermochte, gegen mein Schiff daher trieb. Ich befahl meinem Schiffer, den kleinen am Schiffe hängenden

Kahn zu besteigen und mir den Gegenstand zu verschaffen. Es geschah, und der Mann brachte mir nach kurzer Zeit diesen Schrein, worin ein weinender Säugling lag. Das Kind aber, welches wie durch ein Wunder am Leben erhalten worden war, ist Euphrasia."

„Und in demselben Schrein entriß sie mir Mestiboi, der Oberprieſter des Götzen Swantovit, um, wie er bei Kazemer und Wislaff vorgab, sie den Göttern zu opfern und dadurch das der Stadt Wineta drohende Unheil abzuwenden!" rief Zezina.

„Fragt den Evarto Krian; er lebt noch!" rief Barnim außer sich. „Fragt ihn, was er mit jenem Kinde begonnen. Sie könnte doch eine andere sein." Und dem davon eilenden Boten flog er selbst nach und gelangte an des Greises Sterbelager.

„Was thatest Du mit Zezina's Kinde, dem zarten Töchterlein, welches Du ihr genommen?" rief er mit der entsetzlichsten Angst dem Oberprieſter zu.

„Ich warf's ins Meer auf Mizissa's Gebot. Des Christengottes wollt' ich spotten, und das Unheil abwenden; aber es ist doch herein gebrochen, und hat uns vernichtet. Das Kreuz ist in Wineta aufgepflanzt. Drum Fluch Wineta, und Fluch Euch Allen!" Unter

Verwünſchungen verſchied der Prieſter, und Barnim
ilte zurück.

„Sie iſt's!“ rief er, „Euphraſia iſt Eure Toch-
r, iſt meine Schweſter.“ Da ſtarb auch Adelgieß.

„Du kannſt Deiner Schweſter Gemahl nicht lán-
r ſein,“ ſagte Aribrecht, „und ſchon haſt Du durch
eſe ſündliche Verbindung ſchwer am Himmel gefre-
t. Nie darf Dein Auge Euphraſien wieder ſehen.“

„Nimmermehr!“ ſchrie Barnim auf. „Nimm
den Himmel, Prieſter, aber nicht mein Weib.
ein iſt ſie und ich will ſie behalten. Keine Macht
Erde ſoll ſie von mir trennen, und iſt ſie auch
ne Schweſter, ſo ſoll ſie doch nichts hindern, nach
vor mein Weib zu ſein.“

„Verwegener, Du frevelſt an Gott und ſeinem
ebornen Sohn! Wie kannſt Du blutſchänderiſch
ferner zur Ehe begehren, welche mit Dir derſelbe
geboren? Halt ein, Verblendeter! und erzürne
Heiligen mit Deinen Sünden nicht noch mehr!
ne Dich von Euphraſien!“

„Ha! eher ſoll das Kreuz in Wineta wieder
und die Tempel der Götter aus dem Schutte
en. So ſag' ich mich los vom Chriſtusglauben

und will ein Heide ſein, dem kein thörichtes Geſetz ſich mit der Schweſter zu vermählen verbietet. Ein Heide iſt Wineta's König, eine Heidin ſeine Königin. Zurück Ihr, die Ihr Euch unterfangt, mir das zu wehren, oder mein Stahl ſoll's Euch zeigen, daß Ihr keine Macht habt über Euern König! Folge mir, Euphraſia!"

„Nicht alſo!" verſetzte Aribrecht. „Weiche Du hinaus, böſer Geiſt, Kind der Hölle! Wir haben nichts mehr gemein mit Dir. Zurück, Schandbube! Im Namen Gottes!" Und mit ſeinem Stabe trat er dem Wüthenden entgegen, aber dieſen hatte die wildeſte Leidenſchaft ſchon über alle Schranken der menſchlichen Vernunft hinausgeriſſen, und mit ſcharfem Schwertſtreich traf er ſeinen väterlichen Freund und Erzieher, den oberſten Prieſter ſeiner Kirche, daß dieſer dem Tode geweiht zu Boden fiel. Und raſch griff Barnim nach Euphraſia's Hand, um ſie mit ſich fort zu reißen, aber eben ſo ſchnell warf ſich Zezina zwiſchen ihn und ihre Tochter und rief: „Zurück, Ungeheuer! Spotte nicht der Himmliſchen! Ihre Langmuth hat ein Ende."

Da blitzte in Barnims Fauſt der Stahl, und —

das Entſetzlichſte war geſchehen, der tödtliche Streich war gefallen, und von der Verzweiflung ſeiner That augenblicklich ergriffen, floh der Unglückſelige. Jammernd warf ſich Euphraſia auf die eben aufgefundene und nun ſchon wieder verlorne Mutter. „Laß es, mein Kind! Ein fürchterliches Schickſal muß erfüllt werden," ſagte die Sterbende zu ihr. „Ich habe Adelgießes Leben vergiftet. Er war mein getreuer liebender Gemahl. Aber vom Dänenkönig Hemming verlockt, entheiligte ich ſein fürſtliches Bette, und gab mich treulos der unreinen Flamme des jungen Königs hin. Ich hatte meinem Gemahl einen Sohn geboren, es war Barnim, und Adelgieß wünſchte zur Vollendung ſeines Glückes eine Tochter. Du erfülleſt ſeine Wünſche. Aber wehe! Du warſt die Frucht ehebreheriſcher Umarmung und Adelgieß entdeckte endlich den furchtbaren Betrug. Hemming, der ſchändliche Gaſtfreund, floh und ließ mich zurück; Adelgieß verſtieß mich mit meinen beiden Kindern. Ich irrte lange auf dem Meere umher, bis ich in Wineta's Hafen einlief. Hier wurde ich ſcheinbar glücklich, aber Adelgießes Fluch, daß meine Kinder Blutſchande treiben und mein Blut von meines Sohnes Hand fließen

ſollte, tönte mir ewig in den Ohren. Drum als Du von meiner Seite geriſſen wurdeſt und Wislaff, mein Gemahl, mir entdeckte, der Prieſter habe Dich dem Tode auf Befehl der Götter geweiht, da meinte ich den erſten Theil des Fluchs vernichtet; und als Barnim, in wildem Streit mit ſeinem Bruder Swantibor, mit ſeinem Schwerte mich traf, da glaubte ich den zweiten Theil erfüllt. Aber ſieh, es iſt anders geworden. Alles hat ſich furchtbar bewährt. Das iſt die Strafe des Chriſtengottes, an dem ich erſt gefrevelt, den ich dann zu verläugnen wagte.“ —

Als die Unglückliche geendet, gab ſie den Geiſt in den Armen ihrer Tochter auf. Schweigen und Grauen erfüllte das Haus des Mordes.

Aber draußen ward es wieder lebendig und laut in den Straßen und Gaſſen der Stadt, und Schreckensruf und Jubelgeſchrei tönte mit und nach einander, und immer größere Menſchenhaufen drängten heran. Und nicht lange, ſo hörte man Schwertergeklirr, dann kam's näher und in die Halle traten Hemming, der Dänen-, und Harald, der Schwedenkönig.

„Ergebt Euch!“ riefen ihre Trabanten den Anweſenden zu, „ſchon ſind alle Sachſen und Slaven

in Wineta beſiegt, und die Stadt mit allem, was darin iſt, gehört unſern Herren, den vereinigten Königen von Schweden und Dänemark.“ Und Lubith, Willung, Udalrich und die andern treuſten Anhänger Aribrechts und die übrigen Prieſter eilten den Königen entgegen und verkündeten ihnen das geſchehene Unglück. Da bebte Hemming heftig, als er hörte, daß er der Stifter all dieſes Jammers ſei, und wollte dann ſeine Tochter ans Herz nehmen. Aber kalt und ſtolz ging ſie an ihm vorüber. Die kindliche Jungfrau war zur Greiſin geworden. Alle wichen vor ihrer Majeſtät zurück. Niemand hielt ſie auf; keine ihrer Frauen folgte ihr. Und umrauſcht von den königlichen Gewändern irrte ſie noch lange durch die Straßen, als eine Wahnſinnige vom Volke angeſtaunt und geſcheut, bis man ſie nicht mehr ſah, und Keiner wußte, wohin ſie gekommen war.

Aber an Hemmings Sohlen heftete ſich die Verzweiflung, und er befahl, ſeine Sünde und deren Folgen zu begraben in den Trümmern der noch vor kurzem prächtigen Handelsſtadt. Und Dänen und Schweden verbanden ſich und nahmen alles Gut, was die Stadt in ſich faßte, und brachten es auf ihre

Schiffe. Die ihres Oberhauptes beraubten Sachsen flohen vor den däniſchen und ſchwediſchen Schwertern und mit ihnen die chriſtlichen Prieſter. Das aufgerichtete Kreuz fiel wieder von den Streichen roher Barbaren, aber keine Götter zogen wieder ein in die Stätte des Mordes und Schreckens. Die Flammen wütheten allein in den öden Häuſern.

Mit reicher Beute belaſtet ruderten die nordiſchen Schiffe davon und die Könige gingen, und Tage kamen und zogen dahin, und ſahen mit trüben, wehmuthumſchleierten Augen auf die dampfende Stadt.

In den Ruinen des Tempels des Gottes Swantovit lag die bejammernswürdige Geſtalt des einſt kühn ſich empor geſchwungenen Jünglings Barnim, in den Feſſeln ſchmachvoller Geiſtesverwirrung. Er kaute die Ueberbleibſel der Opfer und leckte den Thau und den Regen des Himmels. Nur wenn Blitze um ſein Haupt ſchwirrten und Donner ihn umtobten, wurde es hell in ſeinem Verſtande und dann fluchte er ſchier noch lauter als der Donner dem Chriſtengotte und dem Heiland, den Heiligen und den Heidengöttern und der Menſchheit.

„Ha!“ rief er dann wüthend, „wenn Du bist,
ott, von dem mir meine Prieſter ſtets vorgeſagt,
vertilge mich, den elendeſten aller Menſchen, den
u ſelbſt ſo elend gemacht, denn ich habe kein
hwert mehr, um es mir in die Bruſt zu ſtoßen;
warf es von mir; Vater-, Mutter-, Bruder-,
undesblut hatte es befleckt. Und von dieſem Fel-
mich zu ſtürzen, vermag ich nicht; ich zittere wie
Kind. Darum vernichte Du mich und die Stätte
ner Gräuel.“ Und wieder raſete er und laute
e. Die Regen aber ſtrömten täglich heftiger, die
ürme heulten immer furchtbarer; das war dem felt-
en Felſenbewohner eine gar liebliche Muſik. Und
leuchtenden Blicken ſah er das Meer höher und
r ſteigen.

Da kam endlich eine fürchterliche Nacht, wie
keine geweſen. Die ſchwarzen Nebelmäntel
en über Land und Meer herab, und nur wenn
eurigen Blitzesſchlangen ſie zerriſſen, ſah Barnim
Gewäſſer zu ſeinen Füßen ſchwellen und kochen.
heulte der Sturm, wie noch nie, und die Wel-
onnerten heftiger an die Felſen. Aus dem Hafen
tete die Mannſchaft nach der Stadt hinauf, das

eindringende Gewäſſer ſchien ſie zu verfolgen. Und Barnim jauchzte, von ſeinem innern Auge fiel die Binde, er wußte, es war die letzte Nacht. Und das Kreuz, welches die Chriſtenprieſter auf die Trümmer des Swantovitstempels aufgeſteckt, riß er herab und warf's in die ſchrecklich ſiedende Fluth und fluchte des Himmels Zorn mit entſetzlichen Worten auf ſich herab. Da drang ein Ohr zerreißendes, Mark zerwühlendes Getöſe an ſein Ohr, gleich als habe die Unterwelt ihre Pforten geöffnet und ſende ihre den Sterblichen vernichtende Laute herauf. Und der Himmel riß von einander und warf einen feuerflammenden Mantel auf das Meer; da ſah Barnim, daß die Gewäſſer wie ungeheure Gebirge ſich von Norden donnernd herabrollten, und er jauchzte. Und näher kam's und raſte wie der Welt Ende ans Land, und verſchlang den Hafen, und ſchlug ſeine Arme um die Uferfelſen und verſchlang ſie, und wälzte ſich nach der Stadt hinauf, und verſchlang ſie; nur ein dumpfes Nothgeſchrei drang an Barnims Ohr, der auf der allein noch verſchonten Spitze ſtand. Und höher ſtiegen die Waſſer, und wieder ſtürzte es wie Berge von Norden herab, und die Wellen riſſen ihren Schlund

auf und verſchlangen den letzten Felſen. Barnim ſah ſie kommen, ſein Gewand flatterte, er war allein noch übrig von allem Leben in Wineta; da warf ihm die Welle eine Leiche zu; er erkannte ſie beim fahlen Schein des Blitzes: es war Euphraſia in den königlichen Gewändern, die ein Kreuz umklammert hielt. Barnim wollte ſie umfaſſen, da packte ihn die Welle und zog ihn hinab. Und höher ſtiegen die Waſſer, und immer gräßlicher rollte es von Norden her und verſchlang die Berge und die Gegend weit und breit. Und als der Morgen ſeine Augen aufthat, erblickte man an der Stätte, wo die blühende Handelsſtadt geſtanden, das ſich allmählig beruhigende Meer ſeine Wellen dahinführen. Bald ſchwiegen die Stürme; das Meer hatte ſeine Opfer und ging ſturm- und ruhllos in den erweiterten Grenzen.

Nicht lange nachher kehrten die Sachſen mit einem fränkiſchen Heere zurück, welches ihnen Karl der Große zur Eroberung Wineta's geſchickt, aber mit trauren Blicken ſtanden die Krieger am Meerufer und ſahen hinab, wo einſt die große Stadt ſich ausgebreitet, und wußten nicht, ob ſie nur von Wineta und ſeinen Schätzen geträumt oder ob es wirklich geſtanden.

* * *

Wenn man an heitern Sommertagen von Uſedom nach Rügen hinüberfährt, und die Strahlen der Sonne das Meer tief hinab erhellen, da deuten die Schiffer in den Grund und zeigen die Thürme und Häuſer und die breiten Gaſſen, die Berge und Felſen der untergegangenen Stadt. Da ſteht ſie in tiefem Meeresgrund ſo ſtill und einſam, und Jünglingsſehnſucht wünſcht ſich gar oft hinab in die Tiefe. Die Schiffer aber erzählen von den ehernen Thoren und Dächern der Stadt und ihren unermeßlichen Schätzen; und ehe man's bemerkt, landet man an Rügens freundlicher Küſte.

Die Schreckensreiſe.

Erzählung.

Aus den Mittheilungen eines Dorfpfarrers.

„Ihr sollt die Pfarre haben, mein lieber Herr Fidelius," sagte der gnädige Herr sehr herablassend und gütig zu mir, nachdem derselbe meine unterthänige Supplikation anzuhören geruht hatte. „Ihr sollt die erledigte Stelle bekommen; doch es ist von jeher in unserer altadligen und berühmten Familie Sitte und Gebrauch gewesen, daß die Herren Candidaten und Hofmeister unseres Hauses, sobald wir dieselben, kraft unseres Patronatrechtes, versorgten, irgend eine weibliche Person aus unserer Dienerschaft als Ehegenossin in die Pfarre führten. Denn wir lieben, Allen, die uns treu gedient, mit gutem Lohn zu vergelten und die Leute für ihr ganzes Leben so zu betten, daß sie's uns Dank wissen. Die Bauernsöhne, welche sich durch Studiren zur Gelehrsamkeit eines Schulmeisters hinaufgearbeitet haben, werden nie in unsern Dörfern angestellt, sie erkiesten sich denn die noch le-

dige Tochter des verſtorbenen Schulmeiſters, d
Pfarrers, Förſters, ein hübſches Dienſtmädchen a
unſerm Schloß, oder ſonſt ein Kind, an deſſen gut
Verſorgung uns gelegen iſt. So halten wir's ebe
falls mit unſern Förſtern, Schloßverwaltern, Auf
hern, Kammerdienern, Kutſchern, und natürlich eb
ſo mit den Herren Candidaten, welche wir zu unſe
Paſtoren zu promoviren gedenken. Ihr habt unſer
Hauſe nun treue Dienſte geleiſtet, mein werther F
delius, Ihr ſollt die Pfarre haben, wie ſchon geſag
doch müßt Ihr Euch baldigſt nach einer Ehehälfte
dem Kreiſe umſehen, den ich Euch bezeichnet hab
Da ich Euch nun kenne und wohl weiß, Ihr ha
Euch auf dieſem Feld des menſchlichen Lebens, a
welchem Ihr bei ſolchem Veranlaß wandeln ſollt, tr
Eures vorgeſchrittenen männlichen Alters, noch kei
Erfahrung geſammelt, ſo will ich es gern überne
men, für Euch zu wählen. Unter allen heirathsfäh
gen Mädchen in unſerm Kreiſe iſt Lorchen, das Kam
mermädchen meiner gnädigen Frau Mutter, für Eu
am paſſendſten. Sie iſt jung, hübſch, raſch, verſte
die Wirthſchaft zu führen, und wird Eure Melanch
lie mit ihren Scherzen trefflich verbannen."

Der gnädige Herr geruhte hier seiner langen und inhaltschweren Rede ein Ziel zu setzen; ich fühlte an der brennenden Hitze in meinem Gesicht, daß mir das Blut während des letzten Theils derselben stark zu Kopfe gestiegen war, und machte verwirrt einen tiefen Bückling. Obgleich ich eigentlich nicht wußte, was ich darauf erwiedern sollte, so war es doch meine Schuldigkeit zu antworten, und auf's Gerathewohl fing ich an: „Dero allergnädigste Huld und Fürsorge ergreift mich so mächtig, daß ich nicht Worte finden kann, meinen unterthänigsten Dank auszusprechen.“ Ich seufzte tief auf, als ich meine Worte, obgleich mit öfterem Häfiren und argem Stottern, doch so zierlich hervorgebracht hatte.

„Schon gut, schon gut, mein lieber Herr Candidat,“ sagte der gnädige Herr über die Maaßen freundlich, „erspart Euch den Dank; es ist mir genug, daß Ihr so vernünftig meine gute Absicht erkennt und auf meinen Vorschlag eingeht. Wir wollen drum die Sache gleich in Richtigkeit bringen.“ — Er schellte. „Jungfer Lorchen soll sogleich kommen!“ rief er dem eintretenden Diener zu, und ich begann, ohne daß ich es wollte, noch verhindern konnte, am ganzen

Leibe wie ein Espenlaub zu zittern, im Gesichte war ich aber eiskalt und also gewiß todtenblaß geworden.

Der gnädige Herr mußte es mir wohl ansehen, denn er sagte mit einer beruhigenden Stimme: „Laßt Euch's nicht angst sein, ehrlicher Fidelius; es ist kein halsbrechend Stück Arbeit, sich eine Frau anzuschaffen, und übrigens will ich ja für Euch das Wort führen. Drum nur getrost! Es ist bald abgemacht."

Dieser huldreichen Worte ungeachtet, und auch aller Beruhigungsgründe, welche ich aus der Philosophie, so ich fleißig studirt, beizuziehen mich bestrebte, ungeachtet, fuhr ich wie ein Schulknabe zusammen, wenn ihn der Präceptor auf einer Sünde ertappt, als Lorchen flink und munter, wie eine Bachstelze, ins Zimmer hüpfte. Ich verbeugte mich, so tief es meine kurzen, unter den Knieen fest gebundenen Beinkleider nur erlaubten, konnte aber der langen Zeit halber, welche diese Reverenz einnahm, nicht bemerken, ob Jungfer Lorchen selbigen Gruß erwiederte. Fernerhin konnte ich vor großer Schaam auch kein Auge mehr aufschlagen; denn der gnädige Herr begann alsobald ein Langes und Breites zu reden von meiner guten Bestallung, häuslichen Einrichtung und

meinem Verlangen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, so wie vom Auftrag, den ich ihm ertheilt haben sollte, mein Brautwerber zu sein, eine Sache, welche sich doch offenbar anders verhielt. Ich aber wagte keine Einrede theils aus schuldigem Respekt, theils weil ich mich gerade in der größten Verlegenheit meines Lebens befand.

Als nun der gnädige Herr mit dieser Einleitung fertig war, fuhr er also fort: „Herr Fidelius hat mir nun an die Hand gegeben, wie er schon seit langer Zeit ein Auge auf Dich geworfen, mein liebes Lorchen, und ich frage Dich also im Namen des künftigen Herrn Pfarrers, ob Du gesonnen bist, seine sehnlichsten Wünsche zu erfüllen und sein ehelich Weib zu werden?"

Ich blinzelte etwas seitwärts nach Lorchen hin und sah, wie sie einen tiefen Knix machte und ihr Gesichtchen von der Sonne der Freundlichkeit überstrahlt war.

„Wenn Eure Gnaden befehlen und der Herr Candidat mir gewogen ist, so wäre ich wohl nicht abgeneigt," sagte sie lachend, und mir lief's siedend heiß zum Rücken hinab.

„Nun so reicht Euch die Hände," sagte der gnä-

dige Herr, „und Ihr, mein werther Fidelius, gebt Eurer Braut den Verlobungskuß.“

Meine Gebeine erbebten ob dieser Anmuthung; dergleichen war mir noch nie, selbst nicht einmal im Schlafe, beigekommen; ich hätte mir auch nicht vorgestellt, daß es dahin kommen würde, und mir graußte, wo das hinaus sollte. Wäre der gnädige Herr nicht zugegen gewesen, so hätte ich mir wohl ein Herz gefaßt; denn Lorchen war wirklich eine allerliebste, leidliche Person; wie in aller Welt sollte ich aber in Beisein meines gnädigen Herrn Patrons solches mit gehörigem respektgemäßen Anstand ausführen! Wenn ich es nur vorher auf meinem Dachstübchen für mich einen halben Tag lang hätte probiren können, so wie ich jedesmal zu thun pflegte, eh' ich den Predigerstuhl betrat, um die andächtige Gemeinde durch meinen Vortrag zu erbauen, oder wenn ich zur Theegesellschaft der gnädigen Frau eingeladen oder von der gnädigen Frau Mutter zur Tafel gezogen wurde. Eh' ich aber mit meinen Zweifeln darüber in Ordnung kam, bemerkte ich, daß Lorchen sich meiner Hand bemächtigt hatte und mir ihr zuckersüßes Mündchen gerade unter die Augen hielt.

„Nun, was wird's, Fidelius!“ rief der gnädige Herr, und in einer völligen Geiſtesabweſenheit bückte ich mich, allen Reſpekt aus den Augen ſetzend, und— that, wie der Herr befohlen hatte.

Als ich wieder zu mir ſelber kam, ſtattete uns ſofort der Herr Baron ſeine Glückwünſche ab, ich verbeugte mich ſubmiſſeſt und ſtammelte mancherlei her, wovon ich aber ſelbſt nichts mehr weiß.

Lorchen hatte meinen Arm genommen, knirte recht niedlich und ſagte: „Gnädiger Herr, ich bin Zeitlebens Dero ergebenſte Dienerin.“

„Schon gut, liebſtes Lorchen! ich will mich ſchon uweilen bei Dir zu Gaſte bitten,“ rief der Herr Ba- n lachend, und das klang mir doch ein wenig ſon- rbar.

Wir ſchritten über die Schwelle hinaus, und ob- ich Lorchen mit mir zu liebäugeln begann, ſo konnte doch nicht unterlaſſen, mancherlei philoſophiſche trachtungen über den ſchnellen Wechſel alles Irdi- n anzuſtellen. Vor einer guten halben Stunde ich als ein hoffnungsloſer armer Candidat in das mer hineingegangen, und wie reich ging ich wieder us! Als ein wohlbeſtallter Pfarrherr und Bräu-

tigam eines runden, kleinen, niedlichen Mädchens.
Der wichtigste Schritt meines Lebens war gethan,
vor dem mir's im Geheimen stets gegraust hatte. Der
Mensch ist nicht geschaffen, daß er allein sei, hatte
ich mir oft gesagt, und Dein seliger braver Vater
hatte Deine gute ehrbare Mutter zum Weibe. Aber
wie eine Frau bekommen? das war mir stets eine
schwer zu lösende Frage gewesen. Inzwischen hatte
ich mich doch über diesen Punkt stets mit dem gemei-
nen Sprichwort getröstet: Mit dem Amte kommt
auch die Frau; und siehe da, der Herr hatte mir
wunderbar geholfen. Schnell war mir mit dem Amt
die Frau geworden; ich war über den gefährlichen
Abgrund hingeschlüpft, ohne ihn recht zu bemerken.
Hätte ich vier Wochen früher gewußt, was heute hätte
geschehen sollen und Gottlob nun wirklich geschehen
war, ich hätte ja weder Speise und Trank zu mir
nehmen, noch Nachts meiner Ruhe pflegen, noch mei-
nen Studien mit der gehörigen Attention obliegen,
noch meinen Scholaren den Unterricht mit Sorgfalt
ertheilen können, und am letzten Sonntag, wo ich zu
aller Zuhörer Erbauung eine sehr salbungsvolle Pre-
digt hielt, hätte ich gewiß zur ewigen Schande un-

geworfen, was mich vielleicht gar um die ſchöne Pfarre hätte bringen können. Nun ſah ich erſt ein, wie weiſe der Herr Baron gehandelt hatte, dieſe Sache in kürzeſter Friſt abzuthun, und wie vielen Dank ich ihm ſchuldig war.

Was meine Braut nun ſelbſt betraf, ſo war ſie eine ſehr heitere, ja luſtige Jungfer, machte mit meinen Zöglingen, manchmal auch mit größeren Leuten gar poſſierliche Sprünge, trällerte und hüpfte durch's Haus, ſcherzte mit dem gnädigen Herrn, wie mit ihres Gleichen, und hing Allen gern was an. Das letztere war mir zu verſchiedenen Malen widerfahren und ich pflegte ihr deshalb aus dem Wege zu gehen. Früher hätte mir hinſichtlich ihrer wohl beigehen können, daß ſie für eine Pfarrfrau doch etwas zu ausgelaſſen und den Freuden dieſer Welt allzuſehr ergeben ſei, um dem weiblichen Theil der Gemeinde als ein gutes Muſter vorzuleuchten; nun aber philoſophirte ich ſehr vernünftig, daß mir der gnädige Herr auf der Welt keine paſſendere Frau hätte auswählen können. Mir fiel nämlich bei, daß, wie mir aus der Experimentalphyſik wohl bekannt, gleiche Pole ſich abſtoßen, ungleiche Pole ſich aber anziehen und an einan-

der halten, und einige ſehr geiſtreiche Pſychologen unſerer Zeit dies Verhältniß als Grundtypus des geſammten Weltorganismus und folglich auch der Menſchen aufgefunden und gründlich dargeſtellt, und es kam mir ſehr wahrſcheinlich vor, daß eine Frau, welche gleich mir den ganzen Tag in Büchern ſtudire und über der Löſung der großen Probleme in den Wiſſenſchaften grübele, die Wirthſchaft zu Grunde gehen laſſen und auch mich niemals aufzuheitern im Stande ſein würde. Wie ganz anders war dies bei Lorchen der Fall! Mein Pfarrhaus verödete gewiß nicht, wenn ſie es bewohnte, und ich habe ja die Menſchen gar lieb und freue mich mit den Fröhlichen, wenn ich mich deſſen auch nicht ſo austhuen und mich nicht viel mit ihnen abgeben kann. Ich war jetzt alſo recht herzinnig froh, daß ich ein ſo ſchönes, mir recht vortheilhaftes und meiner Individualität ſo angemeſſenes Loos aus dem großen Glückstopf gezogen und mir das ſchmucke Lorchen erworben hatte. Ich dachte auch ſchon an unſere häusliche Einrichtung und wie ich meine Bibliothek aufſtellen, auch wie viel Bienenſtöcke ich gleich von Anfang unter meinem Fenſter placiren wolle. Alles dies und noch viel An-

deres dachte ich bei mir, was ich aber nicht erzählen mag, vergaß jedoch, was ich nachher mit Schrecken inne wurde, mit meinem lieben Lorchen auch nur ein einziges Wörtchen zu sprechen.

Meine künftige Hälfte zog mich, mir selbst unbewußt, auf das Zimmer der gnädigen Frau und präsentirte uns als Brautpaar, eine sehr wichtige und unerläßliche Höflichkeitsformel, die ich im Trubel meiner Gedanken gewiß gänzlich vergessen oder über die Gebühr hinausgeschoben haben würde, hätte Lorchen nicht jetzt schon angefangen, statt meiner zu sorgen und zu handeln. Die gnädige Frau machte ein essigsaures Gesicht, als sie uns ihren kalten kurzen Glückwunsch sagte, und schien über unsere Verbindung keine sonderliche Freude zu haben. Ich wußte nicht, woher das kam; denn ich hatte den Respekt gegen sie nie aus den Augen gesetzt und sie war mir sonst sehr freundlich gewesen.

Von da ging's zur gnädigen Frau Mutter, Lorchens eigentlicher Gebieterin. Da war nun die Freude groß. Kaum hatte Lorchen ein Paar Wörtchen fallen lassen, aus welchen sich allenfalls unser Verhältniß errathen ließ, so schlug die gnädige alte Frau Baro-

nin die Hände zuſammen, trippelte mit den Füßen und rief: „I ihr lieben Leutchen, das iſt ja herzig! Gratulire tauſendmal!“ und der Johann mußte uns ſogleich eine Flaſche Franzwein aus dem Keller holen. Es wurde viel über Oekonomie geſprochen und die gnädige Frau rieth mir, mich bald mit einer guten Schafzucht zu verſehen, bot mir auch von ihrer eigenen Heerde einige Böcke, die ihrem Vorgeben nach den Merino's nichts aus dem Wege gingen, für billigen Preis an und ermahnte mein Lorchen zum fleißigen Flachsbau. „Denn,“ ſagte ſie, „Woll und Lein halten warm und rein und putzen gar fein.“

Als wir uns nun beſtens empfohlen und wieder entfernt hatten, zog mich Lorchen in ihr trautes Zimmerchen, welches ich noch nicht betreten hatte, ſo lange ich das hochadelige Haus auch ſchon bewohnte.

„Aber ſage mir nur,“ begann Lorchen in einem recht ärgerlichen Tone, „biſt Du denn ſtumm geworden? Ich dächte doch, einer Braut müßte man mehr zu ſagen haben, als ein Paar dummen Kindern, und mit ihnen hör' ich Dich doch immer zum Ueberdruß parliren und räſonniren. Führ' ich Dich nicht herum

wie des hochseligen gnädigen Herrn Peruckenstock auf dem Boden?"

Durch diese Rede sowohl, als durch das vertrauliche unerhörte Du, wie mich, seit ich aus Tertia gerückt war, niemand wieder genannt, ganz bestürzt, erwiederte ich: „Holdselige Jungfer Lorchen, wenn Sie nur bedenken wollten, wie mir Alles so plötzlich gekommen ist, wie ich mich aber im Herzen baß erfreue, daß Sie nun meine Braut — —"

„Was Sie?!" rief Lorchen spöttisch. „Eben weil wir ein Brautpaar sind, nennen wir uns Du. In vierzehn Tagen ist ja unsre Hochzeit und Du wirst mich doch nicht als Deine Frau Sie nennen wollen?"

„In vierzehn Tagen schon?" fragte ich erstaunt.

„Ei freilich," versetzte Lorchen; „übermorgen werden wir zum ersten Mal aufgeboten, über acht Tage zum andern und in vierzehn Tagen zum dritten und letzten Mal; selbigen Sonntag thust Du Deine Anzugspredigt und wir feiern Hochzeit."

„Nun liebste Jungfer Braut, bis dahin wollen wir uns noch Sie nennen. Es kommt mir vor, als schicke es sich nicht recht, gleich allzu vertraut mit ein-

ander umzugehen.“ Dabei drehte ich verlegen an irgend etwas, welches ich, um nur meinen mir sehr läſtigen Händen etwas zu ſchaffen zu machen, in der Angſt hinter dem blüthenweißen allerliebſten Bettchen meiner Braut hervorgezupft hatte, neben welchem ich ſaß und wo der Lacken zwiſchen dem Stuhl, dem Bettgeſtelle und der Wand eingeklemmt war.

„Wenn Andre dabei ſind, magſt Du mich immerhin noch Sie nennen,“ ſagte Lorchen, „ſobald wir aber unter vier Augen zuſammen verweilen, duzzen wir uns. So machen's alle Liebende und ſo will ich's auch gehalten haben.“

Unterdeſſen ſah ich zu meinem Erſtaunen, daß ich ein Taſchentuch des gnädigen Herrn durch die Finger zog, denn bei einer Wendung leuchtete mir das in einen Zipfel geſtickte hochadlige Wappen mit Hochdero Namenszug in die Augen. Lorchen mochte mir wohl anſehen, daß ich eben nicht das klügſte Geſicht machte, ſie riß mir deshalb das Tuch aus der Hand und verwies mir mein ungalantes Benehmen, ſo daß ich, um nur nicht zu Schanden zu werden, mich genöthigt ſah, ihr ein Schmätzchen auf die Wange zu

geben, welches mir auch wirklich beſſer abging, als in Gegenwart des gnädigen Herrn.

Siehe da, als ich Lorchen in die Augen ſah, vergoß ſie ein Paar Thränchen und ſchmollte mit mir, meinend, ich habe ſie gar nicht ein Bißchen lieb, weil ich ſie nur auf das roſenrothe Wänglein geküßt.

„Ach gutes liebes Kind,“ rief ich ganz wehmüthig, „wenn ich mich unterſtehen darf, ſo küſſ' ich Sie auch auf Ihr kirſchrothes Mäulchen,“ und ſogleich langte ich zu, ich weiß nicht wie und woher mir plötzlich die Dreiſtigkeit kam. Lorchen unterrichtete mich nun in mancherlei unſchuldigen Careſſen, worin ſie zu meiner großen Freude bewanderter war, als ich. Nun wurde ich auch recht geſprächig, plauderte ihr viel vor von unſerer künftigen Einrichtung und entdeckte ihr, daß wir einen recht hübſchen Anfang hätten, ſintemal ich noch ein artiges väterliches Gut in meinem Geburtsort beſäße, deſſen Intereſſen ſich ſeit vielen Jahren gehäuft, während deren ich mir meinen Unterhalt ſelbſt verdient. Zur Recompenz für ſolche erfreuliche Mähr theilte mir Lorchen mit, wie ſie nicht allein ein artiges Kapitälchen von ihrem Lohn und Geſchenken ge-

ſammelt, ſondern auch von der alten gnädigen Frau auf ein ſehr anſehnliches Hochzeitgeſchenk rechnen dürfe, ja daß der gnädige Herr ihr eine Obligation von zweihundert Reichsthalern verſprochen habe, ſobald ſie einmal den Jungfernkranz ablegen würde.

„Liebes Fidelchen,“ fuhr ſie mit anmuthiger Stimme und Geberde fort, daß es mich bis ins innerſte Mark kitzelte, „liebes Fidelchen, aber unſer Hab und Gut müſſen wir gleich hübſch beiſammen haben, deshalb wirſt Du wohl ſo gut ſein und vor der Hochzeit noch in Deine Heimath reiſen, um Dein Gut in baares Geld zu ſetzen und die Kapitalien aufzukündigen. Du mußt ohnedies in die Reſidenz, um Dich dem Oberconſiſtorio als Pfarrer vorzuſtellen; ſo reiſeſt Du noch zehn bis zwölf Meilen weiter und bringſt Deine Sachen auf einmal alle in Ordnung. Du ſollſt ſehen, wie lieb ich Dich dann haben will.“

„Wie könnt' ich Ihnen — Dir wollt' ich ſagen, etwas abſchlagen, gutes Lorchen! Wenn Sie mir nur immer ſo gewogen bleiben wollten.“

„Verlaß Dich drauf, mein Herz! Sieh und wenn Du nach Hauſe reiſeſt, ſo machſt Du höchſtens einen Umweg von fünf Meilen und Du kannſt mei-

nem Vater, welchem Grenzförſter in Wersdorf iſt, ſelbſt die frohe Mähr überbringen.“

„Ei das will ich mit Freuden, beſtes Lorchen,“ ſagte ich, und es ſoll mir höchſt angenehm ſein, meine künftige Verwandtſchaft von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, ſintemal ich von meiner Seite nur ſehr ferne und mir ganz fremde Verwandte aufzuweiſen habe.“

„Mein Bruder iſt ein rüſtiger Jäger und etwas wilder Burſch,“ fuhr Lorchen fort; „ihn kannſt Du mit zu unſerer Hochzeit bringen; er hat mich ohnedies lange einmal beſuchen wollen, aber ſo lang' ich ihn noch nicht unter eigenem Dach beherbergen konnte, ſchickte es ſich doch nicht recht. Nun iſt es ein Anderes. Sie haben mir lange nicht geſchrieben; je nun, das Schreiben wird ihnen ſo ſauer werden, wie mir, und die Jäger haben's lieber mit der Flinte als mit der Feder zu thun. Deſto angenehmer wird es ihnen ſein, wenn ſie ſo frohe Botſchaft von Dir ſelbſt hören. Außer dem Vater und Bruder lebt auch noch der Mutter Schweſter, ich weiß aber nicht wo und wie, habe auch ſeit vielen Jahren nichts mehr von ihr gehört noch geſehen; denn ich war kaum

vierzehn Jahr alt, als ich in die Reſidenz zur Gräfin Werther kam, welcher das Gut gehörte, deſſen Grenzförſter mein Vater iſt. Als die gute Gräfin geſtorben war, nahm mich unſere alte gnädige Frau zu ſich, und nun hab' ich Dich gewonnen, mein Schatz, zum Beweis, daß Gott fürchten und Rechtthun nicht zu Schanden werden läßt."

Ich umarmte mein liebes Bräutchen ob ſolcher chriſtlichen Geſinnung und ſah nun wohl ein, welch eine vortreffliche Pfarrfrau mein Lorchen werden würde.

Die Reiſe wurde nun noch weitläufig beſprochen. Ich hatte Luſt, mir einen Wagen zu miethen, aber Lorchen bemerkte ſehr richtig, daß dies keine kleine Summe koſten würde, welches Geld wir vernünftiger anwenden würden, unſere Wirthſchaft mit dieſem und jenem nothwendigen Stück zu bereichern. Der Herbſt ſei hingegen heuer höchſt angenehm und ganz, wie zu Fußwanderungen gemacht, ich möchte deshalb wie der Heiland und die Apoſtel, unter welche ich mich doch billig als ein Diener derſelben ſtellen müſſe, die Reiſe zu Fuße machen, welches überdies meiner Geſundheit ſehr zuträglich ſein und meinen Geiſt

erheitern würde; wenn ich erſt in den Feſſeln des Amtes und Eheſtandes läge, käme es dann an dergleichen ſo nicht mehr. Alle dieſe guten Gründe ſehr wohl einſehend, fügte ich mich denn in die Umſtände und beſchloß ſobald als möglich abzureiſen.

Solches geſchah denn auch wirklich in der erſten Frühe des zweiten Tags nachher. Mit der Beſtallung meines gnädigen Herrn und deſſen Bericht an das Oberconſiſtorium in der Taſche küßte ich mein Lorchen dreiſt auf den Mund, welche mich bis an den Grenzſtein des Dorfes begleitete, und als ſie mir glückliche Reiſe gewünſcht und die beſte Beſorgung aller Geſchäfte noch einmal eingeſchärft hatte, kehrte ſie zurück, ich aber mußte mich noch oft umwenden und ihr nachſehen; ſie warf mir desgleichen noch Küſſe mit der Hand und dem Taſchentuche zu, bis ſie hinter dem Hügel verſchwand. Rüſtig und fröhlichen Muthes ſchritt ich vorwärts. Die ſchöne Braut, die noch ſchönere Pfarre, mein Kapital zu ihrem, gleich ein hübſches Vermögen, die volle Gunſt unſers gnädigen Herrn, alles dies ging mir kunterbunt durch den Kopf und ließ jene Gefühle nicht in mir aufkeimen, welche der Herbſt wohl ſchon oft in mir erweckt

hatte und die am erſten einen Wandrer, welcher ganz einſam die entblößten Felder und die kahlen Wieſen und blätterloſen Wälder durchzieht, zu ergreifen geeignet ſind, und noch lange einen recht düſtern wehmüthigen Nachklang in uns erhalten. Wohlbehalten langte ich in der Reſidenz an, warf mich in meine Standestracht und übergab meine Papiere, beſtand Tags darauf mein Examen und wurde den folgenden Sonntag in der Hauptkirche der Stadt zum Paſtor ordinirt. Weil mir bei allen dieſen mir höchſt wichtigen Ereigniſſen nichts Ungewöhnliches widerfuhr, ſo gehe ich ſchnell darüber weg, um zur Reiſe ſelbſt zu kommen, welche Alles ſo ganz anders geſtaltete, als ich es mir ausgedacht und bei mir beſchloſſen, ſo daß ich das Sprichwort an mir bewährt fand: der Menſch denkt und Gott lenkt.

Das Wetter war bei meinem Abgang aus der Reſidenz ungemein milde; ich mußte, um zu Lorchens Geburtsort zu gelangen, mich von der großen Landſtraße ab nördlich halten. Der Nebel, welcher allmählig in langen Streifen aus den Gebirgen in das flache Land herab zog, hüllte ganze Gegenden wie in einen zarten Schleier. Zu ſehr mit dem Bilde der nächſten

Vergangenheit und dem, was ich zu erwarten hatte, beschäftigt, fühlte ich nichts von den mit der Reise verknüpften Unbequemlichkeiten, und rückte leicht und schnell vorwärts, ohne daß mir etwas zugestoßen wäre. Ich war meist früh aus der Nachtherberge auf und davon, und sang dem Schöpfer der Lerche gleich mein Morgenlied unter seinem blauen Himmelsgewölbe, betrat auch mein Nachtquartier nicht eher, bis ich ihm inbrünstig gedankt und meine Seele befohlen hatte. Also wanderte ich denn, aß und trank und schlief in meinem Schöpfer vergnügt. Nun nahm aber die Gegend allmählig einen unfreundlichern Charakter an; Berg und Waldung wechselten häufiger mit ebenem Weg und freiem Felde, die Witterung machte auch Miene sich ändern zu wollen, der Wind erhob sich und blies immer heftiger und überdeckte den Himmel mit trüben grauen Wolken, die endlich einen kalten anhaltenden Sprühregen ausgossen. Bald war ich durchnäßt, und ob ich auch Abends die Kleider wechselte, so fuhr mir doch am andern Tag der Regen bald wieder bis auf die Haut, und ich war um wenig gebessert. Dazu kam, daß in der unfreundlichen Gegend wenig Dörfer lagen, und diese wenigen mit

den ſchmutzigſten und ſchlechteſten Wirthshäuſern verſehen waren, denen man den Aufenthalt unter freiem Himmel ſogar bei ſolchem Wetter noch vorzuziehen in Verſuchung kommen konnte. Mein guter Humor machte endlich meiner alten Hypochondrie Platz, ich ſang kein geiſtliches Lied mehr und, über den Wechſel des Wetters, welches mir bei der Abreiſe größeren Genuß der Wanderung als die ſchönſten Tage des Auguſt verſprochen, ganz verdrüßlich, ſchlich ich ſtumm und in mich gekehrt dahin. In dieſer Gemüthsſtimmung fiel mir denn auch, wie natürlich, Lorchen ein, aber gleich wie die Natur um mich ihren Glanz verloren, ſo hatte ſich denn auch meine innere Welt ſehr entfärbt. Es wollte mich jetzt in allem Ernſt bedünken, als ſeien Lorchens Scherze mit dem Herrn Baron doch unſchicklich, ja unſittlich und unerlaubt; ferner fiel mir auf, daß Lorchen von allem ſchon vorher müſſe unterrichtet geweſen ſein, ſonſt hätte ſie ſich nicht gleich ſo beſtimmt und ausführlich über unſere Hochzeit äußern können; das fatale Taſchentuch des gnädigen Herrn wollte mir auch jetzt mehr zu ſchaffen machen, als früher, und das böſe Geſicht der gnädigen Frau, welches, wie mir jetzt wohl einleuchtete, nicht

mir, ſondern Lorchen gegolten hatte, war nun auch ein Gegenſtand meines Grübelns und Nachdenkens geworden, und endlich die Obligation von zweihundert Reichsthalern, wofür nur der gnädige Herr Lorchen die ſchenken wollte? Sie hatte ihm ja doch nicht gedient, ſondern der gnädigen Frau Mutter. Das Gelächter und die Worte des gnädigen Herrn bei unſerer Verlobung ſchallten mir ſtets in den Ohren und machten mir keinen kleinen Kummer. Was doch nicht ſchlimmes Wetter thun kann! Ich ſah jetzt alles in einem ganz andern Lichte, und was mir erſt roſenroth geſchienen hatte, ſah mir nun blaßgelb und grau aus. Je mehr ich über dieſe Dinge nachdachte, deſto betrübter wurde ich, und indem mir die Näſſe vom Hut in den Nacken und das Geſicht troff, zog ich ſtill ſeufzend meine Straße weiter.

Nach und nach hatte ich nichts als Waldung zu durchſtreichen, welche hie und da nur offene Stellen hatte, arm an nahrhaften Erzeugniſſen war und nur wenig Bewohner duldete. Ich war nicht mehr weit von dem Wohnort meines künftigen Schwiegervaters entfernt, und erhöhte nun die Tagesmärſche, um ſo bald als möglich bei ihm anzulangen und dort die

Aenderung des Wetters wo möglich abzuwarten, mich zu pflegen und mit meinen künftigen Verwandten zu befreunden.

Der Regen dauerte noch immer fort und war sogar in einen derben Landregen ausgeartet, und der lehmige, glitschig gewordene Boden hielt meine ohnedies traurige Fußwanderung unangenehm auf.

Endlich war ich meinem Ziele nahe. Von dem Dorfe, in welchem ich zuletzt übernachtet, sollte Wersdorf, der Wohnort des Försters, nur einige Meilen entfernt sein. Weil aber der Regen heftig fiel, konnte ich nicht früh genug ausgehen; daher kam es denn, daß, als ich drei Meilen marschirt war, schon die Dämmerung eintrat, und ich mich noch nicht am Ziele meiner Wanderung befand. Der Weg wurde sehr uneben und der Himmel immer dunkler, so daß ich bald weder die Gegend, nach welcher ich die Richtung zu nehmen hatte, noch den Weg unter mir erkannte. Mißmuth, Furcht vor etwas, was ich nicht zu nennen vermochte, und das Bestreben, mich bald am Ziel zu sehen, alles dies beflügelte meine Schritte dermaßen, daß ich endlich mehr lief als ging. Trotz Wind und Regen wurde ich durch und durch warm, und suchte

mich auch in dieſer aufgeregten Stimmung zu erhalten, welche mir ſchnell vorwärts half. Die Dunkelheit nahm zu, doch lichtete ſich der Wald, der Weg wurde abſchüſſig, und plötzlich gewahrte ich zu meiner unausſprechlichen Freude bei einer Wendung desſelben um den waldbekränzten Hügel dicht unter mir viele Lichter ſchimmern, und die freundlichen Laute, welche die Nähe der Menſchen und ihre wohnlichen Häuſer verkünden, drangen wie die ſüßeſte Muſik mir in die Ohren. An der erſten Hütte angelangt, klopfte ich an dem erleuchteten Fenſter an und befragte mich nach dem Namen des Dorfes. Es wurde mir freundlich geantwortet, und ich erfuhr von dem jungen Bauer, daß ich etwas zu weit rechts gekommen war, die Wohnung des Förſters aber nur eine halbe Stunde links um die Waldhöhe herum liege, von welcher ich eben herabgekommen war.

„Wenn Ihr mir ein Stück Geld gebt," ſagte der Bauer, „ſo bin ich erbötig, Euch bis an das Forſthaus zu bringen; im Dorfe drin findet Ihr ohnedies ein ſchlechtes Nachtlager."

Meinem Ziele ſo nahe, wollte ich nicht noch einmal in einer elenden ſchmuzigen Herberge zubringen;

wir wurden alſo kurzab des Handels eins, ich zahlte und der geſprächige Bauer war zwei Minuten darauf mein Begleiter.

„Kennt Ihr denn den Herrn Förſter Bertram?“ fragte mich mein Führer, nachdem er lange über das ſchlechte Wetter losgezogen und mich neugierig über meine Reiſe befragt hatte, worauf ich ihm gutmüthig gedient.

„Ich kenn' ihn noch nicht,“ verſetzte ich, „aber ich hoff' ihn kennen zu lernen und an ihm einen guten Mann zu finden.“

Der Bauer ſchwieg hierauf ein Paar Minuten, was mir auffällig war; ich fragte deshalb: „Seid Ihr nicht auch der Meinung, guter Freund?“

„Der Herr deucht mir falſch berichtet,“ antwortete er, „doch ich will nichts geſagt haben, überzeugt Euch ſelber; der Förſter wär' im Stande, mir den Hals in der Hecke umzudrehen, wenn er mich einmal erwiſchte, erführ' er, daß ich nachgeſagt, was alle Welt ſpricht. Soviel will ich Euch aber doch für das gute Trinkgeld, welches ihr mir gezahlt, noch drein geben, damit Ihr Euch allenfalls darnach richten könnt: Ihr werdet den Förſter eben nicht in der beſten Laune antreffen.“

„Und weshalb nicht? Iſt ihm etwas widerfahren, was ihn mißlaunig gemacht?“ fragte ich ſehr begierig und ganz über die Worte betreten, welche ich ſo eben vernommen.

„I nun, es hat ſich ein Sterbefall in ſeinem Hauſe zugetragen; ſo etwas macht ja jedermann betrübt, zumal, wenn's mit ſolchen Umſtänden verknüpft iſt.“

„Wer iſt denn dem alten Förſter geſtorben?“

„Ei was, Herr,“ fuhr jetzt der Bauer grob heraus, „ich bin mit Euch gegangen, um Euch den Weg zu zeigen, nicht um mich von Euch ausfragen zu laſſen.“

„Nun es kommt mir nicht auf vier Groſchen an, die ich dem Trinkgeld noch zulege, wenn Ihr mir was aus des Förſters Hauſe berichtet. Ihr ſcheint es genau zu kennen.“

„Um vier Groſchen wag' ich den Hals nicht.“

„Ich geb' Euch mein Wort, daß ich Euch nicht verrathe.“

„Ei, ich kenn' Euch nicht, und kann Euch nicht einmal ins Geſicht ſehen, ob Ihr ein ehrliches habt.“

„Nun ſagt mir nur, iſt des Förſters Sohn noch bei ihm im Hauſe.“

„Oho! der hat jetzt ein anderes Logement, eine Stunde von hier an der Grenze, ein hohes weißes Haus.“

„Das iſt wohl ein Jagdhaus und er hat einen Dienſt und ſich ſelbſt eingerichtet?“

„Ja, ja, ein Jagdhaus,“ lachte der Bauer; „die Vögel des Himmels ſpielen die Hauptrolle bei ſeiner Jagd. Doch wißt Ihr was, beſucht ihn ſelbſt und beſeht Euch ſeine Einrichtung, Ihr werdet dazu morgen die ſchönſte Zeit haben und von des Förſters Haus bis zum jetzigen Hauſe ſeines Sohnes iſt ein artiger Spazierweg.“

„Der Förſter hat auch eine Tochter, wie ich gehört habe?“ fragte ich jetzt mit hochklopfendem Herzen.

„Die Lore? Gott weiß, wo die ſchlechte Bettel jetzt ſteckt!“

„Ei guter Freund, wie könnt Ihr von einer ehrbaren Jungfer alſo ſprechen?“

„Ehrbar?! Jungfer?!“ lachte der Bauer hell auf. „Das weiß ich beſſer, Herr. Vor zehn Jahren hättet Ihr wohl ſo ſprechen können, aber doch auch nicht ehrbar; denn das iſt die Lore nie geweſen. Doch hört Ihr den Hund anſchlagen? Geht um den

Zaun hier herum, so seid Ihr an des Försters Hintergebäuden. Noch zweihundert Schritte und Ihr steht am Hofthor. Die Rüden wittern uns. Behüt' Euch Gott! Auch wünsch' ich guten Empfang und angenehme Ruhe!"

Eh' ich mich nur recht besinnen konnte, war der Bauer verschwunden, und ich stand allein in der gräßlichen Finsterniß. Es überfiel mich plötzlich eine Angst, daß mir alle Glieder schlugen und das Herz im Leibe bebte. Zähneklappernd tappte ich an dem Zaune hin und kam an die Gebäude; die Hunde machten einen gewaltigen Lärm und ihr unaufhörliches Bellen erfüllte mich mit noch größerer Furcht. Endlich stand ich am Thore und sah durch die Spalten desselben Licht schimmern. Das verstärkte Bellen der Hunde mußte die Bewohner des Hauses schon aufmerksam gemacht haben; denn kaum hatte ich mein Dasein durch ein starkes Klopfen am Thore kund gethan, als auch sogleich eine rauhe tiefe Männerstimme mir barsch zurief: „Wer stört uns noch so spät?"

„Ich bitt' Euch, guter Herr!" antwortete ich mit der freundlichsten Stimme, „wollet mir die Thüre öffnen! Ich bin ein Mensch, der den Herrn

Förſter Bertram näher angeht und demſelben ſehr erfreuliche Nachrichten überbringt."

„Dummes Geſchwätz!" polterte die Stimme zornig; „mich geht auf der Welt kein Menſch an. Ich will nichts von dem Geſindel; bleibt mir auch vom Halſe! Ich mag weder ſchlechte noch gute Nachrichten, mag von der ganzen Welt nichts wiſſen. Packt Euch zum Teufel! Hier wird nicht aufgemacht."

„Ihr irrt Euch, guter Herr Förſter, und Euer Irrthum ſoll bald verſchwinden; habt nur die Güte und laßt mir Thor und Thür öffnen, damit ich unter Dach komme. Der Regen fängt ſchon wieder an zu fallen, die Nacht iſt kalt und mich friert ſehr."

„Was kümmert mich Euer Froſt? hier iſt kein Platz für Straßenläufer und keine Herberge für Gauner, die ſich mit freundlichem Wort einſchleichen wollen. Noch einmal: packt Euch!"

„So hört mich doch an, lieber Herr Förſter; ich bin ja der Bräutigam Eurer einzigen Tochter Lorchen!"

„Nun da magſt Du ein ſchöner Geſelle ſein. Wer die heirathet, iſt keine Nachtherberge werth. Marſch! Fort!"

Das Fenster wurde klirrend zugeworfen, und ich stand wie vernichtet am Thore. Die Hunde heulten, daß mir's durch Mark und Bein fuhr; durch das lange Stehen war ich, früher vom raschen Gehen so sehr erhitzt, nun ganz kalt geworden, meine Zähne rasselten unwillkührlich zusammen, das Herz fror mir im Leibe und die nassen Glieder schlotterten vor Frost. Einigemal mußte ich mir an den Kopf fühlen, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich noch bei Verstand sei und das Gehörte nicht geträumt habe. Doch vergebens bestrebte ich mich, meine Gedanken zu sammeln; ich wußte nicht, was ich thun sollte. Das war mir von Lorchens Vater widerfahren? Ich hatte es erlebt und konnte es doch nicht begreifen, und als ich fünf Minuten vor mich dumpf hinbrütend gestanden hatte, war es mir in meinem Geiste nicht anders, als müsse ich daran zweifeln, als sei es ein Phantom gewesen, eine Folge meiner Ueberspannung. Der Regen goß jetzt stark und der Wind blies mich durch und durch. Ich dachte: einen Stall wirst du doch erhalten, wo du die erstarrten Glieder wenigstens unter Dach bringen und vielleicht in Stroh erwärmen kannst, und so pochte ich denn noch einmal an das Thor an.

Ein gräßlicher Fluch gellte in meinen Ohren wider, ein abscheuliches Schimpfwort folgte darauf, und dann wurde mir angedeutet, wenn ich nicht gleich ginge, würde man die Hunde auf mich los lassen. Diese Bestien tobten unterdessen im Hofraume.

Mit weinender Stimme rief ich: „So erbarmt Euch doch eines armen Menschen und christlichen Mitbruders, der, ohne Weg und Steg zu kennen, in diesem gräulichen Wetter und furchtbaren Finsterniß umkommen muß. Ich will es Euch gerne bezahlen, und der Herr wird die Wohlthat hundertfach vergelten."

„Kömmst mir eben recht mit Deinem Pfaffengeschwätz. Verdammtes Gewimmer! Geh' wo Du hergekommen. Sultan, Diana, Hektor, hatz! packt!"

Alsobald rasselte ein Riegel an einem Pförtchen unter dem Thore, wahrscheinlich für die Rüden bestimmt und durch einen Zug aus der Stube zu öffnen. Die letzten Worte des Försters und das Getöse des Riegels klangen mir wie die Posaune des Weltgerichts. Außer mir stürzte ich fort, ich wußte nicht wohin; furchtbar rasten die Hunde hinter mir her; ach, ich armer, elender Mensch konnte ihnen nicht entgehen. Ich schrie laut auf vor Entsetzen, die

Haare ſträubten ſich mir zu Berge, aber ſchon ſchnapp-
ten die wüthigen heulenden Beſtien nach mir, ſchon
zerriſſen ſie meine Kleider und einer ſetzte ſeine Zähne
mir tief in die linke Wade. Ich ſchrie abermals und
jammerte vor Schmerz, aber die Noth lieh mir Kraft,
mit meinem Reiſeſtock ſchlug ich auf die allzu treuen
Diener ihres abſcheulichen Herrn los, und es gelang
mir, ſie mit gewaltigen Hieben von mir zurück zu
ſcheuchen. Sobald ich mich frei ſah, rennte ich wieder
fort, in der Meinung, nach dem Dorfe zu, woher ich
gekommen; ich floh wie ein gehetztes Reh; doch da-
durch kam mein Blut wieder in Umlauf und die ſtarre
Kälte wich mir aus den Gliedern. Lange war ich ohne
Ueberlegung an einem Raſenrain hingelaufen, und die
Dunkelheit der Nacht ließ mich nichts erkennen; ich
troff von Näſſe, aber ich fühlte es nicht. Die heftigſte
Aufregung und Anſpannung mochte mich wohl einige
Stunden in der Dunkelheit umhergetrieben haben, als
die ihr nothwendig in gleichem Grade ſtarke Abſpan-
nung eintrat. Ich erſchlaffte; Hunger, Kummer, Durſt
und Müdigkeit begannen zu gleicher Zeit mich heftig
zu quälen. Da wandte ich mich im brünſtigen Gebet
zu Gott, weil Menſchenhülfe mir ſo grauſam verſagt

war. Das Gebet goß mir neue Kraft in die Seele und muthiger ſchritt ich wieder vorwärts. Der Weg — wenn es anders ein ſolcher war, worauf ich zeither gewandelt — verlor ſich in eine, wie es mir ſchien, breite Ebene; ich wandelte auf weichem Boden. In der feſten Zuverſicht, dennoch einen Ort zu finden, wo ich mich wenigſtens bis zum Morgen vor dem Regen ſchützen könnte, verdoppelte ich meine Schritte. Plötzlich ſah ich in der Ferne einen weißlichen Gegenſtand ſchimmern, der mir wie die Ruine eines Schloſſes vorkam. Voll Hoffnung endlich ein Ruheplätzchen zu finden eilte ich darauf zu. Je näher ich kam, deſto zweifelhafter wurde ich, ob das Geſehene die Mauer einer Ruine oder ein Steinbruch, ein Felſen oder ein Kirchthurm ſei. Nun ſtrengte ich Augen und Phantaſie an, die verworrene Maſſe zu geſtalten und in feſte Umriſſe zu bringen; doch vergebens. Je ſchärfer ich hinblickte, deſto unſicherer zeigte ſich das Geſehene. Die Dunkelheit wurde jetzt ſo groß, daß endlich der Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit den Augen gänzlich entſchwand, und ich in Zweifel blieb, ob ich mich in dieſer böſen Nacht noch einer Behauſung zu erfreuen haben würde. Der Muth war mir wieder

gänzlich gesunken und in halber Bewußtlosigkeit ließ ich mich von meinen ermüdeten Beinen aufs Gerathewohl forttragen. So mochte ich wohl eine Viertelstunde in meiner frühern Richtung fortgeschlichen sein, als mir mein Gefühl verrieth, ich sei in der Nähe eines mir entgegenstehenden Körpers, welches mein Stock sofort auch bestätigte, mit welchem ich an etwas Hartes stieß. Mit den Händen fühlte ich bald Gemäuer, aus welchem ich hie und da etwas Weißes hervorschimmern sah. Dies hielt ich für Kalk, und die Vorstellung einer Ruine kam mir wieder in die Seele, die Einbildungskraft hatte das Ganze bald geformt, und ich beschloß einen Eingang zu suchen, um mich so trocken als möglich zu betten, und hier den Morgen zu erwarten. Mit einer wunderlichen Furcht vor offenen Kellern, unterirdischen Gängen, in welche ich fallen könnte, morschen Mauern, welche sogleich bei ihrer Berührung über mich zusammenstürzen und mich unter ihren Trümmern begraben könnten, tappte ich an dem Gebäude herum; aber so fleißig ich auch suchte, ich fand keine Thüre.

Nun rief ich ein lautes Hallo! in die Nacht hinein, aber nur das Echo antwortete mir. Meine ei-

gene Stimme hallte dumpf und gräßlich in dem Gemäuer wider und der zurückprallende Ton vermiſchte ſich mit dem Schreien und Krächzen der Eulen und Raben, die ich aufgeſchreckt und aus ihren nächtlichen Schlupfwinkeln geſcheucht hatte. Was ſollte ich nun beginnen? In der gräßlichſten Finſterniß der Nacht, in Regen und Wind, ohne Weg und Steg weiter zu gehen, war nicht rathſam; aber hier in dem Unwetter, in naſſen Kleidern, den Morgen erwarten zu müſſen, war doch gewiß ſehr ſchrecklich. Die Richtung meines Wegs hatte ich nun gänzlich verloren; ging ich noch weiter, ſo konnte ich eben ſo gut zurück als vorwärts laufen, konnte von einem Abhang ſtürzen, oder in einen Graben, in ein Waſſer fallen, oder ſonſt ein Unglück nehmen. Dieſe Ueberlegung beſtimmte mich: raſch warf ich mein Bündel ab und mich darauf; mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt, ſchützte ich mich gegen den ſtärkſten Andrang des Windes. Der Regen begann indeß etwas nachzulaſſen, der Sturmwind tobte dafür deſto wilder. Alles war ſtill um mich her, nur das Pfeifen des Windes durch das Steingebäude war der einzige, aber auch ein grauſiger Ton. Ich war nicht müde, doch fühlte ich bald einen

fieberartigen Froſt, der mich gewaltig ſchüttelte, mit einem brennenden Durſt und einem noch größern Hunger. Mein letztes Brot hatte ich auf dem eiligen Marſche ſchon am Abend gekaut, jetzt wären nur harte Krumen mit Taback vermiſcht in der Taſche; doch ich verſchlang ſie mit Begier. Mein Glas, worin ich Rum mit mir geführt hatte, war längſt zur Neige, doch verſuchte ich noch einiges herauszutröpfeln, um meine lechzende Zunge damit zu erquicken. Schon der Geruch that mir wohl; ich behielt es daher in der Hand, um nur etwas zu haben, was mir wenigſtens einigermaaßen menſchliche Labung erſetzen konnte. Ich dachte nun an Lorchen und den gnädigen Herrn, wie ſanft und weich die jetzt ruhen möchten, während ich hier ein ſo ſchreckliches Schickſal erdulden mußte. Wie gut konnte ich es auch haben, wenn ich zu Hauſe geblieben wäre, oder mir einen Wagen gemiethet hätte, wie ich gleich anfangs gewollt. Ich konnte mich einer recht bittern Empfindung gegen Lorchen nicht erwehren; denn die ſo eilig betriebene Hochzeit war ja doch an allem Schuld. Und hatte ſie mich nicht zur Reiſe vermocht? Ich hätte ja meine Kapitalien ſtehen gelaſſen. Hatte ſie nicht darauf gedrungen, daß ich zu Fuße ge-

hen mußte? Hatte ſie mich nicht zu ihren Verwandten geſchickt? Nun fiel mir ihr ganz abſcheulicher, unchriſtlicher Vater wieder ein, und die Art, wie er mich als ſeinen Schwiegerſohn begrüßt; auch des Bauern Worte ſtürzen mir wie Centnergewichte auf's Herz, und wenn ich ihr und dem gnädigen Herrn mein Wort nicht gegeben, ſo hätte ich mich jetzt entſchließen können, ſie gar nicht zu heirathen. Mit ſolchen Gedanken plagte ich mich herum, als der Wind ſtärker brauſte. Ueber mir ſchlug etwas wider die Mauer, was klappernd ab und ſo wechſelnd wieder gegen das Geſtein fuhr. Ich horchte auf und verhielt mich ganz ruhig, damit ich am Schalle den Gegenſtand erkennen möchte; doch umſonſt. Die zeither bewahrte Standhaftigkeit verließ mich, der Froſt durchwüthete mich, ich hatte über meine Glieder keine Gewalt mehr, ſie ſchüttelten krampfhaft hin und her, während ein Fieberſchauer um den andern das Mark meiner Gebeine durchfuhr. Jetzt hörte ich jenes unerklärliche, wunderliche Geräuſch wieder; mein Beſtreben, nicht darauf zu achten, war fruchtlos; ich verſuchte zu beten, aber ich konnte meine Gedanken nicht ſammeln und zu Gott erheben. Gräßliche Vorſtel-

lungen flogen wie bleiche Schatten, gleich denen der Wolken auf der Erde, durch meinen Geiſt, ich wollte und konnte ſie nicht feſthalten und ausmalen, ſie waren mir ohnedies gräßlich genug. Da hörte ich jenes ſinnverwirrende Geräuſch zum drittenmal und noch deutlicher. Es war dem Schalle nach dicht über mir. Raſch fuhr ich in die Höhe, trat auf mein hohes Bündel und ſtreckte meinen langen Arm (ich bin ſehr hoher Statur und vorzüglich mit ſehr langen Armen und Beinen vom Himmel ausgeſtattet) hoch empor, und faßte mit der Hand — den eiskalten Fuß eines Menſchen, welcher vom Winde getrieben hin und her baumelte.

Und wenn mich eine Schlange in die Hand gebiſſen, ich hätte nicht ſo entſetzt zurückfahren können; wie ein elektriſcher Schlag zuckte es durch meinen Körper bis in die feinſten Nerven und ſiedendheiß überbrütete es mich, während mich faſt zur ſelbigen Zeit Todtenkälte ſchüttelte; jedes Haar auf meinem Haupte ſtieg wie eine Borſte in die Höhe, wie wahnſinnig raffte ich Bündel und Stock auf und rannte in wilder Verzweiflung in die Nacht gleichviel wohin. Jedes Geräuſch in meiner Nähe, das Raſcheln des

Laubes, das Knarren der vom Wind bewegten Aeſte, alles ſchien mir eine Wiederholung jenes gräßlichen Tones am Hochgericht, welcher mich gleich anfangs ſo ſehr erſchüttert hatte. Meine eigenen Tritte, das Geräuſch, durch mein unſinniges Laufen verurſacht, täuſchte mich mit der Vorſtellung, als folge mir jemand, als ſei es mir ſchon auf den Ferſen, und brachte mich faſt zur Raſerei. Blind und verwirrt ſchlug ich mit dem Stock um mich, bis ich mich ſammelte und den Vorgang zu überdenken im Stande war. O möchte keinem Chriſten je wieder dieſe Empfindung zu Theil werden, ſie war ſchlimmer als Tod und Vorempfindung des Todes, ſie war gewiß das Gräßlichſte, was menſchliche Vorſtellung begreifen kann. Nah an ihr liegt der Wahnſinn, vor welchem mich Gott jedoch in dieſer harten Prüfung gnädigſt bewahrt hat.

Mein haſtiges Rennen wurde allmählig regelmäßiger Schritt. Meiner Berechnung nach konnte es höchſtens erſt eine Stunde über Mitternacht ſein; die Nacht dauerte alſo noch fünf bis ſechs Stunden, welche ſchrecklich lange Zeit für mich Unglücklichen! Der gemäßigte Schritt und vernünftige Ueberlegung verſcheuchten endlich die wilden wirren Bilder meiner

Phantaſie; ich ſchlug nicht mehr um mich, ſondern ſtützte mich wieder auf meinen Stock. Der Regen hatte einigermaaßen nachgelaſſen, Hunger und Durſt waren mir vergangen, das unmäßige Laufen hatte mir wieder warm gemacht, aber ich fühlte ein unaufhörliches Zittern in allen Gliedern.

Endlich kam mir ein, eine Pfeife Taback zu rauchen, und ich zog die Pfeife mit dem ledernen Beutel hervor. Aber der Taback war feucht geworden und ſo auch der Schwamm; faſt eine halbe Stunde brachte ich mit Feuerſchlagen zu und gewann dennoch keins, ſo daß ich auf den beſcheidenen Genuß, worauf ich mich ſo ſehr gefreut, endlich doch verzichten mußte. Verdrüßlich über die getäuſchte Hoffnung und durch das lange Stehen ſteif geworden, half ich mir an meinem Stabe wieder vorwärts und in dumpfer Verzweiflung ging ich auf hartem felſigen Boden. In dieſem Zuſtande halber Fühlloſigkeit mochte ich wohl eine halbe Stunde fortgewandert ſein, oft ſtürzend und ſtolpernd, oft an Steinen und Wurzeln hängen bleibend, als ich Spuren menſchlicher Sorgfalt und Anbaues zu bemerken wähnte. Ich ſchöpfte tief Athem und ging mit mehr Beſonnenheit weiter.

Nun begann ich aber ſowohl an den Händen und Armen, die ich mir blutig gefallen, als an der Wade, in welche mich des Förſters böſer Hund gebiſſen, und aus welcher Wunde ich viel Blut vergoſſen hatte, die heftigſten Schmerzen zu empfinden. Die Wunde ſchien zu verſchwellen und ich konnte kaum mehr auf das verletzte Bein auftreten. Bei jedem Schritt hätte ich in den Himmel hineinſchreien mögen.

Still vor mich hinjammernd, und weinend, daß mir die Thränen an den Wangen herabrollten, hinkte ich weiter. So ſtark auch der Wind wehte, dünkte mich's doch, als hörte ich das Krähen eines Hahnes — es war weit, weit entfernt, doch klang mir der Laut ſo herrlich, daß ich das Zucken der Freude durch alle Nerven ſpürte. Nun ſtrengte ich mein Gehör an, ob ich mich auch nicht getäuſcht, und wohl mir, der Ton des edlen Hausthiers, welcher ſo manchem verirrten Wanderer die Nähe einer Menſchenwohnung verkündete, wurde von meinem entzückten Ohre zum zweiten Male vernommen. In der Freude meines Herzens pries ich laut die ſtarke Stimme der Hähne und ihre inſtinktmäßige Unruhe bei nahenden Stürmen und während derſelben. Bald hörte ich das

melodiſche Hahnengeſchrei verdoppelt, und richtete nun meinen Weg gerade dahin, woher mir der Schall ſo einladend entgegen tönte.

Schon fühlte ich nur noch weniges von meinen Schmerzen, die angeſpannte Begierde, bald unter Dach zu kommen, vertrieb ſie, und je mehr ich mich dem Gegenſtande meines heftigſten Verlangens zu nähern wähnte, deſto ſchneller hob ich die Füße.

Bald unterſchied ich die Stimmen mehrerer Hähne und kettete an dieſe Bemerkung ſogleich die Vorſtellung, ich müſſe nicht weit von einem Dorfe oder doch wenigſtens einem großen Meierhofe ſein. Nun eilte mir meine ſonſt eben gar nicht ſo ſehr lebhafte Phantaſie voraus und zeigte mir meine Wirthsleute freundlich und eifrig um mich beſchäftigt, ſchon fühlte ich im Geiſte die wohlthätige behagliche Wärme des mit meiner ganzen Garderobe ringsum geſchmückten Ofens und träumte mir die kräftigen einfachen Speiſen meiner Heimath dampfend auf dem Tiſche vor mir. O wie wollte ich mich laben! wie entzückte mich nicht ſchon die Vorſtellung des zu erwartenden Genuſſes!

Indem ich nun ſo emſig meinen Weg fortſetzte, be-

merkte ich, daß ich wieder, wie vorhin, auf weichen Wiesengrund gelangte. Ich dachte mir, es sei wohl der Weideplatz des Viehes aus dem Dorfe und ging weiter. Bald genug wurde ich aber inne, daß ich auf sehr übeln Wegen wandele; der Boden war seicht und moorig, und je weiter ich in der Hoffnung vordrang, bald hindurch und am Dorfe zu sein, desto tiefer sank ich bei jedem Schritte in den sumpfigen Rasen der Wiese. Zu meinem großen Unglück fiel auch der Regen wieder in starkem Guß, der feuchte Grund ließ mich nur sehr langsam vorrücken; denn ich mußte an jedem Fuße mit Anstrengung ziehen, eh' ich ihn aus dem Schlamme zu bringen vermochte, und fühlte, mit dem nassen Elemente oben und unten kämpfend, eine plötzliche große Ermattung. Zu meiner beispiellosen Bestürzung wurde der Moorgrund, je weiter ich vordrang, immer tiefer und schlammiger; oft sank ich bis an die Kniee hinein und arbeitete mich nur mit der größten Anstrengung heraus. Zurückgehen wollte ich nicht; auch wußte ich ja schon nicht mehr, woher ich gekommen war; konnte ich doch kaum die Hand vor dem Gesichte erkennen. Mein Gemüthszustand war bei weitem nicht mehr so

zaghaft, als vorher; ein rauhes Weſen, wie ich es gar nicht an mir kannte, hatte ſich meiner bemächtigt, welches ich eine Art ſtörriſchen Trotz nennen möchte, allem Andrange eines feindlichen Geſchicks mit eigener Kraft entgegen zu arbeiten und den Schöpfer — verzeih' er mir die Sünde! — gleichſam herauszufordern. Es kam mir vor, als ſei heute Gott und Menſch gegen mich, und ſo war mir denn der ſchlimmſte Tod gleichgültig.

Allmählig kam ich aus dem Schlamme hervor und trat auf einen erhöhten Erdenwall, den ich bei näherer, mit den Händen vorgenommener Unterſuchung für einen Damm erkannte. Ich ſammelte hier einige Minuten Muth und neue Kraft, und ſprang dann von der Erhöhung hinab in die Ebene, um von neuem das moorige Feld zu durchwaten. Ein Ende mußte doch nun nahe ſein, da man einen Damm darin aufführen konnte. Kaum war ich aber zehn Schritte vorgearbeitet, als ich plötzlich bis unter die Arme verſank. Da gab ich mich laut jammernd für verloren und ſagte der Welt Ade. Nun wich der abſcheuliche Trotz ſchnell von mir, ich erkannte meine Sünde, ging in mich und bereute ſie. Darauf faltete ich meine

Hände und that ein lautes Gebet zum Herrn des Himmels und der Erde, daß er mich entweder aus dieſer grauſen Noth erretten oder mich ſanft in Abrahams Schoos hinüber führen möge. Als ich mich nun alles Irdiſchen abgethan, war's als käme der Geiſt Gottes über mich. Trotz der eiſigen Kälte, welche mir aus dem Sumpfe an den warmen Leib drang, gewann ich doch neue Kraft und arbeitete mich nach einer Viertelſtunde furchtbarer Anſtrengung heraus. Zwar ſank ich noch oft tief hinein, aber ſobald ich den Boden weichen fühlte, war ich ſchnell mit dem andern Beine vorwärts und ſchützte mich ſo durch äußerſte Behendigkeit vor dem gänzlichen Verſinken. An einer etwas ſeichten Stelle ruhte ich wieder aus, gürtete meinen Rock unter die Arme, blickte andächtig zum Himmel und hob meine Gedanken in ſtummen wortloſen Gebete zu Gott, dann wandte ich mich ſeitwärts, um nur in etwas eine Aenderung zu treffen. Dieſer Wendung verdankte ich nächſt Gottes Hülfe, welche ſie mir eingegeben, mein Leben; wenn ich gerade ausgegangen, wär' ich gewiß im tiefen Kothe elendiglich verſunken und umgekommen, ſo aber fand ich nach einigen Schritten etwas wäſſerigen Bo-

den, in den ich zwar um ſo tiefer ſtürzte, aus welchem ich mir aber auch um ſo leichter heraus half. Faſt bis unter die Arme ſchritt ich eine Weile in Waſſer und Schlamm, kam dann auf feſteren Grund, woſelbſt das Waſſer abnahm, und endlich auf gewöhnlichen Wieſenraſen. Als ich hier einige Schritte gethan hatte, rennte ich mit der Stirne vor einen harten Gegenſtand; ich fühlte mit den Händen und wurde inne, daß es eine mannshohe hölzerne Befriedigung ſei. Schnell entſchloſſen kletterte ich daran hinauf und überſtieg es. Oben aber war mir der vom Rock geknüpfte Gurt aufgegangen und als ich kühn herabſprang, blieb der eine Fittig meines Ueberrockes daran hängen. Der arge Riß erſchreckte mich von neuem, auch hatte ich mir durch den Sprung die Beine gewaltig geſtaucht, ſo daß ich wohl fünf Minuten am Boden lag und mich nicht rühren und regen konnte. Doch als ich erſt wieder auf den Beinen ſtand, hatte ich gewonnenes Spiel; denn indem ich die Augen aufhob und durch das Dunkel rings umherſchweifen ließ, erblickte ich in kleiner Entfernung mir zur Seite einige Lichter, und ein dumpfes Geſurre, dem ich jedoch noch keine Bedeutung geben konnte, verkündete

die Nähe lebender Wesen. Die Wiese verlor sich unter mir und ich kam in dichte Weidenpflanzungen, durch die ich mich mit Mühe durcharbeitete. Als dies geschehen war, fühlte ich gebahnten Weg unter mir und langte, auf demselben rasch vorschreitend, nach ohngefähr zehn Minuten vor einem Dorfe an, aus welchem mir durch die Stille der Nacht Töne der Freude und Musik entgegendrangen. Welche Empfindungen dadurch in mir erregt wurden, vermag ich nicht zu beschreiben, aber ohne daß ich es verhindern konnte, gingen mir die Augen über und eine Thränenfluth stürzte von meinen Wangen.

Beim ersten Hause angelangt, warf ich mich mitten in den feuchten Weg auf die Kniee und dankte Gott mit dem innigsten wärmsten Dankgebet, was wohl je aus reinem Herzen gen Himmel gestiegen ist, für die Erhaltung meines armen Lebens. Meine Brust fühlte sich erleichtert und gestärkt, und getrost, voll freudiger Zuversicht, ging ich auf das hell erleuchtete Haus zu, aus welchem mir das Musikgetön entgegen drang. Die lebensfrohen Leute darin konnten doch unmöglich jenem Ungeheuer gleichen, welches mich mit Hunden von der Thür gehetzt.

Mehrere Zeichen verkündeten mir, daß ich mich vor der Schenke befand; ich trat in die Stube unter die heitern Gäſte, und als ich nach dem Wirthe fragte, ſah ich mich bald von einer Menge Neugieriger beiderlei Geſchlechts umſtanden.

„Ei woher ſo ſpät?“ fragte der Wirth, ein wohlbeleibter Mann vom biederſten treuherzigſten Anſehen, mit dem freundlichſten Geſicht, indem er ehrerbietig das grünſammtne Käppchen rückte.

„Wie viel Uhr vor allen Dingen?“ fragte ich.

„Wird gleich um zwei Uhr ſein.“

„Gern will ich Euch alles erzählen, was mir in dieſer Nacht Schreckliches widerfahren iſt, guter Mann, und auch Euch, ihr lieben Leute, deren Freude ich geſtört habe, nur ſeid ſo gut und zeigt mir ein Plätzchen, wo ich dieſe von Näſſe und Koth durchdrungenen Kleider abwerfen kann, und dann laßt mir eine warme Suppe bereiten; denn ich bin halb todt.“

„Herzlich gern, lieber Herr,“ ſagte der Wirth und gab ſogleich Befehle. Mein Anſehen mußte in der That ſchrecklich ſein; ich vernahm es aus einzelnen halblauten mitleidigen Aeußerungen der Umſtehenden und Tags darauf aus dem Berichte des Wirths.

Aber bis unter die Arme war ich auch mit Schlamm überkleiſtert, hatte nur einen halben Rock an und dieſe Hälfte war zerfetzt. Die Haare hingen mir unordentlich im Geſichte, deſſen Züge durch Angſt, Furcht und Entſetzen ganz verzerrt waren. Dazu kommt, daß ich von Natur ohnedies nicht mit beſonderer Leibesſchönheit begabt bin; mit einer ſehr langen, hagern Geſtalt verbinde ich auch ein langes, dürres Geſicht, meine Wangen ſind bleich und eingefallen, und die Stirne, mit ſehr buſchigen, dunkeln Brauen verſehen, iſt ſtark hervortretend und gewölbt.

Mein ſanfter, liebreicher Ton, welchen ich mir, ſeit ich die Kanzel betreten, angewöhnt, ſchien den Wirth ſehr für mich einzunehmen; denn nach einer Minute führte er mich in ſeine warme Wohnſtube, reichte mir ein Hemde, ein Paar Beinkleider und einen warmen wollenen Matin, war mir auch beim Auskleiden ſehr behülflich. Während deſſen erzählte ich dem freundlichem Manne kurz meine Abenteuer. Als ich an den Förſter kam, deſſen nähere Beziehung zu mir ich aber weislich verſchwieg, nannte ihn der Wirth den größten Schurken im Lande, dem man eine Kugel vor den Kopf ſchießen ſolle; darauf beſah er den

Biß und wusch mir die Wunde aus, welche mich sehr schmerzte. Da er aber bedenklich darüber wurde, so rief er den Barbier herbei, welcher sich auf dem Tanzsaale befand. Eine Menge Neugieriger quoll mit herein. Der Chirurg verband mir das Bein, ebenso die blutrünstigen Hände, nachdem er auf beides ein schmerzstillendes Pflaster gelegt. Als wir damit fertig waren, stand schon das wohlduftende Gericht auf dem Tische; ich aß und trank nach Herzenslust; denn man hatte ein gutes Bier, welches zum Kirmeßfest besonders gebraut war. Die Stube füllte sich immer mehr an und der Wirth, der seinen höchst neugierigen Gästen schon einiges verrathen, bat mich in ihren Namen, ihnen, sobald ich gespeist, meine Abenteuer dieser Nacht mitzutheilen. Gern sagte ich den gutmüthigen theilnehmenden Leuten dies zu, um ihnen dadurch noch einen recht schauerlichen Kirmeßspaß zu bereiten; denn der Mensch, vorzüglich der gemeine Mann, vergnügt sich am Schauerlichen stets am meisten.

Der Tanz wurde nun ganz eingestellt, den man ohnedies zu beschließen im Begriff gewesen war; aber aller Schlaf war den Kirmeßern aus den Augen gewichen, selbst die Eingeschlummerten waren durch meine An-

kunft wieder munter geworden und das für ſie ungewöhnliche Ereigniß brachte ein ſolch lebendiges Treiben unter ſie, als ſollte wunder was vorgenommen werden.

Sobald ich mich nun an Speiſe und Trank gelabt und die Glieder erwärmt hatte, begab ich mich in des Wirths Kleidern wieder auf den der Stube gegenüber liegenden Tanzſaal; ſogleich drängte die ganze muntere Geſellſchaft auf mich ein, die mich ſchon ſeit einer halben Stunde mit der größten Sehnſucht erwartet hatte, man drückte mir die Hände und führte mich gleichſam im Triumph an die Mitte einer Tafel, wo ein weicher Sitz in einem Sorgſtuhl am friſchgeheizten Ofen für mich bereitet war.

Nun erzählte ich meine Fahrten umſtändlich und alle Blicke hingen an meinem Munde, mir gleichſam die Worte von den Lippen ſtehlend. Dem alten Förſter Bertram wurde von allen geflucht, und ich konnte nicht einmal die ganze Größe ſeiner Schändlichkeit an mir enthüllen; denn ich hätte mich ja vor allen dieſen Leuten geſchämt, ihn meinen Schwiegervater zu nennen. Andere Beiſpiele ſeiner tyranniſchen abſcheulichen Sinnesart, von meinen Zuhörern aufge-

tiſcht, ſtellten den rohen Alten als eine wahre Peſtbeule der Geſellſchaft dar.

„Dem muß es auch noch gehen, wie ſeinem gottloſen Sohn,“ ſagten Einige; „denn er hat Jeſum Chriſtum nicht erkennen lernen, ſondern iſt vielmehr nachher ſchier noch wilder geworden.“

„Was iſt denn ſeinem Sohne widerfahren,“ fragte ich.

„Erzählt nur weiter, lieber Herr; wenn Ihr fertig ſeid, wollen wir Euch alles von dem alten böſen Wilddieb und ſeiner ganzen Familie berichten,“ ſagte mein Nachbar, und ich eilte mit meiner Erzählung, weil mir dieſe Andeutungen die Bruſt zuſammen ſchnürten und ich bald volles Licht zu erhalten hoffte.

Als ich nun an die Scene am Hochgericht kam, riefen ſogleich Einige: „Nun da ſeid Ihr ja vom Vater zum Sohn gekommen!“ Dieſe Worte fuhren mir wie ein Dolch ins Herz.

„Der am Galgen?“ fragte ich höchſt beſtürzt.

„War Stephan Bertram, der böſeſte Kerl in der ganzen Gegend, ein Räuber und Mörder.“

Mir erſtarrte das Wort im Munde und ein gräßlicher Schauder durchrieſelte meine Gebeine, dem

ähnlich, welchen ich bei Berührung des Gehenkten empfunden hatte. Nur mit Mühe konnte ich meine Erzählung beendigen, und allein das wohlschmeckende ſtarke Bier, welches mir die guten Leute fleißig zutranken, vermochte den neuen Fieberfroſt wieder aus meinen Gliedern zu verdrängen.

Als ich geendet, bewunderte man allgemein mein Glück, daß ich im Moorgrunde dem Tod entgangen wäre; denn ſeine Abgründe ſeien ungeheuer tief und groß, ſo daß jeder, welcher ſchon hineingerathen, unerrettbar verloren geweſen ſei. Zwar ſei er an drei Seiten durch eine hohe Befriedigung, über welche ich geklettert, eingezäunt und nur von der Waldſeite, wo gar kein Weg, ſondern ſteiler rauher Boden, ſei er offen, weil er ſich noch darüber hinauszieh und einige Stunden in dieſer Richtuug fort, abwechſelnd mit Wald unterbrochen, laufe, und doch habe das Unglück ſchon einige Schlachtopfer eben ſo wie mich von dieſer Seite her hineingeführt. Es wurde ſogleich in der Verſammlung allgemein beſchloſſen, nun auch dieſe Seite noch mit Palliſaden zu umgeben.

Nachdem man ſich darüber nun weitläufig ausgeſprochen, erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erſtaunen,

daß der alte Bertram ſtets über die Grenze gegangen und das Wild bei Nacht und Nebel geſchoſſen, auch ſonſt ein arger Böſewicht ſei; ſein Sohn, in des Vaters Fußſtapfen getreten, habe den Meiſter bald übertroffen; denn aus einem Wilddiebe ſei er endlich gar ein Mörder geworden, indem er den Förſter, in deſſen Revier er gejagt, erſchoſſen, als ihn dieſer im Walde ertappt. Dafür ſei ihm kurzer Prozeß gemacht und er an den Armenſünderbaum angeknüpft worden.

Ohne daß ich nach ihr fragte, erfuhr ich von Lorchen ebenfalls wunderliche Geſchichten. Die Bauern verſpotteten ſie als ſehr unkeuſch und erzählten garſtige Hiſtörchen von ihr, welche ſich bei der Gräfin Werther zugetragen haben ſollten. Ich ſchämte mich vor mir ſelber, daß eine ſolche Perſon meine Braut war. Hinſichtlich des gnädigen Herrn wollte mir nun auch manches klar werden, aber ich wies die argwöhniſchen Gedanken zurück; denn von ſeinen Obern ſoll man nur alles Gute denken, und es hätte mir gar ſehr leid thun ſollen, wenn ich den Herrn Baron in einem falſchen Verdacht gehabt hätte. Deshalb ließ ich die Sache dahingeſtellt ſein, und überredete mich lieber, Beſſeres zu glauben.

Die Ueberſpannung aller meiner geiſtigen und körperlichen Kräfte, ſo wie die Mittheilung meines Schickſals hatte mir allen Schlaf verſcheucht; die Theilnahme der guten Landleute erheiterte meinen trüben Sinn einigermaaßen, doch war der Eindruck des Erlittenen und Erfahrenen zu furchtbar, als daß Heiterkeit hätte obſiegen können. Eine fieberhafte Unruhe durchtobte mich, meine Wunden ſchmerzten mich ſehr. Nach vier Uhr ging die Geſellſchaft, mir gute Ruhe wünſchend, auseinander und ich zu Bette, doch vermochte ich kein Auge zuzuthun. Erſt gegen Morgen war ich in einen unruhigen Schlummer verſunken, aus welchem mich jedoch bald gräßliche Traumbilder aufſcheuchten.

Die Liebe meiner guten ehrlichen Wirthsleute hatte meine Kleider getrocknet und gereinigt, mir einen ſtarken aromatiſchen Kaffee bereitet, die Stube gut geheizt, und ſo nahm ich denn im Sorgſtuhl hinter dem Ofen Platz und ſchmauchte mit Wohlbehagen mein Pfeifchen. Ich pflegte mich ſorgfältig und da ich im Dorfe keinen bequemen Wagen erhalten konnte, ſo wanderte ich, nachdem ich mich am Mittagsmahl gelabt, langſam dem nur einige Stunden entfernten Städtchen

zu. Der Regen hatte sich gelegt, und obgleich sehr matt, langte ich doch mit Anbruch der Nacht vor dem erstrebten Orte an.

Mein guter Wirth hatte mir gerathen, im Gasthof zur schwarzen Katze einzukehren, und mich zugleich mit der Nachricht überrascht, daß die Wirthin selbigen Gasthauses meines Lorchens Tante und das beste Stück von der Familie sei, welche sich auch mit den übrigen Gliedern derselben nicht abgegeben; nichts desto weniger sage man ihr auch allerhand abgeschmacktes Zeug nach, was er aber nicht und kein vernünftiger Mensch glaube. Als ich nun nach dem Thore zu marschirte, sah ich eine ältliche Frau, welche lange schon vor mir hergegangen war, noch einmal auf einem Wegsteine mit ihrer Last auf dem Rücken ruhen. Ich gesellte mich zu ihr, um zu fragen, wo der Gasthof zur schwarzen Katze zu suchen sei.

Mit gedämpfter Stimme und geheimnißvoller Geberde erwiederte sie: „Wir haben zwei Gasthöfe; in dem, nach welchem Ihr fragt, logirt sich's zwar besser, als im andern, aber — man spricht nicht gerne davon — vormals ist das Haus ein Kloster gewesen, und wie man allgemein behauptet, geht es in dem

alten großen Gebäude um; Ihr werdet es gleich sehen, wenn wir durch das Thor sind. Das ist es aber nicht allein, obschon für sich schlimm genug — aber — aber — im Vertrauen, mein bester Herr, Ihr seid fremd und Fremden muß man helfen; Ihr werdet mich auch nicht verrathen, um's Himmels willen nicht! es könnte mir großen Schaden bringen. Die Wirthin ist eine Hexe. Ich könnte Euch Manches erzählen, was mein seliger Mann mit seinen eigenen Augen gesehen, aber man muß seinem Nächsten nicht zu schaden suchen. Deshalb rath' ich Euch aus wohlwollendem Herzen, geht in den andern Gasthof zum goldnen Stier; da eßt Ihr auch gut."

Wenn ich mehr bei Kräften gewesen wäre, würde ich der Frau ihren unchristlichen Aberglauben verwiesen haben, jetzt aber wurde mir das Sprechen sauer; ich dankte daher und ging in die schwarze Katze. Wenn auch Lorchens Tante mich nicht gerade angelockt hätte, so wäre ich es mir, als einem Diener des göttlichen Wortes, selbst schuldig gewesen, nun in den verschrieenen Gasthof zu gehen, um dem Aberglauben Hohn zu sprechen.

Bald stand ich vor dem langen grauen Gebäude,

deſſen Bauart ein hohes Alterthum verrieth. Große ſteinerne Stufen führten zum Eingang und durch eine breite geſchweifte ſteinerne Thür trat ich in die innere Halle, welche von meinem einſamen Fußtritt dumpf widerhallte. Alles war wie im Grabe ruhig und ein leiſer Schauer überlief mich unwillkührlich. Als ich mich nach der Stubenthüre fühlen wollte, wurde dieſe geöffnet, ein geſchäftiges altes Mütterchen kam mir entgegen und hieß mich freundlich eintreten. Die Stube war weit ausgedehnt, die Fenſter hatten große ſteinerne Bogen, die Decke beſtand aus gothiſchen Schwibbogen; das Ganze war nur von einer düſter brennenden Lampe ſpärlich erleuchtet, und machte auf mich einen höchſt unangenehmen Eindruck.

Nur wenig Gäſte waren anweſend, am Ofen drückte ſich eine Frau mit verbundenem Kopfe herum, ſprach aber kein Wort. Ich nahm bei den Gäſten Platz und forſchte, ſo viel es meine Müdigkeit erlaubte, nach dem Städtchen, deſſen Größe und Einwohnerzahl, dann nach dem Alter des Gaſthauſes und nach deſſen Bewohnern, bemerkte aber, daß man mir gefliſſentlich auswich und Einer nach dem Andern ſein Glas Bier ausleerte und ſich entfernte. Die Alte

brachte mir ein gutes ſchmackhaftes Eſſen; als ich aber geſättigt war, ſah ich mich mit einem gewiſſen Unbehagen in dem großen düſtern Umfange der Gaſtſtube allein mit den beiden Weibern. Kein Wort wurde mehr gewechſelt. Die Alte ſpann Wolle und das grämliche Weib kroch tiefer in die Ecke und ſeufzte zuweilen in einem Tone, der mir durch Mark und Bein ging. Ich hatte wenig Luſt, mich nach der Verwandtſchaft zu erkundigen, ſondern beſtellte ein gutes Frühſtück und bat, mir mein Schlafzimmer anzuweiſen. Die Verlegenheit, in welche mein Verlangen die Alte ſetzte, entging mir nicht; ſie näherte ſich der jüngeren Frau, welche die eigentliche Wirthin zu ſein ſchien, ſprach leiſe mit ihr, nahm dann ein Licht und einen Bund Schlüſſel und hieß mich folgen. Wie viele Stufen wir geſtiegen, weiß ich nicht mehr, mir zerriß aber endlich meine gewiß lange, chriſtliche Geduld. Die Schwibbogen, Seiten-, Kreuz- und Quergänge wollten gar kein Ende nehmen. Die Alte immer ſtumm und eilig voran, ich ihr nach; endlich brach ich das ängſtliche Schweigen und fragte, wohin ſie mich eigentlich führen wolle; ich hätte nicht Luſt, mich ſo hoch zu betten, ſie ſolle mir ein unteres Zimmer anweiſen.

„Wir ſind ſchon an Ort und Stelle, lieber Herr,“ antwortete ſie. „Die meiſten Zimmer dieſes Hauſes ſind dumpf und moderig, auch voll alten Geräthes geſtopft, in vielen iſt Frucht aufgeſchüttet; denn wir treiben den Landbau ſtark. Auch iſt der Zuſpruch von Fremden bei uns ſelten, ſo daß wir nur ein luftiges und ſchönes Zimmer für Gäſte eingerichtet haben, und dies nur können wir Euch einräumen, wenn Ihr nicht in der Wirthsſtube auf der Streu liegen wollt.“

Ich war ſchon zufrieden geſtellt; denn das Zimmer, welches ſie mir mit dem klirrenden Schlüſſelbund geöffnet, war hoch und geräumig, an jeder Seite ſtanden drei Betten, die Decke war blendend weiß, die Tapete altmodiſch, doch koſtbar; ringsum hingen große Gemälde von Männern und Frauen. Alles dies ſah ich nur mit flüchtigem Blick. Die Alte wies mir ein Bette an und ermunterte mich zum Auskleiden. Darüber befremdet, bat ich ſie, das Licht hinzuſtellen und zu gehen; ich würde für das Löſchen desſelben ſchon Sorge tragen.

„Nein, nein, lieber Herr!“ ſagte ſie ängſtlich; „es iſt mir ſtreng verboten, einem Gaſte das Licht zu überlaſſen.“

Mit dieſen Worten ging ſie eilig, ſchlug die Thüre zu und ließ mich im Dunkeln ſtehen. Mit einem Schauer ſtarrte ich in die dicke ſchwarze Finſterniß des Zimmers, welches mich von jedem andern menſchlichen Geſchöpf ſo weit trennte. Mich fröſtelte; ich entkleidete mich eilig und vergrub mich in das große geräumige Federbett. Nichts flößt uns mehr Grauen ein, als uralte öde Gebäude. Schlafen konnte ich nicht, obgleich mir warm, ja ſogar heiß wurde. Ein Heer abſcheulicher Fratzenbilder ſchwirrte meinen Sinnen vor, dabei fiel mir alles Fabel- und Geiſterhafte ein, was ich je gehört; insbeſondere führte mir mein geſchäftiger Geiſt die Scene der vorigen Nacht am Hochgericht ſo lebendig vor, daß ich mehr als einmal den kalten Fuß des böſen Jägers zu faſſen wähnte. Ja ich erblickte ſogar ſein Geſicht, welches Lorchens Züge hatte und mich furchtbar gräßlich durch die Nacht anſtarrte.

So mochte ich wohl einige Stunden in einem überreizten halbwachen Zuſtande gelegen haben, als mich ein leiſer Schlummer befiel. Aber kurz darauf wurde ich durch ein nahes Geräuſch aufgeſchreckt. Heftig in die Höhe fahrend riß ich die Augen weit

auf und horchte; es war mir, als sei etwas von der Decke herab ins Zimmer gefallen. Alles war wieder ruhig; schon war ich geneigt zu glauben, meine erhitzte Phantasie habe mir einen neuen Streich gespielt, als ich das Geräusch sich wiederholen hörte. Ich faßte Muth und ließ ein herzhaftes: „Wer da!“ erschallen, erhielt aber keine Antwort; ich rief noch einmal und fügte eine Drohung hinzu, um zu zeigen, daß ich mich nicht fürchte; aber Stille waltete um mich her. Nun hüllte ich mich fester in die Decke, mein Herz klopfte wie ein Hammer und ich schwitzte gewaltig. Sehnlichst wünschte ich den Morgen herbei; hätte ich ihn nur im Bette abwarten können, aber mein Geschick wurde nicht müde, mich zu verfolgen. Ich fühlte ein dringendes Bedürfniß, dessen Befriedigung kein Sterblicher langen Aufschub gebieten kann, zumal wenn ihn die Furcht peinigt, wie mich Armen. Lange suchte ich am Bette und in dessen Nähe vergebens; meine Angst und Verlegenheit stiegen in jeder Sekunde. Nun tappte ich nach der Thüre; ach, wie lange mußte ich suchen! Doch ich fand sie endlich, lief auf dem Gange herum, fühlte und fühlte, wußte nicht wohin ich kam, und mußte endlich von der höch-

ſten Noth gezwungen dem heftigen Drange der Natur ohne Rückſicht auf den Ort ein Genüge thun. Als ich nach meinem Zimmer zurück wollte, vermochte ich dasſelbe nicht zu finden; ich konnte mir ſchlechterdings nicht klar machen, ob es von mir aus auf der rechten oder linken Seite des Ganges ſei; ich fühlte wohl eine Stunde lang auf der einen wie auf der andern Seite herunter und herauf, kam wohl an zehn verſchloſſene Thüren und fand erſt in der größten Verzweiflung — denn ich war ganz kalt geworden — die meinige in einer Gegend, wo ich ſie am wenigſten vermuthet hatte. Ganz im Kopfe verwirrt, trat ich in das Zimmer und fühlte mich nach meinem Bette; aber auch hier war ich auf die entgegengeſetzte Seite gerathen. Ich kam an ein Bette, und in der Meinung, es ſei das meinige, ſchlug ich die Decke zurück und warf mich hinein. Aber mit einem furchtbaren Schrei ſtürzte ich wieder heraus und auf den kalten Kalkboden. Der entſetzlichſte Schreck, den die menſchliche Natur nur zu tragen vermag, ſchlug mir durch alle Glieder; ich mußte mein Nervenſyſtem, mein Gehirn zerrüttet wähnen, ich glaubte auf der Stelle zu ſterben. Ich hatte mich nämlich auf einen eiskalten

Körper im Bette geworfen, hatte mit meinem Geſicht das Geſicht einer menſchlichen Leiche berührt, hatte ihren Arm mit meinen Händen ergriffen.

Das Entſetzen, welches mich niedergeworfen, ſcheuchte mich wieder auf; ſchnell raffte ich mich zuſammen und rennte wie ein Beſeſſener nach der andern Seite, ſtürzte in mein Bette, zog wie ein furchtſames Kind die Decke über die Ohren her und ſchwitzte bis zum Anbruch des Morgens fürchterlich. Ich verſuchte mich durch Gebet zu ſtärken; ach! es gelang mir nicht, meine Gedanken zu ſammeln; wie verſprengte Kinder eines unglücklichen Vaters, ſchweiften ſie weit umher. Der gehängte Bertram reichte mir ſeinen Fuß und die Leiche drüber verband ſich mit ihm, ſo daß ich Fuß und Geſicht zugleich fühlte. Stets horchte ich mit gereiztem Ohr, ob ſich im Zimmer nichts regte, und glaubte jemand ſchnaufen zu hören, fand aber dann, daß es das qualerpreßte und unterdrückte Aechzen meiner eigenen Bruſt war. Mein Kopf brannte fieberiſch, meine Pulſe glühten und in ſolch gräßlichem Zuſtande fand mich des Morgens erſter dämmeriger Strahl. Ich ſprang aus dem Bette, ergriff meine Kleider und eilte aus dem Zimmer. Auf

dem langen Rückweg kleidete ich mich an und war bald in der Gaſtſtube. Die Alte war ſchon munter; ſie erſchrak vor meinem Ausſehen, und als ich ſie ſcharf examinirte, was mir gegenüber im Bette gelegen, erfuhr ich, daß die alte Wirthin, die Mutter der Frau am Ofen, geſtern Abend kurz vor meiner Ankunft in der Nebenkammer verſchieden ſei und daß man die Leiche, ſich keines Fremden verſehend, in jenes eingerichtete Zimmer gebracht, den anweſenden Gäſten aber nichts von dem Todesfall geſagt habe. Die Leute hatten geglaubt, ich würde ruhig ſchlafen und morgens meiner Wege ziehen; deshalb hatten ſie keine Aenderung getroffen und mich in dasſelbe Zimmer gebettet. Meine Erbitterung über dieſe Unachtſamkeit wurde von der alten Dienerin des Hauſes ſtillſchweigend hingenommen. Die junge Wirthin ſtellte ſich auch ein, und als ich die Abenteuer der Nacht erzählte, mußten die Leute trotz ihrer Traurigkeit lachen. Das vernommene Geräuſch wußte die Alte dadurch ſehr gut zu erklären, daß zwiſchen der Wand und den alten Tapeten Mäuſe ungeſtört ihr Weſen trieben und von den Fruchtböden das Korn hierher trügen. Indem ich nun nach den Lebensumſtänden der Verſtorbenen forſchte, hörte ich, daß ſie Lorchens Tante und die wegen Zauberei ſo übel verſchrieene Frau geweſen war.

Die Tochter weinte viele kindliche Thränen, indem sie mir das erzählte und mich in einem sehr treuherzigen Tone versicherte, das Alles sei gar nicht wahr, ihre Mutter sei eine stille verschlossene, übrigens aber gute und brave Frau gewesen. Ich glaubte es ihr gern, und lenkte allmählig das Gespräch auf Lorchen. Aber du mein Gott und Herr! was mußte ich da wieder für saubere Geschichten anhören! Fast alles, was mir die Bauern erzählt, wurde wiederholt, aber noch mit schlimmen Zusätzen versehen und manch neues Stückchen hinzugefügt. Lorchen wurde von der jungen Wirthin hochmüthig, stolz, geizig, liederlich und was weiß ich alles, genannt. Wenn ich nun auch einen Theil dieser Beschuldigungen der durch Vernachlässigung beleidigten Verwandtschaft zuschreiben wollte, so blieb doch das meiste durch die Bestätigung Anderer wahr. Der jungen Wirthin sagte ich nichts von unserer Verwandtschaft, sondern schickte nach eingenommenem Frühstück nach einem Wagen.

Von Stund' an fühlte ich mich sehr unwohl, spürte abwechselnd Fieberfrost und Hitze, hatte heftige Kopfschmerzen, und setzte mich schon krank in den Wagen. Kein Essen und Trinken schmeckte mir auf der fernern Reise, ich konnte Nachts nicht schlafen, die gräßlichsten Bilder umgaukelten mich, sobald ich nur die Augen schloß; dabei waren mir alle Glieder

wie zerſchlagen, der Kopf zentnerſchwer, ich verſank ſtets im Wagen in einen ermattenden Halbſchlummer, aus welchem ich von Zeit zu Zeit heftig empor fuhr. Meine Abgeſpanntheit war zuletzt ſo groß, daß ich an nichts mehr Intereſſe nahm und faſt kein Wort redete. So langte ich denn todtkrank in meinem Geburtsorte an. Beim Schulzen, welcher meine Güter verwaltete, ſtieg ich ab.

Die gute Familie freute ſich ſehr, mich zu ſehen, vorzüglich das liebe Riekchen, die ich ſonſt auf dem Schooſe wiegte, wenn ich von der hohen Schule in den Ferien nach Hauſe kam. Kaum aber hatten ſie vernommen, in welchem Zuſtande ich ſei, als die Freude in theilnehmende Trauer überging. Mir wurde ſehr ſchlimm zu Muthe, ſo daß ich nur mit Mühe des guten Schulzen Bericht von den Veränderungen im Dorfe ſeit meinem letzten Hierſein anhören konnte; die wichtigſte Nachricht war inzwiſchen, daß der alte Paſtor, mein unvergeßlicher Lehrer, vor einigen Monaten heimgegangen war. Die Frau Schulzin hatte mir mit Riekchen ein herrliches Bette in einem netten Stübchen bereitet, aber kaum war ich darinnen, als mir die Sinne vergingen.

Und erſt nach ſechs Tagen kam ich wieder zu mir. Während dieſer Zeit kämpfte ich mit einem wilden hitzigen Fieber und ſchwebte ſtets zwiſchen Tod

und Leben. Die Aerzte, welche der Schulze aus der Stadt hatte kommen laſſen, hatten mich alle aufgegeben. Ich hatte ſchlimm geraſt und ſtets von dem böſen Förſter Bertram, ſeinem gehängten Sohne, der alten todten Here und Lorchens Unkeuſchheit geſprochen, lauter Dinge, welche ſich die guten Leute nicht hatten erklären können. Meine Krankheit zog ſich noch an vier Wochen hin; das liebe Riekchen wich nicht viel von meinem Bette, ſie wartete, ſo weit es ſich für ſie ſchickte, mich faſt allein. Und wie freute ſich das blühende achtzehnjährige Kind, als ſie mich endlich außer Gefahr wußte! Ich war ſo ſchwach, daß ich ſelbſt nach gehobener Krankheit noch an drei Wochen das Bette hüten mußte; an Riekchens Arm lernte ich wieder gehen. Sobald ich die Feder halten konnte, trieb mich die Pflicht, meinem gnädigen Herrn von meinen argen Schickſalen Meldung zu thun. Lorchens erwähnte ich aber nicht, ſchrieb auch nicht an ſie; denn nachdem ich ſo viel Uebeles von ihr erfahren, war ich doch recht böſe auf ſie. Der ganze Winter verging, eh' ich eine Antwort erhielt. Ich war allmählig erſtarkt und hoffte mit dem erwachenden Frühling auch wieder in die freie Natur treten und neuen Lebensbalſam einathmen zu können; der Winter feſſelte mich an das Zimmer und Riekchens Gegenwart machte mir dies ſo erträglich, daß ich mich

gar nicht hinausſehnte. Ohne daß ich es wußte, hatte ich ſie recht lieb gewonnen, und ihr ſchien's mit mir eben ſo gegangen zu ſein. Der Schulze hatte mir ſchon lange angelegen, ich ſolle mich zu der erledigten Pfarre melden; ſie könne mir nicht entgehen; denn er werde das Seine ſchon dabei thun: ich aber wies den Vorſchlag, obgleich ſeufzend und betrübt, mit dem Bemerken zurück, daß mich ſchon heilige Pflichten an meinen gnädigen Herrn feſſelten. Doch endlich erhielt ich einen Brief; er war vom Schulmeiſter, meinem Freund, welcher mir meldete, daß groß Unglück im Hauſe geſchehen ſei. Lorchen habe den Taufſtein vor dem Altar in Anſpruch genommen und die junge gnädige Frau ſich von ihrem Gemahl getrennt. Dieſer aber habe ſehr auf mich geſchimpft und gewüthet, daß ich nicht in die Schlinge gegangen; und Lorchen ſich über mich garſtiger Ausdrücke bedient. Sie lebe noch im Schloß, die Pfarre ſei unbeſetzt und der Baron habe geſchworen, ſie keinem andern zu geben, welcher nicht ſein Lorchen zur Frau Paſtorin mache.

Tags darauf meldete ich mich zur Stelle in meinem Geburtsort, that vor einer großen Volkszahl vier Wochen darauf die Probepredigt mit dem größten Beifall und war drei Monate darauf Paſtor und Riekchens glücklicher Gatte.

Gotha, gedruckt mit Engelhard-Reyherſchen Schriften.